This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

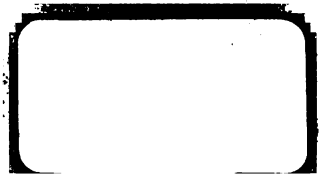
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07079463 5



206
Takel

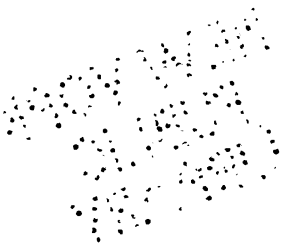
Geſchichte
der
Reformation
von Luther's Tode bis auf unſere Zeit.

Volksbuch
von
E. Th. Jäkel.

Mit Stahlſtichen.

Zweiter Band.

Leipzig.
Julius Meißner.
1847.



Erſtes Capitel.

Die anglicaniſche Kirche.

1531 — 1563.

Es wächst empor der Baum der neuen Lehre
Mit tiefer Wurzel, rieſ'gem Säulenſchaft;
Er wölbt ſich ſteigend über Land und Meere
Und ſtreuet weithin Schatten, Früchte, Kraft.
Anaſtaſius Grün.

In dem meerbeſpülten England, wo einſt Wicliffe ſeine Stimme gegen Hierarchie und Geiſtesknechtſchaft erhoben hatte, war es im Laufe der Zeit wieder recht finſter geworden. Ketzergerichte und Scheiterhaufen hatten den Samen freierer Religionsbegriffe erſtickt, und als mit Luther in Deutſchland das Morgenroth einer beſſeren Zukunft aufging, befand ſich das brittiſche Reich in einem über alle Beſchreibung traurigen Zuſtande. Auf dem Throne ſaß ein wollüſtiger Tyrann; das Parlament war eine Heerde zitternder Sklaven; das Volk küßte in ſtupider Gedankenloſigkeit die Ruthe, womit es

gezüchtigt wurde. Nirgends ſchienen die Ausſichten für kirchlichen und ſtaatlichen Fortſchritt troſtloſer zu ſein, als hier. Aber — ſo ſonderbar ſind die Wege der Vorſehung — gerade durch jenen nichtswürdigen König ſollte der Anſtoß erfolgen, der zur Trennung von Rom führte. Freilich waren die Beweggründe, die ihn dabei leiteten, die ſchlechteſten von der Welt, und das Gute, das zufällig aus ſeinen Anordnungen hervorging, iſt deshalb nicht auf ſeine Rechnung zu ſetzen. Doch ſei dem, wie ihm wolle: die Freiheit bleibt dieſelbe, mag ihr Tempel von reinen oder unreinen Händen errichtet ſein, und es iſt wohl erlaubt, ſich über einen Fortſchritt zu freuen, wenn man auch alle Urſache hat, den nächſten Urheber deſſelben aus Herzensgrund zu verachten.

Heinrich VIII. regierte ſeit 1509. Wie Nero, hatte er anfangs große Hoffnungen erweckt; er hatte ſich ſanft, edel, offen, den Wiſſenſchaften und Künſten hold gezeigt. Aber die Maske war ihm ſehr bald läſtig geworden. In ſeiner wahren Geſtalt hervortretend, offenbarte er jenen Herrſcherſtolz, welcher auch dem Fähigſten nicht ziemt, an dem Unfähigen aber doppelt gehäſſig iſt. Willkühr und Laune waren ſein Geſetz. Gegenvorſtellungen, Berufung auf Rechte, Widerſtand, ja ſelbſt Meinungsverſchiedenheiten ſchienen ihm todeswürdige Verbrechen. Nicht ahnend, was die Würde des Thrones, was die Pflicht des Regenten heiſche, ſchändete er ſich

durch Völlerei und unersättliche Wollust. Und wie Wollust gewöhnlich mit Blutgier gepaart ist, so war auch Heinrich ein blutdürstiges Ungeheuer Ohne Thatkraft, aber voll Eigenwillen, ohne Größe, aber voll Hochmuth, ohne wahren Ehrgeiz, aber voll unbegrenzter Eitelkeit, bietet er ein höchst widerliches Charakterbild dar, von dem man sich gern mit Ekel abwenden möchte, wenn man sich nicht mit ihm beschäftigen müßte.

Ludwig der Eilfte von Frankreich, der Schöpfer der Politik des Despotismus in dem neuern Europa, hatte den Königen gezeigt, wie man durch Minister, aus der Classe des Volks ernannt, den Feudaladel schlagen und bändigen könne. Diese Werkzeuge konnten leicht wieder weggeworfen werden. Heinrich VIII. machte sich ein solches Werkzeug der Macht und des Glückes aus dem Sohne eines Fleischers, aus Wolsey, der bis zum Cardinal stieg. Von diesem Günstlinge berathen, ließ er sich in mehrere Unternehmungen ein, worin er die Kräfte seines Landes nutzlos verspl'itterte. Zweimal stritt er, mit Karl V. verbündet, wider Frankreich; zweimal kriegte er mit Frankreich gegen Karl. Außerdem lud er den Fluch der Lächerlichkeit auf sich durch den Eifer, womit er sich in die theologischen Kämpfe seiner Zeit stürzte. Das Lutherthum erweckte damals dieselbe Unruhe und denselben Haß bei den Priestern und Königen, wie neuerlich der Liberalismus. Auch Heinrich glaubte eine

Lanze dagegen einlegen zu müſſen; er beging alſo die Thorheit, ein Theolog ſein zu wollen und den Wittenberger Reformator mit der Feder zu bekämpfen. Die Folge davon war, daß er von dem derben Luther, bei dem kein Anſehen der Perſon galt, tüchtig abgeführt und dem Spotte der Welt preisgegeben wurde. *) Als Pflaſter auf die Wunde, die hierdurch ſeiner Eitelkeit geſchlagen ward, ertheilte ihm Papſt Leo X. den prunkenden Titel „Schirmer des Glaubens.“

Um dieſem Titel Ehre zu machen, ließ der durch ſolche Auszeichnung geſchmeichelte König ſich's angelegen ſein, alle proteſtantiſchen Regungen in ſeinem Lande niederzuhalten. Aber er erreichte ſeinen Zweck nur unvollſtändig, und ſeine eigenen Leidenſchaften mußten endlich der neuen Lehre in die Hände arbeiten.

Heinrich hatte nach dem Wunſche ſeines Vaters die Gattin ſeines frühverſtorbenen Bruders Arthur, Katharina von Arragonien, geehelicht. Achtzehn Jahre hatte bereits dieſe Verbindung gewährt, als Heinrich plötzlich derſelben überdrüſſig wurde, indem er Verlangen nach dem Beſitze einer jungen Hofdame, Anna von Boleyn, trug. Blind vor Leidenſchaft, trug er kein Bedenken, eine Scheidungsbulle von dem Papſte zu verlangen. Clemens VII. jedoch, der damals auf dem Stuhle Petri

*) ſ. das Nähere über dieſen Streit in „Luther's Leben,“ III, 29—35.

ſaß, behandelte aus Rückſicht für Kaiſer Karl, deſſen Tante Katharina war, die Sache mit großer Vorſicht und Langſamkeit, was den verliebten Heinrich äußerſt ungeduldig machte. Er ließ ſeinen Aerger an ſeiner Umgebung aus, und ſo fiel unter Andern auch der allmächtige Cardinal Wolſey in Ungnade, wahrſcheinlich, weil er in dieſer Angelegenheit nicht jenen folgſamen Eifer gezeigt hatte, den der König erwartete. Unter dem Vorwande, er habe die Widerſetzlichkeit der Königin unterſtützt und die Scheidung zu hintertreiben verſucht, ließ ihn der Despot vor dem Parlamente des Hochverraths anklagen, und ſchwerlich würde der Cardinal der Hinrichtung entgangen ſein, wenn nicht der Kummer dem Henker zuvorgekommen wäre. Er ſtarb auf dem Wege nach dem Gefängniſſe am 29. November 1530.

An Wolſey's Stelle trat in des Königs Gunſt Thomas Cranmer. Es war dies ein einfacher Doctor der Theologie, der ſich aber durch eifrige Parteinahme für die Scheidung bemerklich gemacht hatte. Auf ſeinen Rath ſchrieb Heinrich, da Rom immer noch mit der Zuſtimmung zauderte, an mehrere Univerſitäten und bat um ihr Gutachten in der ſtreitigen Frage. Sie entſchieden insgeſammt auf Grund einer Stelle im dritten Buche Moſis hin *), daß die Ehe mit des Bruders Wittwe

*) III. Moſ. 18, 16. Hier iſt aber blos von einer Verbindung mit der Frau des Bruders bei deſſen Lebzeiten die

unbedingt fest. Nun ließ Heinrich von seiner willfährigen Geistlichkeit die Verbindung mit Katharinen sofort für aufgelöst, die in gedachter Verbindung erzeugte Tochter Maria für unehelich, sich selbst aber zum Protector und Oberhaupte der Kirche in England erklären (1531). Die Vermählung mit Anna Boleyn fand statt, und Cranmer wurde zum Erzbischofe von Canterbury und Primas von England ernannt.

Der heilige Vater in Rom traute seinen Ohren kaum, als er die seltsame Kunde von den Vorgängen in England vernahm. Er beschied den König nach Rom, um sich über sein eigenmächtiges Verfahren zu verantworten, und als diesem Befehle nicht Folge geleistet ward, schleuderte er den Bannfluch gegen den Ungehorsamen. Aber der Blitz des Vaticans hatte seine Schrecken verloren; er konnte kaum einen Privatmann mehr schädigen, geschweige denn einen König. Anstatt also den Gebannten in Verlegenheit zu bringen, führte die Excommunication nur zu einem völligen Bruche zwischen England und Rom. Die Nation, das Parlament, die Geistlichkeit, Alles stimmte für die Trennung. Die neue Ehe wurde nochmals bestätigt, und 1534 erschien eine Parlamentsakte, welche dem Könige den Titel „Oberhaupt

Rede, während an einer andern Stelle (V Mos. 25, 5.) das göttliche Gesetz geradezu verlangt, daß nach dem Absterben eines Bruders der Ueberlebende dessen Wittwe heirathe im Fall der Kinderlosigkeit.

der anglikanischen Kirche" gab mit aller geistlichen und selbst weltlichen Autorität des Papstes.

Die Stellung Heinrich's war eigenthümlich. Er befand sich an der Spitze einer Empörung gegen den Papst und haßte doch die Protestanten, deren Freiheitsgeist er als König verabscheute. Um nun den Schein der Consequenz zu retten, sah er sich genöthigt, in der Lehre, zu deren Vertheidiger er sich einmal als theologischer Schriftsteller aufgeworfen hatte, so wenig als möglich oder lieber gar nichts zu ändern; denn wie hätte er den Triumph der Lutheraner ertragen können, daß er, der erbitterte Gegner Luther's, nun selbst zu dessen Bekennern gehöre! Nein, Papst und Luther sollten gleichmäßig gehaßt werden. Man kann sich demnach denken, wie seine Reformation ausfiel. Er faßte das Werk nur von außen an. Nur in der Verfassung der Kirche und mit den äußern Instituten derselben sollten Aenderungen eintreten, alles Uebrige beim Alten bleiben. Mit der Aufhebung der Klöster wurde angefangen, da diese Maaßregel dem Könige in mehrfacher Hinsicht diente. Das Vermögen derselben, die Annaten, die geistlichen Zehnten fielen an die Krone. Hierdurch bekam Heinrich bedeutende Reichthümer in die Hände, die er theils zur Begründung sechs neuer Bisthümer verwendete, theils für seine Verschwendungen verbrauchte.

An die Aufhebung der Mönchsorden und Klöster

wirkten ſich einige leiſe Aenderungen im Cultus, wobei man aber ſo viel als möglich vom Alten beizubehalten ſuchte. Gleichwohl erregten ſchon dieſe wenigen Neuerungen den Widerſtand der eifrigen Katholiken, was in Verbindung mit des Königs eigenem Grundſatz, die Reformation nicht weiter um ſich greifen zu laſſen, als ihm zuträglich ſchien, den Beſtrebungen des freiſinnigen Cranmer vor der Hand ein Ziel ſetzte. Heinrich's religiöſer Geſichtskreis war ſo beſchränkt, daß er ſich nicht einmal über die päpſtliche Lehre von der Brodverwandlung im Abendmahle erheben konnte; im Gegentheil, ſie gehörte zu ſeinen Lieblingslehren, und Alle, die andrer Anſicht waren, wurden als Ketzer verfolgt. Der Despot hielt ſich allen Ernſtes für den gelehrteſten Mann ſeines Königreichs; er glaubte daher ein Recht zu haben, Normen des Glaubens aufzuſtellen und ihre Annahme mit Gewalt zu erzwingen. Von dieſer Vorausſetzung ausgehend, entwarf er ſechs Artikel, die Jeder bekennen mußte, der ein kirchliches oder Staatsamt bekleiden wollte, ja deren Leugnung ſogar Gefängniß, Galgen oder Scheiterhaufen nach ſich zog. Dieſe ſechs Artikel — von dem Volke das Blutgeſetz genannt — betrafen die Brodverwandlung, das Cölibat der Prieſter, die Keuſchheitsgelübde, den Genuß des Abendmahls unter einer Geſtalt, die Ohrenbeichte und die Privatmeſſen, worin Alles zu Gunſten der katholiſchen Lehre entſchieden wurde. An

die Stelle der Unfehlbarkeit des Papſtes trat nachgerade die Unfehlbarkeit des Königs. Der Supremateid verpflichtete Jeden, ihn als geiſtliches Oberhaupt, als letzte Inſtanz in Glaubensſachen anzuerkennen.

So wurde der Grund zur engliſchen oder anglicaniſchen Kirche gelegt, einer Kirche, die zwar ſpäter in ihren Grundzügen mehrfache Aenderungen erlitt, aber doch von der ſtreng reformirten geſondert blieb, indem ſie viele Ceremonien und hierarchiſche Formen beibehielt. Man nennt ſie auch die Hochkirche, weil ſie die herrſchende in England wurde, oder die Epiſcopalkirche (biſchöfliche Kirche), weil ſie das biſchöfliche Regiment fortbeſtehen ließ und in ihr Glaubensbekenntniß ausdrücklich den Satz aufnahm, daß die Biſchöfe ihre Macht nach göttlichem Rechte beſäßen und blos die von denſelben empfangene Weihe jener Macht theilhaftig mache.

Alles dies wäre vielleicht anders geworden, wenn, wie es anderwärts der Fall war, die Reformation aus dem Schooße des Volkes emporgekommen wäre. Aber ſo ging ja in England der ganze Impuls von einem einzelnen Menſchen, dem Könige, aus. Die Parteiung war nicht das Werk der getheilten ſelbſteigenen Ueberzeugung; nein, der König befahl die Trennung von Rom, ſein Machtgebot ſchrieb die Glaubensformel vor, ſeine Laune galt als Gewiſſensregel für die Nation. Rechtgläubig war nur, wer ihm nachſprach ohne Clau-

ſel und Vorbehalt, und die Strafe des Hochverraths drohte Jedem, der dies nicht that. Der Tyrann begnügte ſich nicht mit der Herrſchaft über Menſchen; er wollte auch über die Geiſter, über die Gewiſſen herrſchen. Alle Andersdenkende, mochten ſie Papiſten, Lutheraner oder Calviniſten heißen, waren geächtet durch ſein Geſetz, und nach allen Seiten wüthete das Henkerſchwert.

Wir müſſen einiger dieſer Opfer gedenken. John Fryth, ein Anhänger Luther's, ſtarb 1533 zu London auf dem Scheiterhaufen. Er hatte lutheriſche Schriften in England verbreitet und ſich mit ſeinem Freunde William Tindal um die Ueberſetzung der Bibel in die Landesſprache verdient gemacht. Lange war es ihm gelungen, den Nachſtellungen der königlichen Schergen zu entgehen, bis er endlich doch in ihre Hände fiel. Als er ſah, daß es keine Rettung mehr gab, ging er mit dem feſten Muthe eines tapfern Mannes zum Tode.

Auch Tindal wurde ein Opfer ſeiner Feinde. Er hatte ſich zwar aus ſeinem Vaterlande nach den Niederlanden geflüchtet, wurde aber zu Vilvorden in Brabant gleichfalls den Flammen übergeben, im Jahre 1535.

Wie eifrig damals die proteſtantiſchen Niederländer waren, die Verbreitung der Bibel und mit ihr die Verbreitung der Reformation zu befördern, davon giebt uns die ſchlaue Unternehmung eines Kaufmanns in Antwerpen ein auffallendes Beiſpiel. Der Biſchof von London

ließ die ganze Auflage der in Antwerpen erſchienenen Tindal'ſchen Ueberſetzung des neuen Teſtaments aufkaufen, um ſie zu verbrennen, und bezahlte die Summe dafür an jenen Kaufmann. Dieſer glaubte aber das Capital nicht beſſer verwenden zu können, als wenn er es in eine zweite Auflage ſteckte, die bald darauf in verbeſſerter Geſtalt folgte und ſtatt in die Hände des engliſchen Biſchofs in tauſend andere Hände kam, die einen beſſern Gebrauch von ihr machten.

Barnes, Gerard und Jerome, drei Proteſtanten, erlitten zugleich mit drei Katholiken den Tod. Die Verurtheilten wurden auf drei von Geſträuch geflochtenen Schleifen zum Richtplatz geſchleppt; auf jeder Schleife ſaßen ein Proteſtant und ein Katholik. Das nannte der Tyrann Gleichheit vor dem Geſetz!

Fiſher, der tugendhafte Biſchof von Rocheſter, wurde hingerichtet, weil er ſich weigerte nachzuſprechen, Maria, des Königs Tochter aus der für nichtig erklärten Ehe, ſei unfähig zur Thronfolge. Daſſelbe widerfuhr dem berühmten Kanzler Thomas Moore (Morus), weil er ſich nicht dazu verſtehen wollte, dem Könige den Suprematseid zu leiſten. Moore war ein aufgeklärter Mann; er ſtand mit Erasmus von Rotterdam in Briefwechſel; Rotteck nennt ihn „eine Zierde ſeiner Zeit durch Geiſt und Charakter.“ Indeſſen muß bemerkt werden, daß er ſelbſt von Verfolgungsſucht nicht freizuſprechen, indem er

es hauptſächlich war, welcher John Fryth auf den Holzſtoß brachte. Sein Tod iſt gewiſſermaßen als Sühne für jene Verirrung zu betrachten; doch entſchuldigt dies Heinrich's Tyrannei keineswegs.

Die erledigte Kanzlerwürde fiel an den bisherigen Staatsſecretär Thomas Cromwell, einen Verwandten Anna Boleyn's. Dieſe ſelbſt genoß nur vier Jahre das Glück, Königin zu ſein. Nicht der Bannſtrahl, den ein neuer Papſt, Paul III., gegen ſie und Heinrich ſchleuderte, ſtürzte ſie von ihrer Höhe herab, ſondern die Unbeſtändigkeit Heinrich's. Der lüſterne Monarch hatte ſeine Augen auf ein junges Mädchen von großer Schönheit, Namens Johanna Seymour, geworfen. Um ſich in ihren Beſitz zu ſetzen, ſuchte er der alten Feſſeln ledig zu werden. Er ließ Anna Boleyn der Untreue anklagen, und ein aus 26 Peers zuſammengeſetztes Geſchwornengericht war niederträchtig genug, die Unſchuldige zu verurtheilen. Am 19. Mai 1536 wurde das holde Geſchöpf enthauptet, nachdem ſieben Tage vorher ihre vermeintlichen Mitſchuldigen (darunter ihr Bruder, Lord Rocheford) den Tod erlitten hatten. Das feile Parlament erklärte auch dieſe Ehe für ungültig und die derſelben entſproſſene Tochter, Eliſabeth, für einen Baſtard.

Den Tag nach Annens Hinrichtung betrat Heinrich das Brautgemach Johannens. Der blutgierige

Wollüstling kannte nur solchen Weg. Doch dauerte diese Verbindung nicht lange. Johanna Seymour starb schon 1537, nachdem sie den Prinzen Eduard geboren hatte. Darauf heirathete Heinrich, bewogen durch ein schmeichelndes Portrait, eine deutsche Protestantin, Anna von Cleve. Als sie jedoch in England ankam, fand er sie häßlich. Er schickte sie also unter dem Vorwande, daß sie schon einmal Braut gewesen sei, ihren Eltern zurück. Dem Kanzler Cromwell, der als sein Bevollmächtigter die Heirath gemacht hatte, ließ er den Kopf abschlagen (am 28. Juli 1540).

Annens Nachfolgerin wurde eine Engländerin, Katharina Howard. Zwei Jahre gelang es diesem reizenden Weibe, die flüchtige Neigung des sinnlichen Fürsten an ihre Person zu fesseln, und sie würde vielleicht länger ihre Herrschaft behauptet haben, wenn nicht dem Könige entdeckt worden wäre, daß seine neue Gemahlin ehedem einige Fehltritte sich habe zu Schulden kommen lassen. Heinrich, eben so eigensinnig im Punkte der Jungfrauschaft, als in dem des Glaubens, verlangte Beweise und erhielt deren genug. Sofort gab er den Befehl zu Katharinens Hinrichtung. Ihr Haupt fiel am 12. Februar 1542. Fast alle ihre Anverwandten hatten dasselbe Schicksal, „weil sie nicht zu rechter Zeit ihre Aufführung angegeben hätten.“

Unmittelbar darauf erließ das Parlament ein Gesetz,

welches den Tod verordnete, erstens für jede Königin, welche bei der Vermählung als Jungfrau vorausgesetzt worden wäre, später aber überwiesen werden könnte, es nicht mehr gewesen zu sein, zweitens für jede Person, welche die Untreue einer Königin kenne und sie dem Könige nicht anzeige. Vermuthlich um der entsetzlichen Jungfernprobe sich überheben zu können, heirathete Heinrich 1544 eine schöne Wittwe, Namens Katharina Parr.

Diese sechste Gemahlin überlebte den Tyrannen; aber auch ihr war die Hinrichtung zugedacht, und nur durch glückliche List entrann sie dem Verderben. Es gehörte nämlich zu den unangenehmen Pflichten der Gattinnen Heinrich's, die theologischen Salbadereien desselben anhören zu müssen. Bei einem solchen Gespräche entwischten einst der armen Katharina Parr einige Ausdrücke, welche eine geheime Hinneigung zu der Sache der Protestanten zu verrathen schienen. Heinrich, dadurch empfindlich verletzt, ließ eine Anklage gegen seine Gemahlin aufsetzen und unterzeichnete sie. Glücklicherweise fiel das verhängnißvolle Papier dem Kanzler aus der Tasche und wurde von einem Freunde der Königin aufgehoben. Diese, von der ihr drohenden Gefahr unterrichtet, beeilte sich, ihrem Ehetyrannen auf geschickte Weise beizubringen, daß sie alle seine religiösen Ueberzeugungen theile und sich glücklich schätze, unter der Anleitung eines so gelehrten

Theologen zu ſtehen. Heinrich, deſſen Eigenliebe ſich durch dieſe Erklärung mächtig geſchmeichelt fühlte, ſchloß Katharinen entzückt in ſeine Arme und rief freudetrunken aus: „O mein Herzchen, nun ſeid Ihr Doctor geworden! Wir ſind auf ewig Freunde.“ Ein lächerlicher, aber charakteriſtiſcher Zug! Ja wahrhaftig, ein Elender, vielleicht der Elendeſte, den es je gegeben, war in Selbſtanbetung verſunken!

Eine andere theologiſche Streitigkeit, die der König mit einem armen Schulmeiſter, Namens Lambert, hatte, endigte weniger glücklich. Der Mann war vor die Biſchöfe geladen worden, weil er die wirkliche Gegenwart Chriſti im Abendmahle geleugnet hatte. Er appellirte an den König, der dieſem Satze mit Vorliebe anhing. Heinrich ergriff begierig die Gelegenheit, einmal ſein theologiſches Licht leuchten zu laſſen, und forderte den Schulmeiſter zu einer Disputation heraus. Die Ausforderung wurde angenommen und der gelehrte Wettkampf ging in einem Saale der Weſtminſterabtei unter Anweſenheit der Geiſtlichkeit und des Hofſtaates vor ſich. Der gekrönte Streitkopf ſaß auf einem Throne. Natürlich erntete ſein Gewäſch den Beifall der verſammelten Speichellecker. Indeſſen trieb ihn doch Lambert ſo in die Enge, daß er ſich nur mit einer Drohung zu helfen wußte. Er ſtellte nämlich ſeinem Gegner die Alternative, entweder die wirkliche Gegenwart Chriſti anzuerkennen, oder auf

das Schaffot zu wandern. Lambert antwortete mit einem Gegensatze, der die Logik des Tyrannen erhitzte, und starb unter dem Beile. Man tödtete ihn auf grausame Art. Heinrich aber rühmte sich, daß sein Satz den Sieg davon getragen habe.

Anna Ascue, ein schwärmerisches Hoffräulein hatte sich ebenfalls über den berührten Punkt unvorsichtig geäußert. Als sie deshalb gefoltert ward und der Henker, gerührt von ihrer Jugend und Schönheit, die Folter noch stärker anzuziehen sich weigerte, legte der Kanzler Wriotheseley wüthend die eigene Hand an und zerriß den zarten Leib. Hierauf schleppte man die Halbtodte zum Scheiterhaufen und verbrannte sie.

Die edle Gräfin von Salisbury schützte weder ihr Alter, noch ihr hoher Rang vor schmählichem Tode. Auf des Königs Anklage wurde sie, die Letzte des Hauses Plantagenet, das dreihundert Jahre lang über England geherrscht hatte, ohne Beweis und Verhör zur Enthauptung verurtheilt. Noch auf dem Schaffot erklärte sie dem Henker mit fester Simme: sie könne gemordet, nicht aber gerichtet werden. Treu ihren Worten, weigerte sie sich, den Kopf auf den Block zu legen. Der Henker wollte sie dazu zwingen; sie riß sich los. Es war ein erschütternder Anblick, die Greisin mit aufgelösten grauen Haaren auf der Blutbühne herumlaufen und den Henker mit geschwungenem Beile ihr nacheilen

zu ſehen. Endlich ſtreckte er ſie mit vielen Wunden nieder. Welche Scene!

Der Herzog von Norfolk hatte irgendwo fallen laſſen, daß der kranke König nicht lange mehr leben werde. Heinrich erfuhr es und ſchickte mit teufliſchem Raffinement des Herzogs Sohn, den Grafen von Surrey, auf das Blutgerüſt. — Doch genug von den Henkerthaten des Ungeheuers! Wollten wir alle ſeine Opfer aufzählen, wir könnten ganze Bücher damit anfüllen. Ihre Zahl belief ſich weit in die Tauſend; die meiſten fielen ſchuldlos, ohne Prozeßform.

Ein förmlicher Parlamentsbeſchluß verbot bei Todesſtrafe, von dem Tode des Königs zu reden. Dies ſchreckte Jeden ab, dem Tyrannen etwas über ſein Lebensende zu ſagen. Endlich wagte es doch einer der Räthe, und ſo bekam Heinrich VIII. wenigſtens Zeit, ſein Teſtament zu machen. Im Jahre 1547 befreite er die Welt von ſeinem Daſein, nachdem er 36 Jahre das Scepter geführt.

Wenn man die Geſchichte eines Deſpoten lieſt, ſo erſtaunt man gewöhnlich darüber, wie ihn die Völker ſo lange haben ertragen können. Geht man aber die Geſchichte dieſes Heinrich durch, ſo iſt ſolches geradezu unbegreiflich. Die Geſetze waren mehr als Fallſtricke für die Bürger; ſie waren mörderiſche Achtserklärungen; denn es wurde ſowohl das Für als das Wider beſtraft.

Es war heute ein Verbrechen, eine Ehe des Königs für ungültig, morgen ein Verbrechen, ſie für gültig zu halten. Es galt eine Zeitlang als Hochverrath, die Prinzeſſinnen aus den beiden erſten Ehen für ehelich zu halten; ſpäter, als ſie von dem Könige wieder für ächt und ſucceſſionsfähig erklärt worden waren, wäre es Hochverrath geweſen, ſie für unehelich zu halten. Seltſamer Widerſpruch! Die Ehen mußten als nichtig, die in denſelben erzeugten Kinder aber als vollberechtigte eheliche Nachkommen betrachtet werden. Wäre man über dieſe zweiſchneidige Angelegenheit gefragt worden, ſo würde ſogar das Nichtantworten Hochverrath geweſen ſein. Wie konnten die Engländer — ein Volk, das ſo leicht zum Widerſtande geneigt iſt und ſo eiferſüchtig über ſeine Freiheit wacht — 36 Jahre lang dieſe eigenſinnige, beſtändig mit ſich im Widerſpruch befindliche, ſelbſt die Gewiſſen unterdrückende Regierung ertragen? Man kann ſolche Erſcheinung nur durch die tiefſte Verdorbenheit, durch die ſerviliſte Dahingebung der Nation und des Parlaments erklären. Und in der That iſt die Geſchichte eines aſiatiſchen Reiches weil minder empörend und niederſchlagend, als die Geſchichte des damaligen Englands. Alle, alle Launen, Ungerechtigkeiten und Leidenſchaften des Königs, jeden Einfall der Wuth und ſelbſt des Wahnſinns bekräftigte, ſprach nach und vollzog das demüthig folgſame, jedem Ehr- und Rechtsgefühl verſchloſſene, unbeſchreiblich verworfene Par-

lament. Die Verfaſſung war zum Gaukelſpiel, die Volksvertretung zum furchtbarſten Werkzeuge der Tyrannei geworden. Man wird verſöhnt mit Heinrich, wenn man ſeiner „Peers“ und ſeiner „Gemeinen“ gedenkt. *) Ein Sclavenvolk bedarf eines Zuchtmeiſters.

Das Parlament würde ohne Widerſtreben ein Geſetz zu ſeiner eigenen Abſchaffung gegeben haben, wenn Heinrich daſſelbe nicht gern als bequemes Werkzeug der Willkühr erhalten hätte. Wenigſtens machte es Zugeſtändniſſe, welche der Anerkennung der abſoluten Monarchie gleich kamen. Es verfügte unter Anderm, daß der König das Recht haben ſolle, für ſich allein Verordnungen ergehen zu laſſen und Strafen zu verhängen. Alſo veräußerte es ſelbſt ſeine eigne geſetzgebende Gewalt! Auch ertheilte es dem Könige die Macht, zu ſeinem Nachfolger zu ernennen, wen immer er wolle, machte mithin England zum Patrimonialreich. Und endlich erklärte es ausdrücklich, daß es überhaupt in geiſtlichen und zeitlichen Angelegenheiten keine andere Vorſchrift habe, als den Willen des Königs. — Alle Heldenthaten und Opfer, womit die edleren Vorfahren ſich Freiheit errungen hatten, ſchienen verloren. Die Engländer ſtan-

*) Peers heißen die Mitglieder des Oberhauſes, Gemeine (Commons) die des Unterhauſes. Für Ober- und Unterhaus hat man daher auch die Ausdrücke: Haus der Lords und Haus der Gemeinen.

den am Rande des Abgrunds einer vollkommenen Despotie. Das Schickſal, nicht eignes Verdienſt hat ſie davon errettet.

Heinrich's Nachfolger in der Regierung war ſein unmündiger Sohn, Eduard VI. Er ſtammte aus der Ehe mit Johanna Seymour und hatte gute Anlagen. Da er aber erſt zehn Jahre zählte, ſo ſollte nach dem Willen des Vaters ein Rath von 16 Perſonen die Regierung bis zu ſeiner Mündigkeit führen. Die Mehrzahl dieſes Rathes nun fand um der größern Einheit willen für gut, aus ihrer eignen Mitte einen Protector zu erwählen. Die Wahl traf einen mütterlichen Oheim des jungen Königs, den Grafen von Hertford, der ſich bald nach ſeiner Erhebung zum Herzoge von Somerſet ernennen ließ.

Somerſet war ein Mann von nicht gewöhnlichen Eigenſchaften und großer Willenskraft. Unter ſeinem Einfluſſe ſank die Bedeutung des Vormundſchaftsrathes auf Null herab, und er regierte eine Zeitlang faſt mit königlicher Unumſchränktheit. Doch ſchlug dieſer Umſtand der Reformation zum Vortheil aus; denn der Protector war der Glaubensneuerung mit Entſchiedenheit zugethan. Unter ihm bekam Cranmer, der, ſo lange Heinrich gelebt, nur mit großer Mäßigung hatte auftreten können, endlich freie Hand. Die Herrſchaft der katholiſchen Lehre, die bis dahin durch Heinrich's blutige

Strenge erhalten worden war, wurde gebrochen. Die verhaßten Geſetze des verſtorbenen Tyrannen kamen in Wegfall, darunter auch das Statut der „ſechs Artikel," das der Reformation ſo hinderlich geweſen war. Die religiöſe Bewegung erhielt dadurch einen weit freieren Gang. Die Privatmeſſen wurden abgeſchafft, die Bilder aus den Kirchen entfernt, die katholiſchen Gebräuche umgewandelt, die Biſchöfe der Wahl des Königs unterworfen. Ausländiſche Theologen von Ruf, wie die beiden Deutſchen Bucer und Fagius, der Franzoſe Peter Martyr, der Italiener Bernardino Ochino, der Pole Albertus a Lasco und Andere, bekamen Profeſſuren an der Univerſität zu Oxford, um die ſtudirende Jugend für die Anſchauungen eines geläuterten Chriſtenthums zu gewinnen. Verſtändige und aufgeklärte Geiſtliche mußten die Kirchſpiele durchreiſen und nachſehen, ob in Kirche und Schule den Anordnungen der Regierung nachgekommen würde. Die Zuwiderhandelnden verfielen den Strafgeſetzen.

Durch dieſe und ähnliche Maaßregeln wurde Somerſet der eigentliche Gründer der anglicaniſchen Kirche, und ſein Ruhm als ſolcher würde hell in der Geſchichte ſtrahlen, wenn er denſelben nicht durch Unduldſamkeit gegen Andersglaubende befleckt hätte. Vergebens warnte ihn der vorſichtige Cranmer vor Härte und Gewaltthätigkeit; Somerſet war nun einmal eine gewaltſame

Natur. Wer ſeinen Anordnungen in Glaubensſachen nicht Folge leiſtete, mußte ſeine eiſerne Hand ſchwer empfinden. Katholiken ſowohl als Sectirer wurden hingerichtet. Den Erſteren wollte er ſogar die Predigten unterſagen, die Meſſe nehmen und ihren Prieſtern die Eheloſigkeit verbieten, und als es darüber in einigen katholiſch geſinnten Diſtrikten zu Unruhen kam, unterdrückte er ſolche mit blutiger Strenge. Oft ſträubte ſich der junge König, die ihm vorgelegten Todesurtheile zu unterzeichnen; aber zu ſchwach, ſeinen Willen durchzuſetzen, mußte er ſich fügen und ſagte nur weinend zu Cranmer: „Thue ich unrecht, ſo ſeid Ihr dafür verantwortlich.“

Gewaltſam, wie in der Religion, verfuhr der Protector auch in der Politik. Vor Allem lag ihm die Vereinigung Schottlands mit England am Herzen. Im Jahre 1542 war der ſchottiſche König Jacob V. geſtorben, unter Hinterlaſſung einer unmündigen Tochter Maria, die ebenfalls unter Vormundſchaft ſtand. Der Gedanke an eine Verheirathung Eduards mit Marien drängte ſich ſchon Heinrich dem Achten auf, und er bewirkte in der That einen Vertrag, der dieſe Ehe zuſicherte. Doch bei den Schotten, die noch größtentheils katholiſch waren und von fanatiſchen Prieſtern aufgehetzt wurden, war das Heirathsproject keineswegs populär; ſie verabſcheuten die Vereinigung mit einem abtrünnigen

Lande und wußten, um es kurz zu ſagen, die Sache rückgängig zu machen. Heinrich hatte ſich das gefallen laſſen. Somerſet aber nahm den Plan des verſtorbenen Königs wieder auf, und da er durch Schrecken am beſten auf die Schotten zu wirken hoffte, ſo zog er mit einem Heere von 18,000 Mann gegen Edinburgh. Am 10. September 1547 erfocht er bei Pinkey *) einen glänzenden Sieg. Ungünſtige Nachrichten aus England hinderten ihn leider, ſeinen Sieg zu verfolgen. Er kehrte nach London zurück, und Maria Stuart wurde nun eilig von ihrer bigotten Mutter, einer gebornen Franzöſin, nach Frankreich geſchafft, wo ſie ſich ein Jahr ſpäter mit dem nachmaligen Könige Franz II. vermählte.

Die Urſache, die den Protector ſo ſchnell nach England zurückgerufen, war in den Ränken ſeines eignen Bruders, des Admirals Thomas Seymour, zu ſuchen. Dieſer tapfere, aber von ſchrankenloſem Ehrgeize beſeelte Mann nährte den kühnen Gedanken, ſeinen Bruder zu ſtürzen und ſich ſelbſt an deſſen Stelle zu ſetzen. Um ſich durch mächtige Verbindungen zu heben, hatte er unmittelbar nach König Heinrichs Tode deſſen Wittwe Katharina geheirathet, und als dieſe im

*) Bei Bodin (Geſchichte Englands, Band I., S. 90) heißt dieſes Treffen die Schlacht bei Muſſelburgh.

Wochenbette starb, bemühte er sich sogar um die Hand der Prinzessin Elisabeth. Dabei unterließ er nichts, was den jungen König für ihn einnehmen und ihm unter Volk und Adel einen Anhang verschaffen konnte. Vergebens versuchte der Protector ihn durch Bitten und Drohungen von den verwegenen Plänen, auf welche alle seine Schritte hinwiesen, zurückzubringen; endlich entschloß er sich, ihn anzuklagen. Das Parlament fand den Angeklagten schuldig, und am 20. März 1549 ward das Todesurtheil an Thomas Seymour vollstreckt.

Um einen theuern Preis hatte sich Somerset Ruhe und Herrschaft zu sichern gesucht. Gleichwohl schlüpften ihm die Früchte der blutigen That aus den Händen. Allgemein tadelte man ihn, daß er seinen Bruder wegen eines Strebens, das mehr gegen seinen Einfluß als gegen Staat und Kirche gerichtet gewesen sei, auf das Blutgerüst geschickt habe. Und bald trat auch wider ihn ein Schlauerer und Kühnerer auf. John Dudley, Graf von Warwick, der ihn erst angereizt hatte, sich seines Bruders zu entledigen, stellte sich jetzt an die Spitze der Partei des Hingerichteten, um nun auch ihn bei Seite zu schaffen. Wirklich gelang es den Schmeichelkünsten dieses gewandten Mannes, König und Parlament in sein Netz zu ziehen und Alles so einzuleiten, daß Somerset gestürzt und in Anklagestand versetzt wurde. Zwar kam Letzterer für diesmal noch

mit dem Verluſte aller ſeiner Aemter und einer demüthigen Abbitte davon (auf den Knieen mußte der Stolze den Regentſchaftsrath um Verzeihung für ſeine Uebergriffe anflehen); aber als er nach einiger Zeit in neue Mißhelligkeiten mit Warwick gerieth, ließ ihm dieſer wiederum den Proceß machen und durch das willfährige Parlament das Todesurtheil gegen ihn ausſprechen. Am 22. Januar 1552 beſtieg Somerſet, der einſt allmächtige Protector, das Schaffot. Mit Ruhe und Kraft ſprach er noch von dem verhängnißvollen Gerüſte herab zu den Zuſchauern, rechtfertigte die von ihm befolgte Politik und wies auf die Dienſte hin, die er der Sache der Reformation geleiſtet hatte. Das Volk wurde bewegt, und ſchon wollte es ſich zu ſeinen Gunſten erheben, als ſein Kopf unter dem Beile fiel.

Man muß Somerſet's Ende beklagen, obgleich ſein Leben nicht ohne Schuld war. Denn Warwick, der nach ihm an die Spitze der Regentſchaft trat und ſich zum Herzoge von Northumberland machte, herrſchte noch weit unumſchränkter, als er. Im Uebrigen erklärte er ſich gleichfalls für den religiöſen Fortſchritt und befolgte das Syſtem ſeines Vorgängers. Es würde jetzt gefährlich geweſen ſein, zu wechſeln. Die Sache war ſchon ſehr weit gediehen, und auf der Seite der Reformation befand ſich die Ueberlegenheit der phyſiſchen Kraft.

Gardiner, der orthodox-katholische Bischof von Wincheſter, und Andere ſeines Schlags wurden abgeſetzt, die Meßbücher vernichtet. Cranmer und die religiöſen Bewegungsmänner konnten ihr Werk in Ruhe fortführen. Da indeß mehrere der von auswärts gekommenen Thelogen Schüler Calvin's waren, ſo trat nun auch die calviniſche Faſſung der Lehre, der ſogenannte reformirte Lehrbegriff immer mehr neben dem lutheriſchen hervor, an welchen Cranmer ſich angeſchloſſen hatte. Gemeinſam mit dem Letzteren wirkte hauptſächlich der treffliche Ridley, Biſchof von London, für die Befeſtigung des neuen kirchlichen Zuſtandes. Beide zuſammen brachten die Artikel des Glaubens für die engliſche Kirche und die Liturgie in's Reine, und zwar ſo, daß in Beziehung auf den Glauben weder die lutheriſche, noch die calviniſche Anſicht in ihrer Strenge hervortrat, ſondern ein mittleres zwiſchen beiden erzielt, in Beziehung auf den Cultus aber und die Kirchenverfaſſung noch einiges von den katholiſchen Formen beibehalten wurde. Alle dieſe Beſtimmungen waren in zweiundvierzig Artikel zuſammengefaßt, deren Autorität durch geſchärfte Strafbefehle geſichert wurde. Solches geſchah im Jahre 1551.

In demſelben Jahre war es auch, wo Eduard VI. ſein vierzehntes Jahr erreichte und die Zügel der Regierung ſelbſt in die Hand nahm. Doch blieb er fort-

während unter dem Einflusse des Herzogs von Northumberland. Dieser hochstrebende, vom Glücke berauschte Mann vermaß sich endlich sogar, die Krone an sein eignes Haus zu bringen. Der schwächliche Körper des jungen Königs verkündigte nämlich eine baldige Thronerledigung; darauf baute Northumberland seinen Plan, und Eduard's Eifer für die reformirte Kirche sollte das Mittel dazu werden.

Die Successionsverhältnisse des Hauses Tudor — so hieß die seit Heinrich VII. in England regierende Familie — lagen damals so: Heinrich's VIII. letztwillige Verfügung hatte den Prinzen Eduard zum ersten Erben bestimmt; diesem sollte seine Halbschwester Maria folgen und nach dieser die Prinzessin Elisabeth kommen. Außer diesen drei Kindern hatte Heinrich VIII. noch zwei Schwestern gehabt, von denen die ältere an Jacob IV. von Schottland, die jüngere an den Herzog von Suffolk verheirathet gewesen war. Für den Fall nun, daß Eduard, Maria und Elisabeth ohne Nachkommen blieben, waren die Kinder gedachter Schwestern zur Nachfolge berufen, und zwar so, daß die der jüngern denen der ältern vorgehen sollten.

Als rechtmäßige Nachfolgerin Eduard's war also vorerst dessen ältere Schwester Maria, die Tochter Katharina's von Arragonien, anzusehen. Eduard aber, welcher Papst und Messe wie den Tod haßte, mochte

dieſe Schweſter nicht leiden, wegen ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit an den Katholicismus, den ſie von ihrer ſpaniſchen Mutter in ſeiner ganzen Strenge eingeſogen hatte. Weit lieber als ihr hätte er ſeiner zweiten Schweſter Eliſabeth, einer aufrichtigen Reformationsfreundin, die Nachfolge gegönnt; allein Northumberland ſtellte ihm vor, daß, wenn man die eine Schweſter übergehen wolle, man ſie nothwendig beide übergehen müſſe. Beide ſeien aus Ehen entſproſſen, die vom Parlamente für ungültig erklärt worden wären, und obſchon Heinrich's Teſtament ſie als die nächſten geſetzlichen Erben anerkannt habe, ſo würde das Volk doch nie Baſtarde auf dem Throne leiden. Dann habe zwar Maria Stuart von Schottland, als Enkelin der älteren Schweſter Heinrich's des Achten, Anſprüche auf die Krone; aber bei dem Einfluſſe, unter welchem dieſe ſtehe, ſei die Vernichtung der evangeliſchen Lehre von ihr zu befürchten. Dieſe Gefahr nun drohe nicht bei der Enkelin der Herzogin von Suffolk, der liebenswürdigen und tugendhaften Johanna Gray, welche die vortrefflichſten Eigenſchaften einer Regentin in ſich vereinige.

Northumberland hatte nicht zu viel von dieſer jungen Dame geſagt. In der That zeichnete ſich Johanna Gray durch hohe Geiſtesgaben und ſeltene Bildung vor Tauſenden ihres Geſchlechtes aus. Sie ſprach nicht nur mehrere neuere Sprachen, ſondern las auch die Griechen

und Römer in der Urſprache. Selbſt das Studium des Hebräiſchen lag ihr nicht zu fern. In den theologiſchen Streitigkeiten ihrer Zeit war ſie ſehr gründlich unterrichtet. Uebrigens trachtete ihr einfacher, unſchuldiger Sinn nach nichts weniger, als nach einer Königskrone. Ein ſtilles, zurückgezogenes, den Wiſſenſchaften und der Frömmigkeit geweihtes Leben ſagte ihr mehr zu, als die Zerſtreuungen des Hoflebens und die Sorgen der Regierung. Nur wider ihren Willen wurde ſie jetzt durch den Ehrgeiz Northumberland's aus ihrer Verborgenheit hervorgezogen. Mit leichter Mühe hatte ſie dieſer für ſeinen vierten Sohn, Guilford Dudley, zur Gemahlin erhalten, was ihm die Hoffnung gab, in Beider Namen zu herrſchen.

Eduard VI. that, was ſein mächtiger Günſtling begehrte; er unterzeichnete die Urkunde, welche Johanna zu ſeiner Nachfolgerin ernannte. Der im geheimen Rathe erhobene Widerſpruch, daß ohne Einwilligung des Parlaments die Erbfolgeordnung nicht geändert werden dürfe, wurde von Northumberland bald zum Schweigen gebracht, und die Sache ſchien abgemacht. Kurz nachher nahm die Krankheit des Königs an Heftigkeit zu und machte am 6. Juli 1553 ſeinem Leben ein Ende. Er ſtarb im 16. Jahre ſeines Alters und im 7. ſeiner ſogenannten Regierung.

Noch wußten Wenige von Eduard's Teſtament,

und man glaubte nicht anders, als daß seine Schwester Maria seine Nachfolgerin sei. Northumberland suchte daher des Königs Tod vor dieser so lange geheim zu halten, bis er mit seiner Schwiegertochter, die sich auf ihrer Eltern Landsitze aufhielt, seinen Einzug halten könnte. Aber einer der Mitwissenden verrieth Marien Alles, und sie besaß Entschlossenheit genug, sogleich nach Suffolk zu entfliehen und von dort aus durch Briefe den ganzen englischen Adel zur Vertheidigung seiner rechtmäßigen Königin aufzufordern. Die Einwohner von Suffolk, entschiedene Anhänger der Reformation, hegten wegen Mariens Eifer für die katholische Religion anfangs Besorgnisse. Kaum aber hatten sie von ihr die Versicherung erhalten, daß sie an den Gesetzen Eduard's nichts ändern wolle, so ergriffen sie ihre Partei; der Adel strömte ihr zu, und sie sah sich in Kurzem an der Spitze einer Macht, die der Verwegenheit jedes Usurpators Trotz bieten konnte.

Johanna Gray war höchst überrascht gewesen, als sie erfahren hatte, daß sie zur Königin bestimmt sei. Sie hatte sich anfangs gesträubt, dann blos dem Zureden ihrer Verwandten nachgegeben und war ihrem Schwiegervater nach London gefolgt. Aber Northumberland kannte die Stimmung des Volks und der Großen nicht; er stand am Abgrunde, während er von Hoheit träumte. Die Großen haßten ihn wegen seines

unermeßlichen Stolzes, und ſelbſt das proteſtantiſche Volk hing inſtinktartig an der geſetzmäßigen Thronfolgerin, obſchon es der bigotten Katholikin hätte mißtrauen ſollen. Als daher Johanna in London zur Königin ausgerufen ward, wurde kein Laut des Beifalls gehört. Ein unglückverkündendes Anzeichen!

Northumberland ſah ein, daß die Krone auf dem Haupte Johanna's nur durch Waffengewalt befeſtigt werden könne. Er brachte alſo in der Eile 6000 Mann zuſammen und zog mit dieſem Häuflein Marien entgegen. Kaum aber hatte er die Stadt verlaſſen, als die ſämmtlichen Räthe des vorigen Königs von ihm abfielen und ſich für Maria erklärten. Das Volk jauchzte Beifall und der verrathenen Johanna blieb nichts übrig, als auf die Herrſchaft zu verzichten und zu ihren Eltern zurückzukehren.

Während dies in London vorging, ereignete ſich das Nämliche bei dem Heere. Northumberland wurde von allen ſeinen Freunden verlaſſen und mußte ſich der triumphirenden Maria ergeben. Knieend, wie einſt Somerſet, bat er den Grafen von Arundel, der den Auftrag hatte, ihn gefangen zu nehmen, um Schonung ſeines Lebens. Er fand keine Gnade. Maria ließ ihn nebſt mehreren ſeiner vertrauten Genoſſen am 22. Auguſt 1553 als Hochverräther enthaupten.

So ſtarb ein Mann, vor dem wenige Tage zuvor noch die Mächtigſten in England gezittert hatten. Eine tiefe und furchtbare Lehre iſt es, welche dieſe bürgerlichen Unruhen der Engländer predigen, die Lehre von der Vergeltung. Einen ſehen wir auf den Schultern des Andern ſich heben, um dann von einem Dritten verdrängt zu werden. Selten entgeht einer der ehrgeizigen Emporkömmlinge ſeinem Schickſale. Mit dem Maaße, womit er zuvor Andern gemeſſen, wird ihm ſpäter ſelbſt gemeſſen; durch dieſelben Verbrechen, die ihm erſt die Bahn zu Ehre und Hoheit eröffnet, geht er ſpäter zu Grunde. Für das Volk lag ein gewiſſer Troſt in ſolchem Wechſel. Wurde es heute von Einem getreten, durfte es hoffen, morgen an ſeinem Schaffot zu ſtehen. Freilich iſt es ein elender Troſt, ein ſchlechter Erſatz für erlittene Peinigungen, nachmals den Peiniger ſelbſt leiden zu ſehen. Aber Sklaven haben keinen andern.

Maria Tudor — unter dieſem Namen, wie unter dem der katholiſchen und der ſpaniſchen Maria kommt die Nachfolgerin Eduard's des Sechſten in den Annalen der Geſchichte vor — eröffnete ihre Regierung mit Grauſamkeiten, die ihre Quelle in religiöſem Fanatismus hatten. Die unſchuldige Johanna Gray und ihr junger Gemahl Guilford Dudley (Beide waren erſt ſiebzehn Jahre alt) wurden in's Gefängniß gewor-

ſen und, nicht ſowohl weil ſie nach dem Throne geſtrebt hatten, als weil ſie Ketzer waren, zum Tode verurtheilt; doch blieb die Vollziehung des Urtheils vor der Hand noch ausgeſetzt. Maria, von Natur beſchränkten Geiſtes, durch ihre katholiſche Erziehung noch mehr verdummt, von ihrem Vater ſtets zurückgeſetzt, von allen Andern wegen ihres gallſüchtigen und widerwärtigen Charakters gemieden, ja mit offener Verachtung behandelt, hatte in den einſamen Stunden ihrer freudloſen Jugendjahre glühende Rachegefühle in ihrem Buſen genährt. Jetzt, wo ſie auf den Thron erhoben war, konnte ſie denſelben freien Lauf laſſen. Und ſie that es. Ihren Glauben und ſich ſelbſt zu rächen, war der leitende Gedanke aller ihrer Handlungen. Der Katholicismus ſollte wieder hergeſtellt, die Schöpfung ihres Bruders zertrümmert werden. Durch die in Suffolk gegebene Zuſicherung ließ ſie ſich nicht beirren; ſie war für ſie ſo gut wie nicht vorhanden. Wann hätte es auch je den Mächtigen Ueberwindung gekoſtet, ein dem Volke gegebenes Wort zu brechen!

Im Anfang ſchien es, als wollte die Königin dem Katholicismus nur wiedergeben, was man ihm genommen hatte. Die katholiſchen Biſchöfe, die von der vorigen Regierung her in den Gefängniſſen ſaßen, wurden in ihre Stellen wieder eingeſetzt. Bald aber begannen Verfolgungen gegen Andersgläubende. Cranmer und

andere freisinnige Geistliche fielen in Ungnade und verloren ihre Freiheit. Der wüthende Gardiner, ehemaliger Bischof von Wincheſter, wurde Kanzler des Reichs. Mehrere tauſend verheirathete Geiſtliche mußten mit Weibern und Kindern in's Elend wandern. Die Mahnung eines Einwohners von Suffolk, das gegebene Wort zu halten, ließ die erbitterte Königin durch Stockhiebe beantworten. Bei Eröffnung des Parlaments hielt man eine Meſſe in lateiniſcher Sprache; ein anglicaniſcher Biſchof, der dabei nicht niederfallen wollte, wurde zum Hauſe hinausgeſtoßen. Bald hob dieſes ſaubere Parlament faſt alle Geſetze Eduard's über Religion und Kirche wieder auf, brachte den Supremateid in Wegfall und decretirte die Einführung der Meſſen.

Dies waren ſtarke Vorbereitungen, England dem römiſchen Joche wieder zu unterwerfen. Es bedurfte indeß noch großer auswärtiger Unterſtützung, um den Triumph des Papismus vollſtändig zu machen. Auch dieſe fand man. Man unterhandelte wegen einer Ehe der Königin mit dem Kronprinzen Philipp von Spanien, dem nachmaligen Philipp dem Zweiten. Das Unterhaus, ſonſt in jeder Beziehung willfährig, aber in dieſem Punkte von einem gewiſſen nationalen Inſtinkte geleitet, widerſetzte ſich dem Heirathsprojekt und — wurde aufgelöst. Ein neues, unter dem Einfluſſe der Regierung zuſammengebrachtes Parlament zeigte ſich folgſa-

mer. Philipp kam an und die Ehe wurde geſchloſſen. Jedoch ſollte Maria das Scepter ganz allein führen; auch ſollten die Geſetze und Gewohnheiten des Landes unverändert bleiben.

Allein die Nation ließ ſich nicht täuſchen. Sie ſah ein, daß die Königin ſie durch ſolches Gebahren unter äußere Abhängigkeit bringe. Auch empörte das ſtolze, kalte, wegwerfende Benehmen des ſpaniſchen Prinzen das brittiſche Selbſtgefühl. Die allgemeine Unzufriedenheit machte ſich endlich in einem Aufſtande Luft, der aber durch die königlichen Truppen bald wieder gedämpft wurde. Ein ſchreckliches Gericht ward nun gehalten. Wyat und der Herzog von Suffolk, Johanna Gray's Vater, welche an der Spitze geſtanden, mußten mit dem Leben büßen; mit ihnen viele andere patriotiſche Männer.

Auch über die arme Johanna Gray brach bei dieſer Gelegenheit das Verhängniß herein. Maria ſagte ſich, daß dieſelbe in ſo kritiſchem Momente eine Partei finden und ihr möglicherweiſe gefährlich werden könne. Sie beſchloß alſo, die Nebenbuhlerin aus dem Wege zu räumen. Der Befehl zur Hinrichtung des jungen Ehepaares wurde gegeben. Vorher aber ſollte ein Verſuch gemacht werden, Johannen zu bekehren. Der katholiſche Prälat Feckuam, der dieſen Auftrag erhielt, bot in der That alles Mögliche auf, ihren evangeliſchen Glau-

ben zu erschüttern. Aber die edle Dulderin, die trotz einer halbjährigen Gefangenschaft ungebeugt geblieben war, bewies eine so gründliche Belesenheit in der Schrift, eine solche Sicherheit des Urtheils und eine solche Festigkeit der Ueberzeugung, daß Fecknam von jedem weitern Versuche abstehen mußte. Noch den Vorabend vor ihrer Hinrichtung schickte sie einer ihrer Schwestern ein neues Testament, in das sie folgende Worte schrieb:

„Ich schicke Dir hier, meine liebe Schwester, ein Buch, das, wenn es auch nicht äußerlich geziert und in Gold gefaßt ist, doch an seinem innern Werthe alle Edelsteine übertrifft. Es ist das Buch der frohen Botschaft unsers Herrn, sein letzter Wille, sein Vermächtniß an uns arme Elende. Hier wirst Du den rechten Weg kennen lernen zur ewigen Freude und, wenn Du es mit wahrer Heilsbegierde liesest, den Weg zum ewigen Leben. Du wirst daraus lernen, wohl zu leben und wohl zu sterben. Es wird Dir mehr Gewinn bringen, als alle Herrschaften und Besitzthümer Deines Vaters. Wirst Du allen Deinen Eifer darauf richten, dies Buch zu verstehen und seinen Vorschriften gemäß zu leben, so wirst Du Erbin werden der Güter, welche keine Menschen Dir rauben können, welchen die Diebe nicht nachgraben und die der Rost nicht zerfrißt. Bete, liebe Schwester, mit David um Erkenntniß des heiligen

Diener Gottes! Lebe immer, um zu ſterben, damit Du durch den Tod das ewige Leben erbeſt! Verlaſſe Dich nicht darauf, daß Dein zartes Alter Dir das Leben verlängere; denn Jung und Alt ſtirbt gleich bald. Darum lerne ſtets ſterben, laß fahren die Welt, entſage Dich dem Satan und opfere hin das Fleiſch! Deine ganze Liebe ſchenke dem Herrn! Bereue Deine Fehltritte, aber verzage, verzweifle nicht! Sei ſtark im Glauben, begehre hinfort nichts mehr, als mit Paulus, getrennt zu werden von dieſem Leibe des Todes und aufgenommen zu werden in die Gemeinſchaft Chriſti, mit dem wir leben, wenn wir ſterben! Mache es, wie der treue Knecht, der ſich immer wach erhält, damit nicht, wenn der Tod kommt, wie ein Dieb in der Nacht, Du als eine der unklugen Jungfrauen erfunden werdeſt! Freue Dich in Chriſto, trage ſeinen Namen und nimm ſein Kreuz auf Dich! Und was meinen Hingang betrifft, freue Du Dich auch deſſen, wie ich mich freue, meine gute Schweſter! Denn ich werde entlediget werden von dieſer Verderbniß und zum Unverweslichen übergehen; ich habe die feſte Ueberzeugung, daß, indem ich das ſterbliche Leben verliere, ich das unſterbliche erlange, welches ich Gott bitte auch Dir zu geben und Dir die Gnade zu verleihen, in ſeiner Furcht zu leben und im wahren chriſtlichen Glauben zu ſterben. Von dieſem Glauben — ich bitte Dich in Gottes Namen — welche

nicht, weder aus Hoffnung zum Leben, noch aus Furcht vor dem Tode; denn wenn Du ſeine Wahrheit verleugnen willſt, um Dein Leben zu friſten, ſo wird Dich Gott auch verleugnen. Wenn Du Dich hingegen an ihn wendeſt, ſo wird er Dir Deine Tage verlängern, zu Deiner Stärkung und zu ſeiner Ehre. Zu dieſer ſeiner Ehre und Herrlichkeit wolle er mich führen und Dich zu ſeiner Zeit, wenn es ihm gefällt, Dich abzurufen. Lebe wohl, meine Schweſter! Hoffe auf Gott; er wird Dir helfen. Deine vielgeliebte Schweſter, Johanna Dudley."

Am Tage der Hinrichtung, dem 12. Februar 1554, ſchickte Guilford Dudley, der getrennt von Johannen war, zu ihr und bat ſie um einen nochmaligen Abſchied. Sie ließ ihm ſagen, ſie getraue ſich nicht, dieſen erſchütternden Auftritt mit der Faſſung zu ertragen, die ihr letzter Gang erfordere; auch bedürfe es ja des Abſchiedes nicht, denn in wenigen Augenblicken würden ſie ja Beide auf ewig vereinigt ſein und ein Land betreten, wo kein Schmerz und keine Bosheit ihre Liebe ſtören könnten. Guilford Dudley ſollte zuerſt ſterben. Die liebende Gattin ſtand am Fenſter, als er fortgeführt ward, und warf ihm zärtliche Zeichen der Erinnerung zu; ſie ſah ſeinen kopfloſen Rumpf zurückbringen, hörte aber auch, wie ſtandhaft er geſtorben ſei. Dies freute ſie, und mit Faſſung und Heiterkeit beſtieg ſie ſelbſt

das Blutgerüſt, welches nicht, wie das ihres Gemahls, an einem öffentlichen Orte, ſondern im Innern des Towers errichtet war, damit ſie keine Theilnahme erwecke. Ehrerbietig grüßte ſie den Prälaten Feknam und die Umſtehenden, hielt dann eine kurze Anrede an die Anweſenden und forderte ſie auf, mit ihr zu beten. Mit lauter Stimme las ſie den ganzen 51. Pſalm vor: „Gott, ſei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit ꝛc.“ Als dies geſchehen war, ordnete ſie ihren Anzug zur Hinrichtung und bot ihren Nacken dem Beile des Henkers dar. Nach den Worten: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!“ fiel ihr Haupt. Sie ſtarb in der Blüthe der Jugend und Schönheit, im 17. Jahre ihres Alters, wo bei andern Frauen erſt das Leben beginnt. Durch Tugend, Hochherzigkeit und Geiſteskraft wäre ſie würdig geweſen, über ein großes Volk zu herrſchen; aber auf dieſer Erde iſt es leider nur zu oft das Loos des Edlen, der durch Formen geſchützten Gemeinheit zu unterliegen.

Auch die Prinzeſſin Eliſabeth, welche ſich durch ihre glänzenden Talente und Eigenſchaften, wie durch ihre proteſtantiſche Geſinnung ſchon bei Vielen große Liebe und Zuneigung erworben hatte, wurde beſchuldigt, um Johanna's Unternehmung gewußt zu haben, und in das Staatsgefängniß, den Tower, gebracht. Sie hielt ſich

für verloren, und es ſcheint, daß Maria geneigt war, auch ihr Haupt fallen zu laſſen; aber man konnte ſo wenig genügende Beweiſe für ihre Schuld aufbringen, daß ſie aus der Haft entlaſſen ward. Doch mußte ſie auf einem Landſitze leben, wo ſie von Spähern umringt und von Wachen eingeſchloſſen war.

Maria, die ſich bis jetzt damit begnügt hatte, Heinrich's VIII. Kirchenſyſtem wieder in Kraft zu ſetzen und die Eduard'ſchen Neuerungen abzuſchaffen, nahm nun keinen Anſtand mehr, die völlige Wiedervereinigung Englands mit dem päpſtlichen Stuhle zu bewerkſtelligen. Der Cardinal Reginald Poole (Polus), ein vornehmer, mit der königlichen Familie verwandter Engländer, der aus Anhänglichkeit an das Papſtthum unter Heinrich VIII. ſein Vaterland verlaſſen und ſich nach Italien begeben hatte, erſchien im Laufe des Jahres 1554 als Nuntius des heiligen Vaters (Julius des Dritten) in London. Auf ſeine Ermahnung, unter den Gehorſam des heiligen Stuhles zurückzukehren, übergaben beide Häuſer des ſklaviſchen Parlaments der Königin und ihrem Gemahle Philipp eine demüthige Bittſchrift, worin ſie die tiefſte Reue über ihren Abfall von Rom bezeigten und die Hoffnung ausſprachen, durch Vermittelung ihrer Majeſtäten Verzeihung und Wiederaufnahme in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zu erlangen. Dieſe Bitte ward denn natürlich mit Freuden gewährt.

Und nun begann eine planmäßige Verfolgung der Reformirten, eine scheußliche und blutige Reaction des Katholicismus.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß der Cardinal Poole sich den gewaltsamen Bekehrungen der Nichtkatholiken auf eine Weise wiedersetzte, wie man sie von einem päpstlichen Legaten nicht gewohnt war und wie sie ihm in den Augen einer unbefangenen Nachwelt zur Ehre gereicht. Er baute viel auf die innere Wahrheit der katholischen Lehre und war daher gegen alle äußern Zwangsmittel. Die Geistlichen, meinte er, welche die Irrenden in den Schooß der Kirche zurückführen wollten, müßten vor Allem selbst von Mitleid gegen sie durchdrungen sein; sie müßten als gute Hirten den verlorenen Schaafen mit Liebe nachgehen, als geistliche Väter ihre Kinder aufsuchen auf den Irrwegen, auf denen sie sich verloren hätten, als treue Aerzte die Kranken pflegen und tragen und das Uebel zu heben suchen, nicht aber sie tödten. Mit richtigem Scharfblicke bemerkte er, wie Grausamkeit nur erbittere, statt den Schaden zu heilen. Auch müsse man auf die Verhältnisse des Landes Rücksicht nehmen. Das Uebel sei hier schon länger eingewurzelt, und so bedürfe es auch der Zeit, bis es sich allmählig entfernen lasse. Vor Allem aber thue die eigne Besserung der katholischen Kirche, die Bekämpfung der Unwissenheit und Unsittlichkeit der

katholiſchen Prieſterſchaft noth. Hier ſei die Strenge am Platze, und dann erſt, wenn die katholiſche Kirche wieder zu ihrer urſprünglichen Reinheit zurückgekehrt ſei, werde es ſich zeigen, ob nicht die Abtrünnigen von ſelbſt wieder ſich ihr zuwendeten.

Man hätte wohl gethan, dieſe Stimme der Mäßigung zu beachten. Aber ſie verhallte in dem Sturme der aufgeregten Leidenſchaften. Gardiner, der Kanzler, und Bonner, Ridley's Nachfolger in der Würde eines Biſchofs von London, glaubten der äußerſten Strenge das Wort reden zu müſſen. „Die ſchwarze Seele der Ketzer könne nur durch Blut gereinigt werden," das war Gardiner's Grundſatz. Und in dieſem Sinne riethen auch Andere. Es erſchien eine Schrift, in welcher das Recht, Ketzer mit dem Tode zu beſtrafen, vertheidigt wurde. Eine Theorie, der die Handlungen der Regierung nur zu ſehr entſprachen! Zahlloſe Scheiterhaufen flammten auf. Man hat nachgerechnet, daß allein in den Jahren 1555, 56 und 57 gegen 300 Evangeliſche verbrannt worden ſeien; darunter 55 Weiber und 4 Kinder. Die Schrecken der Inquiſition, ohne deren Namen, waren über England gekommen; Grauſamkeiten wurden verübt, welche die Natur empörten. Gardiner und Bonner wetteiferten mit den blutdürſtigſten Henkersknechten. Ein Verdacht, eine freie Vertheidigung, eine Weigerung, in die Meſſe zu gehen oder

einen Artikel zu unterzeichnen, brachte den Tod. Wer nicht bekennen wollte, wurde gefoltert; Spione durchstreiften das Land nach allen Seiten. Ein Befehl ward gegeben, daß Jeder, der ein ketzerisches Buch besitze und es nicht gleich verbrenne oder es gar einem Andern mittheile, als ein Aufrührer betrachtet und hingerichtet werden solle. Aber vergebens stemmt sich die rohe Gewalt der Macht der Ueberzeugung und des Glaubenseifers entgegen. Kein Märtyrer ward verbrannt, der nicht Viele zu seinem Glauben bekehrte, und so bewirkte die unsinnige Mörderei gerade das Gegentheil von dem, was damit bezweckt wurde.

Rogers, Stiftsherr an der Paulskirche und Vater von zehn Kindern, konnte durch einen Widerruf sein Leben retten; aber er verschmähte es, seine religiöse Ueberzeugung zu verleugnen. Als er zum Scheiterhaufen abgeholt werden sollte, fanden ihn die Wächter in tiefem Schlafe. Er bat um die Erlaubniß, seine Frau noch einmal sprechen zu dürfen; aber Gardiner schlug ihm die Bitte mit der höhnischen Antwort ab, er sei ja ein Priester und könne also gar keine Frau haben.

Hooper, Bischof von Gloceſter, sollte zu größerer Warnung in seinem eigenen Sprengel verbrannt werden. Aber das erhöhte nur seine Freude; denn nun konnte er seinen Pfarrkindern an seinem eigenen Beispiel die erhebende Macht des Glaubens zeigen, den er

ihnen bisher so warm empfohlen hatte. Als er schon an den Brandpfahl gebunden stand und Tausende um ihn her in Thränen zerflossen, ward ein Brief der Königin vor ihn hingelegt, der ihm Verzeihung versprach, wenn er noch widerrufen wolle. Hooper bewies jedoch dieselbe Standhaftigkeit, wie Rogers; um solchen Preis mochte er sein Leben nicht erkaufen. Der Holzstoß ward angezündet. Unglücklicherweise trieb ein heftiger Wind die Flamme seitwärts; sie berührte also nur seine untern Theile und marterte ihn drei Viertelstunden lang, während deren er mit der Begeisterung eines Stephanus seinen Zuhörern Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Nachahmung seines Beispiels einschärfte.

Ein Anderer, Namens Saunders, wurde zu Coventry verbrannt. Auch dieser verwarf die angebotene Verzeihung, umarmte seinen Brandpfahl und rief voll schwärmerischen Entzückens aus: „Willkommen, Kreuz Christi! Willkommen, ewiges Leben!“ — Hawkes, Bradford, Taylor und Andere starben Psalmen singend. Alle dankten Gott, für die Ehre seines heiligen Wortes sterben zu können und darin Christo ähnlich zu sein.

Mit der Standhaftigkeit der Märtyrer stieg die Wuth ihrer Verfolger. Bonnern war es nicht mehr genug, die Ketzer zu verdammen; er machte sich sogar ein teuflisches Vergnügen daraus, sie eigenhändig zu

geißeln. Gewöhnlich verließ er nicht eher das Gefängniß, als bis er vor Müdigkeit die Peitsche nicht mehr halten konnte. Einem Leineweber Thomkins, der die Brodverwandlung im Abendmahle geleugnet hatte, rupfte er Haar für Haar aus dem Barte und hielt dem Hartnäckigen endlich ein brennendes Licht so lange unter die flache Hand, bis aus den aufgetriebenen Adern das helle Blut hervorspritzte.

Ein junger Mensch von neunzehn Jahren, Namens Hunter, hatte sich desselben Vergehens, wie Thomkins, schuldig gemacht. Er ahnte schnell die Gefahr, die ihm daraus erwachsen könnte, und entfloh noch zu rechter Zeit. Da ließ Bonner dessen Vater ergreifen und drohte ihm mit den fürchterlichsten Strafen, wenn er den Aufenthalt seines Sohnes nicht anzeige. Das erfuhr der Jüngling nicht sobald, als er sich wieder einstellte und sich selbst angab. Aber das pfäffische Scheusal wurde von dieser kindlichen Liebe so wenig gerührt, daß er auf der Stelle sein gewöhnliches Urtheil: „Tod durch's Feuer!" über ihn aussprach.

Die entsetzlichste von diesen Barbareien ist wohl folgende: Eine evangelische Frau in Guernsey war nahe an der Zeit, daß sie gebären sollte, auf den Scheiterhaufen gebracht. Der Schmerz der Unglücklichen, als die Flammen sie erreichten, machte, daß ihr Leib barst und das Kind in einem Sturze hervorbrach. Ein mit

leidiger Soldat von der Wache ergriff es schnell, um es zu retten. Aber der anwesende Richter befahl ihm sogleich, es wieder in die Flammen zu werfen, damit die ganze Ketzerbrut verderbe.

Die ehemaligen Bischöfe von London und Wincheſter, Ridley und Hugo Latimer, letzterer ein achtzigjähriger Greis, wurden gemeinschaftlich am 16. October 1555 zu Oxford verbrannt. Beide bewahrten bis zum letzten Augenblicke die Heiterkeit ihres Geistes. Noch am Abende vorher hatte Ridley die Frau des Schließers, die ihn beweinte, mit den Worten getröstet: „Er lade sie auf den nächsten Tag zu seiner Hochzeit ein; zwar müsse er ein bitteres Frühstück einnehmen, aber um so herrlicher sei das Freudenmahl, das ihn am Mittag erwarte.“ Und Latimer hatte mit scherzhafter Anspielung auf die schlechte Heizung des Gefängnisses zu dem Hauptmanne der Kerkerwache gesagt: „Wenn es die Absicht der Regierung sei, ihn verbrennen zu lassen, so möge sie doch dafür sorgen, daß er nicht zuvor erfriere.“ Latimer, als der bedeutend Aeltere, ward von Ridley als Vater behandelt, und er redete ihn hinwiederum als seinen Sohn an. Beide ermunterten sich gegenseitig zum Glauben und zur Geduld. „Laßt uns standhaft und unbeweglich sein, damit wir solche Philipper sind, die nicht nur an Christum glauben, sondern auch für ihn zu leiden wissen.“

PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Ermordung Wilhelms von Oranien.

Das war ihr gemeinsamer Entschluß. Ridley ward in seinem bischöflichen Ornate, Latimer dagegen in dem schlechten Anzuge eines Gefangenen in den schauerlichen Kreis geführt. Ehe das gräßliche Schauspiel begann, bestieg ein katholischer Doctor der Theologie, Namens Smith, eine zu diesem Zwecke aufgerichtete Rednerbühne und suchte den Eindruck, welchen die Standhaftigkeit der Märtyrer auf das Volk machen könnte, dadurch zu schwächen, daß er die Worte des Apostels: „Wenn ich meinen Leib brennen ließe und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze," auf den Tod Solcher anwandte, die außer der wahren katholischen Kirche sterben. Zuletzt verglich er den Tod der beiden Bischöfe mit dem schrecklichen Ende des Judas. Nach beendigter Predigt wollte Ridley das Wort nehmen; aber der Vicekanzler der Universität Oxford eilte sogleich herbei und hielt ihm die Hand vor den Mund, indem er sagte: „Wenn er widerrufen wolle, so sei es ihm gestattet zu reden, sonst nicht." Darauf erwiderte Ridley gelassen: „Nun, so übergeben wir unsere Sache dem allmächtigen Gott!" Beide Bischöfe bestiegen sodann den Scheiterhaufen. Als der greise Latimer seinen alten Mantel von sich warf, erschien er in seinem Sterbekleide, und der gebückte Mann richtete sich noch einmal auf und stand wie ein Verklärter da. „Sei gutes Muthes, Bruder!" rief er seinem jungen Freunde zu; „wir wer-

den heut eine Fackel anzünden in England, die, wie ich zu Gott hoffe, niemals verlöschen soll!" Latimer fand einen schnellen, Ridley einen langsamen Tod in den Flammen.

Gleichzeitig mit diesen Beiden war auch der Primas Thomas Cranmer gefangen genommen worden. Auch seine Stunde kam nun herbei. Verschiedene Mittel wurden angewandt, ihm den Rücktritt in's Papstthum möglich zu machen. Nachdem man ihn in öffentlicher Versammlung bereits seiner bischöflichen Würde entkleidet hatte, brachte man ihn nach einer dreijährigen Gefangenschaft unter der Vorspiegelung, daß nur ein Widerruf sein Leben retten könne, dahin, verschiedene ihm dargereichte Protokolle und endlich eine Schrift zu unterzeichnen, worin er bekannte, geirrt zu haben, und das Versprechen hinzufügte, fortan Alles zu glauben, was die katholische Kirche zu glauben befehle. Aber diese augenblickliche Schwäche half ihm nichts. Als man die Absicht erreicht zu haben glaubte, ihn in den Augen seiner Glaubensgenossen zu erniedrigen, hieß es, ein solcher Erzketzer, der ganz England angesteckt habe, dürfe dem Feuertode nicht entgehen. Am 21. Mai 1556 stellte man ihn auf ein Gerüst, damit er hier vor allem Volke seine Abschwörung wiederhole. Er werde dann, hieß es, wie der reuige Schächer von Gott zu Gnaden angenommen werden, nachdem er hier durch den Tod

seine Vergehen gegen die Kirche gesühnt habe. Aber Cranmer, im Angesichte des Todes, ermannte sich, und als ob ein neuer Geist der Stärke über ihn gekommen wäre, bat er erst Gott um Vergebung seiner Sünden und bekannte dann in seiner Anrede an das Volk, daß er nur aus Schwäche und Todesfurcht jenes Bekenntniß unterschrieben habe. „Dieselbe Hand," sprach er, „die es unterschrieben hat, soll auch zuerst Strafe leiden." Und so streckte er die rechte Hand zuerst in's Feuer, ehe er den übrigen Leib den Flammen preisgab. Er endete in einem Alter von 67 Jahren. Das durch seinen Tod erledigte Erzbisthum von Canterbury erhielt der Cardinal Poole.

Während Maria auf eine so blutige und grausame Weise die reformirte Lehre ausrotten zu können wähnte (selbst Greise und Krüppel, Blinde und Gebrechliche wurden auf ihren Befehl zu den Richtstätten geschleppt), war sie zugleich bedacht, der katholischen Kirche durch die Wiederherstellung mehrerer Klöster neue Stützen zu verschaffen. Als ihr im Staatsrathe vorgestellt ward, daß die Gewalt und der Einfluß der Krone durch die Entziehung so ansehnlicher Einkünfte sehr leiden würden, erwiderte sie: „Das Heil meiner Seele ist mir mehr werth, als zehn solche Königreiche wie England."

Daß die Universität Oxford von den ausländischen Ketzern gereinigt wurde, braucht kaum bemerkt zu wer-

den. Bucer und Fagius waren gestorben; aber noch gegen ihre Gebeine wüthete der Glaubenshaß; sie wurden ausgegraben und zu Asche verbrannt. Mitten unter diesen Drangsalen breitete sich indeß die Reformation immer weiter aus, und durch alle Gefahren und Hindernisse hindurch bahnten sich treue Prediger den Weg zu ihren Gemeinden, die sich oft in kleinen Häuflein, doch auch bis zu Zweihunderten, in den Häusern der Glaubensgenossen versammelten.

Nach Philipp's Abreise aus England (er war in Krieg mit Heinrich II. von Frankreich gerathen) ließ die Verfolgung etwas nach; aber die Nation erlitt dagegen eine andere Bedrückung. Um ihren Gemahl, welchen die alternde Maria um so heftiger liebte, je kaltsinniger er selbst war, mit größerem Nachdrucke zu unterstützen, erlaubte sie sich die härtesten, gesetzwidrigsten Erpressungen. Die Domainen der Krone wurden verkauft, nachtheilige Schulden gemacht, öffentliche Cassen angegriffen, den Einwohnern von Norfolk und Suffolk alle ihre Kornvorräthe ohne Bezahlung weggenommen. Als mehrere der angesehensten Mitglieder des Unterhauses über dieses Verfahren murrten, das die Quellen des Wohlstandes verstopfte, ließ die Königin sie des Nachts im Stillen aufheben und in den Tower sperren. So sah sich England in die traurige und schmachvolle Lage versetzt, sein Herzblut hergeben zu müssen für einen frem-

den Herrſcher, den es haßte, der nicht einmal dafür dankte und noch lange nicht zufrieden war. Und der Erfolg dieſes Krieges für England war, daß die wichtige Hafenſtadt Calais, die ſeit Eduard III. in brittiſchen Händen war, gegen die Franzoſen verloren ging (1558). Eine Kränkung der Nationalehre, welche alle Engländer mit Schaam und Mißmuth erfüllte!

Glücklicherweiſe raffte ein hitziges Fieber die fanatiſche Königin dahin. Von Unmuth gequält, daß ſie keine Kinder hatte, von ihrem Volke gehaßt und daſſelbe wieder haſſend, von nagender Eiferſucht gegen den abweſenden Gemahl gepeinigt und von der Ausſicht auf Eliſabeth's Thronfolge und den Triumph der proteſtantiſchen Religion erſchaudernd, ſtarb die verabſcheuungswerthe und doch unglückliche Frau am 17. November 1558 nach fünfjähriger übel geführter Regierung. Keine Thränen floſſen ihrem Sarge nach, als die der römiſchen Prieſter, die ſie auf Koſten ihrer Unterthanen gemäſtet hatte. Bald nach ihr ſtarb auch der Cardinal Poole.

Wie dem Dunkel der Nacht das Licht des Tages, ſo folgte der beſchränkten und finſtern Maria die geiſteskräftige und helldenkende Eliſabeth. Sie iſt der berühmteſten eine von allen Frauen, die eine Krone getragen haben, und ihre Regierung muß ſowohl in religiöſer als in politiſcher Hinſicht als epochemachend in Englands Geſchichte betrachtet werden.

Elisabeth, die Tochter Heinrich's VIII. und der unglücklichen Anna Boleyn, wurde, nachdem sie schon im dritten Jahre ihre Mutter verloren, durch Cranmer's Fürsorge in den Grundsätzen des Protestantismus erzogen. Sie hatte eine harte Jugend zu bestehen; unter Mariens Herrschaft schwebte das Schwert beständig über ihrem Haupte. Aber in dieser Schule der Widerwärtigkeit und Gefahr nahm ihr natürlich edler Geist einen noch höhern Schwung. Während der Stürme, die über ihre Glaubensgenossen ergingen, brachte sie ihre Tage in kluger Zurückgezogenheit auf dem Landgute Hatfield zu. Hier übte sie ihren starken und umfassenden Geist in den Wissenschaften. Wie wir es bei Johanna Gray gefunden haben, so war auch bei Elisabeth das Studium lateinischer und griechischer Schriftsteller die Grundlage ihrer Bildung. Dadurch wurde ihr Charakter männlich fest, ohne daß sie an weiblicher Liebenswürdigkeit verloren hätte. Noch befand sie sich in Hatfield, als Eilboten ihr die Erwählung zur Königin von England verkündeten. Elisabeth fiel auf ihre Knie, dankte Gott und sprach: „Das ist des Herrn Werk und wundervoll in unsern Augen.“ Im Triumphzug ward sie nach London geführt und hielt in demselben Tower ihren Einzug, in dem sie zuvor als Gefangene gesessen hatte. Keine persönliche Rache befleckte ihren Regierungsantritt; nur den Bischof Bonner, der so viele Schlachtopfer zum

Tode geführt hatte, empfing sie mit einem finstern Blick. Die Kerker, in denen noch Manche um des Glaubens willen schmachteten, wurden geöffnet, im Uebrigen aber nur allmählig und behutsam die neuere Ordnung der Dinge vorbereitet.

Elisabeth war bei ihrem Regierungsantritt 25 Jahre alt. Ihre Schönheit war nur mittelmäßig; doch hatte sie etwas Edles und Freies in ihren Zügen. Mit einem festen, kräftigen Körperbau vereinigte sie einen tadellosen, schlanken Wuchs, und wenn sie zu Pferde saß, hatte sie ein wahrhaft kriegerisches Ansehen. Obwohl sie von Herrschsucht nicht freizusprechen ist, so muß doch zugestanden werden, daß sie auch alle Eigenschaften zum Herrschen besaß; sie war zur Königin geschaffen. Alles lag ihr daran, Staat und Kirche auf eine dem Glanze des englischen Namens und ihrer persönlichen Größe entsprechende Höhe zu heben. Darum umgab sie sich mit einsichtsvollen Rathgebern. In der weltlichen Regierung standen ihr Walsingham, Shrewsbury, Nicolaus Bacon, Randolph, Throkmorton und vor Allen der staatskluge William Cecil, nachheriger Lord Burleigh, zur Seite; in kirchlichen Dingen schenkte sie ihr Zutrauen dem ehemaligen Hofkaplan ihrer Mutter, Matthäus Parker, den sie auch zum Erzbischofe von Canterbury machte.

Philipp von Spanien, der England ungern verlor,

beeilte ſich, nach dem Tode ſeiner Gemahlin Maria um die Hand Eliſabeth's anzuhalten. Aber dieſe, ohnehin ſehr eiferſüchtig auf ihre Freiheit, mochte am allerwenigſten ſich mit einem Monarchen verbinden, der ihren Unterthanen höchlich verhaßt war. Sie lehnte alſo ſeine Bewerbung, wie alle ſpätern Einladungen dieſer Art ab. Dem Parlamente, das um der ruhigeren Thronfolge willen einen Erben von ihr zu ſehen wünſchte, erwiderte ſie: „England ſei ihr Gemahl und jeder Unterthan ihr Sohn; das Wohl ſo vieler Tauſende erfordere ihre ganze Sorge und Neigung.“ Sie wünſchte ſehnlich, daß man einſt auf ihrem Grabſteine leſe: „Hier ruht Eliſabeth, die als jungfräuliche Königin lebte und ſtarb.“ Doch war ſie deshalb dem Beſtreben ihres Geſchlechts, durch Schönheit und Anmuth zu gefallen, keineswegs fremd. Auch verſchmähte ſie die Freuden der Liebe nicht, und drei ihrer Günſtlinge, Raleigh, Leiceſter und Eſſex, haben eine Berühmtheit erlangt, die übrigens von Seiten des Erſteren keine unverdiente iſt.

Was Eliſabeth für die politiſche Erſtarkung und Erhebung ihres Volkes gethan, welche Geſetze ſie gegeben und inwiefern ſie dadurch auf die ſtaatliche Entwickelung Englands eingewirkt, das zu erzählen, liegt außer dem Bereiche unſers Geſchichtswerkes; wir haben es nur mit den Beſtimmungen zu thun, welche ſie zur Ordnung und Feſtſtellung der verworrenen religiöſen

Zustände traf. Es war natürlich, daß sie diesen Punkt gleich nach ihrer Thronbesteigung in die ernsteste Erwägung zog, und da sie selbst in den Grundsätzen des protestantischen Glaubens erzogen war, so wurde sie leicht vermocht, den Vorstellungen ihres Ministers Cecil Gehör zu geben, welcher mit großer Einsicht alle Gründe für die Losreißung vom Papste und die Wiederherstellung des protestantischen Lehrbegriffs auseinandersetzte. Hierzu kam, daß Paul IV., der damals auf dem Stuhle Petri saß, gegen ihre Erwählung protestirte, weil die Ehe Heinrich's mit Anna von Boleyn als eine unrechtmäßige zu betrachten sei. Dieser rohe Uebermuth Paul's, wodurch Elisabeth als eine unehelich Erzeugte hingestellt wurde, beschleunigte den Bruch zwischen ihr und Rom; denn nun forderte schon das Interesse ihrer Ehre und ihres Thronrechtes die Trennung. Doch beschloß sie, wie gesagt, nur langsam und nach reiflicher Ueberlegung vorzuschreiten.

Das erste von ihr zusammenberufene Parlament zeigte eine entschieden protestantische Gesinnung. Es bestätigte alle Gesetze, die unter Eduard VI. in Bezug auf die Religion gegeben waren. An die Stelle der päpstlichen trat wieder die königliche Gewalt. Zwar verzichtete Elisabeth freiwillig auf den Titel des obersten Bischof's, welchen Heinrich VIII. an sich gerissen hatte; sie begnügte sich mit dem weltlichen Aufsichtsrechte, wie

es auch andere protestantische Regierungen übten. Aber die Aenderung betraf doch mehr den Namen, als die Sache. Im Jahre 1559 ließ sich die Königin von sämmtlichen Geistlichen den Eid der Suprematie leisten. Die, welche sich dessen weigerten, wurden ihrer Stellen entlassen, aber mit anständigen Ruhegehalten versorgt. Nur ein Bischof und nur sehr wenige Pfarrer leisteten den Eid nicht. Ein Beweis, daß die meisten nur noch äußerlich Katholiken gewesen waren.

Die Reform begann mit dem Gottesdienste. Das Bibellesen wurde empfohlen, die Erhebung der Hostie verboten, die Messe abgeschafft, die lateinische Sprache so viel wie möglich beseitigt, neue Gebete eingeführt, kurz, der römische Ritus in seinen wesentlichsten Bestandtheilen geändert. Minder Wesentliches ward einstweilen in der alten Form beibehalten. Elisabeth schien sogar aus eigner Neigung dem Cultus gern eine Wirksamkeit auf die Sinne zu lassen, welche der strengere Protestantismus verbannte, und so erwuchs allmählig auf der unter Eduard VI. geschaffenen Grundlage jene Liturgie der anglicanischen Kirche, wie sie sich bis auf den heutigen Tag in einer Form erhalten hat, die zwischen dem überladenen Dienst der katholischen Messe und dem allzusehr nur auf den Vortrag der Lehre beschränkten reformirten Cultus die Mitte zu halten strebt. Ob damit

die richtige Mitte getroffen worden, iſt freilich eine andere Frage.

Hiernächſt ward auch der kirchliche Glaube in eine buchſtäbliche Faſſung gebracht. Eliſabeth ließ das von Cranmer und Ridley unter Eduard VI. verfaßte Glaubensbekenntniß auf's Neue durchſehen und beſonders dahin abändern, daß in Beziehung auf die Abendmahlslehre ſolche Ausdrücke gewählt wurden, von denen man glaubte, daß ſie ſowohl die Lutheraner als die Reformirten befriedigen könnten. Dieſes Glaubensbekenntniß, das, wie wir aus dem Vorhergehenden wiſſen, erſt zweiundvierzig Artikel in ſich faßte, wurde mit Uebergehung einiger darin enthaltenen Beſtimmungen auf neunundreißig Artikel gebracht, und der Name der neunundreißig Artikel blieb von da an die übliche Bezeichnung des anglicaniſchen Bekenntniſſes.

Die Verkündung all der Beſchlüſſe, wodurch das engliſche Kirchenweſen definitiv regulirt wurde, erfolgte 1563 durch die ſogenannte Uniformitätsacte; ſie vollendete die Conſtituirung der herrſchenden anglicaniſchen Episcopalkirche, indem ſie ihr das Recht gab, alle Diejenigen mit Geldſtrafen, mit Gefängniß, mit Amtsentſetzung und Landesverweiſung zu verfolgen, welche ſich der engliſchen Liturgie widerſetzten oder am Sonntage beim Gottesdienſt der biſchöflichen Kirche zu erſcheinen ſich weigerten. Dieſe Zwangsmaaßregeln waren we-

niger gegen die Katholiken, die mit ziemlicher Milde und Schonung behandelt wurden, als vielmehr gegen die proteſtantiſchen Sectirer gerichtet. Nämlich nicht alle der Reformation Zugethane waren mit den von Eliſabeth getroffenen Einrichtungen zufrieden. Viele, die vor Maria's Verfolgungen nach Deutſchland und der Schweiz geflüchtet waren und nun, in ihr Vaterland zurückgekehrt, der ganzen Strenge der dort angenommenen calviniſchen Grundſätze gemäß leben wollten, nahmen ſowohl an der biſchöflichen Verfaſſung als an der katholiſchen Färbung der gottesdienſtlichen Gebräuche Anſtoß. Sie traten, aller Verbote ungeachtet, zu einer von der herrſchenden Kirche abweichenden Gemeinſchaft zuſammen und wurden daher Diſſenters oder Nonconformiſten genannt, im Gegenſatze zu den Anhängern der Uniformitätsacte, welche den Namen Conformiſten führten. Die Diſſenters, inſofern ſie auf die Reinheit der Kirche von allen päpſtlich ſcheinenden Gebrechen drangen, hießen auch Puritaner, und weil ſie das Kirchenregiment durch Aelteſte geführt wiſſen wollten, Presbyterianer. Dieſer kirchliche Zwieſpalt trat, wegen der Verwandtſchaft der Ideen von bürgerlicher und kirchlicher Freiheit, nachmals in auffallenden Zuſammenhang mit den politiſchen Parteiungen des des Landes. Die Presbyterianer oder Puritaner mit ihren calviniſchen Gleichheitsbegriffen neigten ſich natür-

lich den demokratiſchen, die Episcopalen oder Conformiſten den monarchiſchen Grundſätzen zu, und nicht ein engliſcher König hat ſich den Presbyterianern hold erwieſen.

Eliſabeth, die, wie alle Fürſten, ihre Unterthanen gern unter einem Hut gehabt hätte, konnte ſich durch die entſtandenen Spaltungen nur unangenehm berührt fühlen, und da ſie in der Sache ſelbſt nichts zu ändern vermochte, ſo ſuchte ſie wenigſtens der erbitterten Maaßloſigkeit des theologiſchen Gezänks einen Damm entgegenzuſetzen, indem ſie bei ſtrenger Strafe die gegenſeitigen Schmähungen „Papiſten, Ketzer, Schismatiker, Sacramentirer ꝛc.“ verbot. Daneben war ſie eifrig darauf bedacht, durch Verbreitung einer neuen Bibelüberſetzung dem evangeliſchen Chriſtenthum einen ſichern Weg zu bahnen.

Ehe wir nun zu den nachfolgenden Erſcheinungen übergehen, müſſen wir erſt ſehen, unter welchen Umſtänden ſich in dem angrenzenden Schottland die Reformation ausbreitete. Denn von Eliſabeth an knüpft ſich die Geſchichte Schottlands ſo eng an die Englands, daß man nothwendig beide zugleich in's Auge faſſen muß.

Zweites Capitel.

Die Presbyterianer in Schottland.
1527—1603.

Schweigend, in den Lüften droben,
Ernste Geister seh ich sitzen,
Eine Hand seh' ich erhoben
Und ein Richtbeil seh' ich blitzen.

Prutz.

Obwohl das Königreich Schottland sich von Anfang an in größerer Unabhängigkeit von dem römischen Stuhle erhalten hatte, als England, so war doch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der Religionszustand daselbst ein gleich trübseliger. Die Rohheit und Unwissenheit des Volkes begünstigte einen finstern Aberglauben und war der Macht des Klerus so vortheilhaft, daß diesem die Hälfte des Nationaleigenthums gehörte. Die Habsucht der Geistlichen wetteiferte mit ihrer Sittenlosigkeit. Aber nicht lange war die Stimme der Reformatoren in Deutschland erschollen, als sie auch nach

Schottland drang und, aller Unterdrückungsversuche der Pfaffen ungeachtet, allen Verfolgungen und Scheiterhaufen zum Trotz, sich immer weiter ausbreitete.

Der König, welcher zur Zeit der Reformation auf Schottlands Throne saß, hieß Jakob V. und stammte aus dem alten Geschlechte der Stuart's, das nun bereits seit anderthalbhundert Jahren die schottische Krone trug. Er war den kirchlichen Neuerungen abgeneigt und wurde durch seine französische Gemahlin, Maria von Guise, in diesen Gesinnungen bestärkt. Unter seiner Regierung starb Patrick Hamilton, ein Jüngling von hohem Adel, der von Deutschlands Universitäten mit reformatorischen Ideen zurückgekehrt war, 1527 den Flammentod *). Andere Opfer folgten.

Jakob V. herrschte bis 1542. Bei seinem Tode hinterließ er eine einzige Tochter, Maria, auf welche nach dem Rechte der Erbfolge die Krone überging, obschon sie noch kein Jahr alt war. Der Graf von Arran führte für sie die Regentschaft. Auch unter ihm dauerten die Verfolgungen gegen die Protestanten fort, die namentlich von dem Erzbischofe von Saint-Andrews, Beaton, geleitet wurden. Der Letzte, den Beaton dem Scheiterhaufen überantwortete, war George

*) Ueber das Nähere dieser Hinrichtung s. Luther's Leben, III., 189.

Wiſhard *). Wenige Tage nach deſſen Verbrennung (1546) fiel der geiſtliche Henker unter den Streichen von Mördern, die ihn auf ſeinem Schloſſe überfallen hatten. An ſeine Stelle als Erzbiſchof von Saint-Andrews trat der Bruder des Regenten Arran, John Hamilton, ein eben ſo finſterer Eiferer. Auch er befleckte ſeine Hände mit unſchuldigem Blute.

Walter Mill, ein frommer, ehrwürdiger Prieſter, hatte ſich noch in dem hohen Greiſenalter von 83 Jahren der neuen Lehre zugewandt und war als Evangeliſt in Schottland umhergewandert, das Wort Gottes Denen verkündend, die es hören wollten. Dieſen ließ Hamilton greifen und nach Saint-Andrews ſchleppen, wo ihn das geiſtliche Gericht zum Feuertode verurtheilte. So allgemein war aber die Ehrfurcht vor dem Greiſe oder wenigſtens die Scheu vor ſeinen grauen Haaren, daß die weltliche Behörde das Urtheil nicht ausführen wollte. Ein Hofſchranze des Erzbiſchofs, der von dieſem zum Richter über Mill beſtellt wurde, übernahm es endlich, die Sentenz des geiſtlichen Tribunals zu beſtätigen. Neue Hinderniſſe aber ſtellten ſich entgegen, als zur Hinrichtung geſchritten werden ſollte. Die Läden, in welchen man die Stricke und das nöthige Brennmaterial zu kaufen pflegte, waren geſchloſſen; kein Henker fand

*) S. Luther's Leben, III., 190.

ſich, das Urtheil zu vollziehen. Dies verſchaffte dem Delinquenten einen Tag Aufſchub. Der Erzbiſchof und ſeine Helfershefer wußten ſich indeß Mittel zu verſchaffen, das Werk der Bosheit auszuführen, und ſo ſtarb Mill den Feuertod im April 1558. Das Volk errichtete ihm eine Ehrenſäule von auf einander gehäuften Steinen, und als der Erzbiſchof die Steine zerſtreuen ließ, wurden ſie über Nacht mehrmals wieder zuſammengetragen, bis ſie endlich von Anhängern des Erzbiſchofs zu Häuſerbauten verwendet wurden.

Wie einſt Huß, hatte Walter Mill vor ſeinem Tode geweiſſagt, daß aus ſeiner Aſche hundert beſſere Männer erſtehen würden, um die Sache des Evangeliums fortzuführen. Die Erfüllung dieſer Prophezeiung war unſchwer vorauszuſehen. Schon bei Mill's Prozeſſe hatte ſich's gezeigt, wie abhold das Volk dem fanatiſchen Treiben der katholiſchen Prieſter ſei. Bald ſollte nun in die aufgeregten Gemüther ein neuer Zunder geworfen werden durch einen Mann, den, wie Hagenbach treffend bemerkt*), die Vorſehung gerade zum Reformator dieſes Volkes beſtimmt zu haben ſchien, damit, was in andern Ländern entweder auf ruhigere Weiſe ſich geſtaltete oder im Kampfe unterging, hier, dem über Felſen

*) Vorleſungen über Weſen und Geſchichte der Reformation, III, 221.

hinrollenden Waldſtrome gleich, mit Gewalt ſich eine Bahn breche. Der Name dieſes ausgezeichneten Vorkämpfers des Evangeliums war John Knox, mit deſſen Leben und Perſönlichkeit wir uns etwas genauer bekannt machen müſſen.

John Knox, geboren 1505 zu Gifford in der Grafſchaft Oſtlothian, ſtammte von achtbaren Eltern, die ihm eine gute Erziehung gaben. Als er 19 Jahre alt war, bezog er die Univerſität Glasgow, um ſich dem Studium der Theologie zu widmen. Hier ſog er aus den Vorträgen John Mair's jene Ideen ein, deren Hauch damals belebend durch das alte Europa ging. Die Verfolgungen, die um dieſe Zeit über die Anhänger der Reformation in Schottland verhängt wurden, konnten den jugendlichen Feuerkopf nur in ſeinen neugewonnen Ueberzeugungen befeſtigen. Er zog ſich nach Vollendung ſeiner Studien nach Hochſchottland zurück, wo er unter dem Schutze des mächtigen Stammhäuptlings Hugh Douglas öffentlich das Evangelium predigte. Im Jahre 1547 erhielt er eine Predigerſtelle in Saint-Andrews. Obwohl nun dieſe Stadt der Sitz des bigotten Erzbiſchofs Hamilton war, ſo ließ ſich doch Knox dadurch nicht abhalten, mit der ihm eigenthümlichen Energie den Anhängern des alten Syſtems zu Leibe zu gehen und auf Verwirklichung der reformatoriſchen Grundſätze hinzuarbeiten. In der That erlangte er einen ſolchen Ein-

fluß bei der Bürgerschaft, daß er bald mächtiger war, als der Erzbischof. Letzterer mußte fliehen, und die Regierung, welche bei den aufgeregten Protestanten keinen Gehorsam mehr fand, sah sich genöthigt, Saint-Andrews zu belagern. Die angegriffene Stadt wehrte sich herzhaft, und wiederum war es Knox, der den Muth der Einwohner entflammte und ihre sinkende Hoffnung belebte, indem er sie auf die nahende englische Hülfe vertröstete. Doch die englische Hülfe kam nicht, vielmehr eine französische Flotte, welche die Stadt nun auch von der Seeseite einschloß. Dies brach den Wiederstand der muthigen Bürger. Sie capitulirten auf gute Bedingungen und öffneten den Belagerern die Thore. Aber die zugestandenen Bedingungen wurden von den meineidigen Franzosen nicht gehalten. Prediger und Besatzung mußten auf die französischen Galeeren wandern.

So sah sich denn Knox sammt seinen standhaften Genossen auf einmal unter die rohesten Verbrecher, unter den Auswurf der Menschheit versetzt. Fürwahr, eine schmerzliche Prüfung! Aber er ertrug sie mit männlichem Gleichmuthe, von seinem Glauben gehoben und gekräftigt. Und wie Paulus einst die fernen Gemeinden durch feurige Sendschreiben wach und rege erhielt, so wußte auch Knox von den Galeeren aus einen Brief an seine Glaubensbrüder in Schottland zu befördern, der mit den Worten begann: „John Knox, der gebundene Knecht Jesu

Christi: Gnade, Erbarmen und Friede von Gott dem Vater mit dem beständigen Troste des heiligen Geistes!"

Als die Galeeren, worauf sich die gefangenen Schotten befanden, im Winter 1547 vor Nantes lagen, wurde von Seiten der französischen Priester Alles angewandt, die hartnäckigen Ketzer wieder zum Katholicismus zurückzuführen. Man wollte sie sogar mit Gewalt nöthigen, am Schiffsgottesdienste Theil zu nehmen. Aber mit einer Standhaftigkeit, die an Schroffheit grenzte, machten Jene ihren Protestantismus geltend. Wenn der Gottesdienst begann, bedeckten sie vorsätzlich ihr Haupt, und als man Einem von ihnen befahl, ein Marienbild zu küssen, warf er es in die Loire, mit den Worten: „Die Jungfrau ist leicht genug. Laßt sie schwimmen lernen!"

Zwei Jahre lang mußte Knox mit seinen Unglücksgefährten alle Leiden der Galeerensklaven ertragen. Einmal war er nahe daran, einem heftigen Fieberanfall zu erliegen, den ihm die anstrengende Arbeit zugezogen hatte. Endlich schlug den Duldern die Stunde der Befreiung. Als 1549 die siebenjährige Maria Stuart sich mit dem Thronerben von Frankreich vermählte, wurden ihnen die Ketten abgenommen. Man hoffte durch solchen Gnadenact in Schottland einen guten Eindruck zu machen. Doch setzte man bei aller Gnade und Milde die argwöhnische Vorsicht, welche despotische Regierungen bei allen ihren Handlungen zu leiten pflegt, nicht bei Seite. Knox, der

gefürchtete Apostel der neuen Lehre, erhielt zwar die Freiheit, aber nicht die Erlaubniß, in das theure Vaterland heimzukehren. Er ging nun nach England, wo eben Cranmer unter König Eduard's Schutze das Reformationswerk betrieb. Knox half treulich mit, war jedoch nicht zu bewegen, eine bleibende Stelle in London oder ein Bisthum in Nordengland, die ihm beide angetragen wurden, anzunehmem. Er wollte sich für sein Vaterland aufsparen; auch war er zu strenger Calvinist, um an der bischöflichen Verfassung der anglicanischen Kirche, an der weltlichen Pracht der hohen Geistlichen und dem vorsichtigen, ihm viel zu langsamen Fortschreiten der englischen Reformatoren Gefallen finden zu können.

Als 1553 die katholische Maria den brittischen Thron bestieg und mit ihrer Regierung eine Zeit der Verfolgung für die Neugläubigen begann, verließ der unbeugsame Schotte England, um sich nach Genf zu begeben. Hier wirkte er eine Zeitlang an Calvin's Seite, übernahm dann eine Predigerstelle in Frankfurt am Main, wo sich eine reformirte Gemeinde von französischen und englischen Flüchtlingen gebildet hatte, wurde aber nach kurzem Verweilen daselbst durch den Ungestüm, womit der englische Theil der Gemeinde die Einführung der bischöflichen Liturgie verlangte, veranlaßt, nach Genf zurückzukehren.

Inzwiſchen hatten ſich in Schottland die Verhältniſſe zu Gunſten der Reformirten geändert. Der bisherige Regent, Graf von Arran, war 1554, mit dem Titel eines Herzogs von Chatellerault geſchmückt, in den Privatſtand zurückgetreten, und die Königin-Mutter, Maria von Guiſe, hatte für ihre unmündige, in Frankreich weilende Tochter die Zügel der Regierung ergriffen. Obgleich nun die neue Regentin gut katholiſch war, ſo hielt ſie es doch anfänglich für räthlich, die Anhänger der Kirchenverbeſſerung gewähren zu laſſen. Sie ſuchte ſich dadurch einestheils populär zu machen, anderntheils ihre politiſche Gegnerin, die Königin Maria von England, zu ärgern. Solchergeſtalt fielen die Riegel, welche dem flüchtigen Knox bisher die Pforten der Heimath verſchloſſen hatten. Er kehrte zurück und entfaltete ſofort in Verbreitung der ihn beſeelenden Ideen jene raſtloſe Thätigkeit, die ihn von jeher ausgezeichnet hatte. Er gründete zuvörderſt in Edinburg eine evangeliſche Gemeinde, die ihre Zuſammenkünfte in dem Hauſe eines Privatmannes hielt, und nachdem er einmal dieſen Mittelpunkt gewonnen, ſtreute er von da aus den Samen der Reformation nach allen Richtungen aus. Aber noch war der katholiſche Klerus zu mächtig. Er brachte es dahin, daß der Reformator am 15. Mai 1556 vor ein Gericht geſtellt wurde. Knox erſchien, jedoch in ſo zahlreicher Begleitung, daß die verſammelten Prälaten nicht wagten,

ihn zu verurtheilen. Man ließ es sogar ruhig geschehen, daß er zehn Tage hintereinander in einer offnen Halle vor einer großen Menge von Zuhörern predigte; denn man hätte fürchten müssen, durch seine Verhaftung einen Volksaufstand zu erregen. Allein eben die Straflosigkeit, die sich der unerschrockene Mann ertrotzte, und die ungeheure Popularität, die er sich durch seinen erfolgreichen Widerstand erwarb, vermehrte den Haß seiner Gegner; der Klerus wurde immer giftiger, der Hof immer feindlicher, und Knox mußte sich endlich selbst gestehen, daß ohne Bürgerkrieg nicht wohl an ein Aufkommen des Protestantismus zu denken sei. Dieses äußerste Mittel wollte er aber vermeiden. Er sah es daher für einen Ruf Gottes an, als ihm die Kirche von Genf eine Predigerstelle antrug. Ohne Zaudern, wenn auch mit schwerem Herzen, verließ er, von seiner Gattin begleitet, sein Vaterland zum zweitenmal und trat seine Stelle in Genf an.

Die Regierungspartei hatte durch den Abzug des gefürchteten Predigers nichts gewonnen. Zwar verbrannte sie sein Bildniß öffentlich in Edinburg und sprach über ihn selbst das Todesurtheil aus; aber dieses Wüthen gegen einen Abwesenden konnte nur lächerlich erscheinen. Seiner Lehre geschah dadurch nicht der mindeste Abbruch.

Im Gegentheil traten die Sympathien des Volkes für Knox und die Reformation von nun an immer stär-

ker hervor. An dem Feſte des heiligen Egidius, des Schutzpatrons der Stadt Edinburg, wurde das Bild des Heiligen, das man in Proceſſion herumzutragen pflegte, erſt entwendet, und als man ein anderes an deſſen Stelle verfertigt hatte, das man wirklich mit großem Gepränge umhertrug, kam es gar zu Gewaltthätigkeiten. Eine Schaar junger Burſche entriß das Bild den Händen der Prieſter und trat es in den Koth.

Knox verfehlte nicht, von Genf aus dieſe Stimmung des Volkes zu nähren. Während er im Verein mit einigen Freunden eine neue engliſche Bibelüberſetzung beſorgte, erließ er zugleich ein Schreiben an die Königin-Regentin, worin er die Sache der Reformation mit Kraft vertheidigte. In Verbindung damit ſandte er einen Zuruf an den Adel und die Reichsſtände von Schottland, worin er dieſelben zwar zum Gehorſam gegen die Regierung aufforderte und vor jedem gewaltſamen Aufruhre warnte, ihnen aber zur Pflicht machte, ihre Brüder im Nothfall mit eigner Lebensgefahr zu vertheidigen, wenn dieſe um ihres Glaubens willen angegriffen würden.

Dieſe energiſche Anſprache hatte den gewünſchten Erfolg. Die einflußreichſten Anhänger des Reformators, darunter Lord Jakob Stuart, der Stiefbruder der unmündigen Königin, Graf Argyle und andere angeſehene Edelleute, traten im Jahre 1557 zu einem Bunde zuſammen, den ſie die Congregation Chriſti nann-

ten. Knox, obwohl abwesend, war die Seele dieses Bundes. Auf seinen Rath kam derselbe bei der Regentin um Gewährung freier Religionsübung ein. Das erbetene Recht wurde anfangs mit einigen Einschränkungen bewilligt, bald aber wieder zurückgenommen. Knox gerieth hierüber in die höchste Aufregung. Er schrieb 1558 eine fulminante Flugschrift, worin er das Treiben der beiden Königinnen, Maria von England und der Königin-Mutter in Schottland, mit den stärksten Worten rügte. Schon aus dem Titel kann man auf den Inhalt derselben schließen; er lautete: „Erster Trompetenstoß gegen das abscheuliche Weiberregiment."

Die englische Maria vernahm von diesem Trompetenstoße nichts mehr; sie starb, als die Flugschrift bekannt wurde. Desto erbitterter war die schottische Regentin. Sie wurde den Reformfreunden immer gehässiger, und zum Ueberflusse kam jetzt noch ein politischer Grund dazu, um ihr die gänzliche Unterdrückung derselben wünschenswerth zu machen. Elisabeth, die Nachfolgerin der katholischen Maria, wurde bekanntlich von der päpstlichen Partei nicht anerkannt; vielmehr ging letztere damit um, die Tochter der Regentin, Maria Stuart, auf den englischen Thron zu heben. Diesem Plane widersetzten sich aber die schottischen Nichtkatholiken, die in der protestantischen Elisabeth eine natürliche Bundesgenossin erblickten und von ihr für die Zukunft kräftige Hülfe erwarteten. So kam das poli-

ſche Element in die religiöſen Beſtrebungen. Die Reformirten, die eine oppoſitionelle Stellung in der Kirche einnahmen, bildeten auch im Staate die demokratiſche Oppoſition, welcher Umſtand ihnen alle Diejenigen zuführte, die mit den Maaßregeln der Regierung unzufrieden waren. Die eifrigen Katholiken hinwiederum ſahen ſich unwillkürlich zu der ariſtokratiſchen Hofpartei hingedrängt, weil ſie an ihr die einzige Stütze für ihre Glaubensanſichten fanden. Der Grund des Haſſes zwiſchen beiden Parteien war demnach ein doppelter, ein politiſcher ſowohl als ein religiöſer. Es konnte nicht fehlen, daß es bald zu ernſthaften Reibungen kam.

Die Congregation ſelbſt war es, welche hierzu den Anſtoß gab. Sie kannte ihre eigene Stärke ſowohl, als die Abſicht der Regentin, ſie zu verderben. Politik und Leidenſchaft riethen ihr, dem Angriffe des Hofes zuvorzukommen, und der Wortbruch der Regentin in Betreff der Religionsfreiheit gab einen guten Vorwand, derſelben die Treue aufzukündigen. Der erſte Schritt, den die Häupter der Congregation gegen den Hof thaten, beſtand darin, daß ſie den zum Tode verurtheilten Knox zurückriefen und ihn gegen alle ſeine Feinde zu ſchützen verſprachen. Knox kam, und ſein Auftreten gab dem Gang der Dinge alſobald eine entſcheidende Wendung. Ehe wir jedoch weiter gehen, dürfte es nöthig ſein, über den Charakter und die Anſichten dieſes merkwürdigen Mannes Einiges zu bemerken.

Knox, der jetzt vierundfünfzig Jahre zählte, war ein Mann von großen Geistesgaben und noch größerem Eifer. Kühn und kräftig, redlich und uneigennützig, hegte er, wie alle großen Reformatoren, die unerschütterliche Ueberzeugung, daß für die Glaubenslehre, und zwar in der Form, wie sie seinem strebenden und forschenden Geiste erschienen war, Alles gewagt werden und jede andere Rücksicht ihr weichen müsse. Er predigte mit hinreißender Kraft und außerordentlicher Wirksamkeit. Dabei ging es ihm wie Luthern, daß er von seiner Begeisterung oft über die Grenzen der Mäßigung hinausgeführt wurde. Wie hätte er auch die dem Geistlichen geziemende Ruhe und evangelische Milde bewahren sollen, wenn er auf den katholischen Götzendienst zu sprechen kam oder auf den gekrönten Priester zu Rom, den er verabscheute wie den Antichrist! Streng und rauh gegen sich und seine Meinungsgenossen, war er es noch mehr gegen Andersdenkende. Seinen Widersachern gegenüber handhabte er auf unnachahmliche Weise die Waffe der Verachtung; er tadelte sie nicht, er züchtigte sie. Das bewegliche Feuer seines Blicks, das Ungestüm seines Geberdenspiels, seine fieberische Beredsamkeit, die häufigen Ausbrüche seiner an Jähzorn streifenden Heftigkeit, Alles verkündete in ihm einen Mann, geboren, um Stürme zu erwecken. Er besaß im höchsten Grade die Herrschergabe, aber auch den Hochsinn und die Hinge-

bung, ohne welche die Kunſt zu herrſchen nur eine glänzende Charlatanerie iſt. In vielen Stücken glich er ſeinem Meiſter Calvin, und dieſe Uebereinſtimmung der beiderſeitigen Naturen mochte wohl mit dazu beigetragen haben, daß Knox ſich ſo ſehr zu Calvin's Lehre hingezogen gefühlt und ſie ſo vollſtändig in ſich aufgenommen hatte. Während aber die Religionsauffaſſung der reformirten Kirche in ihrem Urheber durch die feinere franzöſiſche Natur und durch eine höhere Geiſtesbildung gemildert erſchien, ſtellte ſie Knox in ihrer oft abſtoßenden Schroffheit hin und führte ſie ſo in's praktiſche Leben des Volkes ein. Er drückte der ſchottiſchen Reformation das Gepräge ſeines eigenen Charakters auf, und das war eigenthümlich, ſchwer, ernſt und finſter. Die Geſinnung, die er ſeinen Anhängern einhauchte, wandte ſich von der heitern Seite des Lebens, von der Poeſie und den ſchönen Künſten ab und erklärte ſelbige wohl gar für etwas Verdammliches. Aber ſie verlieh auch Feſtigkeit, Ausdauer und Aufopferungsfähigkeit, und dieſe Eigenſchaften waren nöthig, wo es ſich um die Wiedergeburt eines durch geiſtliche und weltliche Tyrannei verderbten, tiefgeſunkenen Volkes handelte. An dem äußern Prunke der engliſchen Episcopalkirche konnte Knox begreiflicher Weiſe keinen Geſchmack finden. Ihm mußte ein ſolcher Cultus als ein Rückfall in's Römerthum, als eine Verweltlichung des Chriſtenthums erſcheinen, die

frommen, einfachen Gemüthern nur zum Aergerniſſe gereichen könne. Er war mit Leib und Seele Presbyterianer, d. h. er wollte, daß die Kirche, nach dem Muſter der apoſtoliſchen Zeit, nicht geleitet würde von hohen, vornehmen Beamten, die ſich zum Unterſchiede von den niedern Geiſtlichen Biſchöfe nennen, ſondern daß an der Spitze des Gemeinweſens ein frommer, gelehrter Mann ſtehe, der im Vereine mit andern ihm gleichgeſtellten Aelteſten (Presbytern) die Angelegenheiten der Kirche leite. Man konnte dies als eine Rückkehr zum Urchriſtenthume betrachten; denn in der alten apoſtoliſchen Zeit waren ja die Biſchöfe eben nichts anderes, als ſolche Aelteſte oder Presbyter; ſie waren Aufſeher über die Gemeinde, Seelſorger oder Pfarrer, und der hohe, vornehme Nimbus hatte ſich erſt ſpäter um ihre Häupter gewoben, als das Chriſtenthum in den großen Städten und an der Höfen der Kaiſer Eingang gefunden. Je inniger nun Knox von der Richtigkeit ſeiner Anſicht in Betreff der Auffaſſung des Chriſtenthums durchdrungen war, um ſo mehr mußte ihm daran liegen, dieſe Anſicht im Leben durchzuſetzen. Zwar billigte er es ſo wenig als Luther, daß man mit äußerer Gewalt dem Evangelium Bahn breche; wohl aber ſchien ihm die bewaffnete Vertheidigung erlaubt gegen unbefugten Angriff. Hierin zeigte er weniger Bedenklichkeit, als Luther, und näherte ſich mehr den Ideen Zwingli's.

Er hielt den Grundſatz der Nothwehr in kirchlicher Hinſicht für eben ſo gerechtfertigt, wie in jeder andern menſchlichen Beziehung, und der evangeliſche Theil der Bevölkerung Schottlands ſchien ihm jetzt in dem Falle der Nothwehr zu ſein.

Von ſolchen Ueberzeugungen beſeelt, landete Knox 1559 an den ſchottiſchen Küſten. Er fand Alles in der größten Aufregung und ſeine Partei zum Handeln bereit. Die Regentin hatte eben eine Verordnung erlaſſen, vermöge welcher ſich Niemand unterfangen ſollte, ohne Erlaubniß der Biſchöfe zu predigen oder die Sacramente auszutheilen. Dieſem Verbote zum Trotz, führte die Congregation in Perth, einer der angeſehenſten Städte Schottlands, den reformirten Gottesdienſt ein, und Knox beſtieg die Kanzel. Er ließ ſich in ſeiner Predigt ſtark über das Abgöttiſche der Meſſe und des Bilderdienſtes aus. Nach dem Schluſſe derſelben wollte ein Prieſter, ohne ſich an die eifernde Rede zu kehren, Meſſe leſen. Da trat ein junger Menſch hervor und machte dem Prieſter Vorwürfe wegen ſeines abgöttiſchen Vorhabens. Der Prieſter gab ihm eine Ohrfeige. Der Beleidigte griff nach einem Stein und warf nach dem Geiſtlichen, traf aber den Altar und zerſchmetterte ein Bild, das darauf ſtand. Jetzt erhob ſich der Haufe mit tumultuariſchem Geſchrei, warf den Prieſter hinaus, fiel über die Heiligthümer her und ſchlug Alles kurz und klein. Er-

hitzt von dem Zerstörungswerke, wandte sich die tobende Menge auch gegen die übrigen Kirchen, vernichtete hier ebenfalls die Bilder und Zierrathen und stürzte sich endlich gegen die Klöster der Stadt, die sie der Erde gleich machte.

Die Regentin durfte, der Macht des Beispiels wegen, solches Beginnen nicht ungestraft lassen. Sie ließ sogleich die französischen Hülfstruppen ausrücken und die widerspenstige Stadt belagern. Dies war die Losung zum Bürgerkriege. Perth wurde zwar genommen, mit einer französischen Besatzung versehen und der evangelische Gottesdienst darin abgestellt. Aber inzwischen hatte auch die Congregation ihre Anhänger in die Waffen gerufen, und die Häupter des Bundes machten Rundreisen durch das Land, um den Aufstand in Masse zu organisiren.

Knox selbst begab sich mit dem Grafen Argyle und dem Lord Jakob Stuart unter einer Bedeckung von Bewaffneten nach Saint-Andrews, wo er einst Prediger gewesen war. Die Bevölkerung war in zwei Parteien gespalten, in die katholische und die reformirte. Der Erzbischof Hamilton drohte, den Reformator von der Kanzel herunterschießen zu lassen, wenn er sich gelüsten ließe, dieselbe zu besteigen. Argyle und Stuart fanden selbst die Sache bedenklich und riethen zu schneller Abreise. Aber Knox sprach: „Mein Leben steht in der

Hand Desjenigen, deſſen Ehre ich ſuche." Muthig beſtieg er die Kanzel, verbreitete ſich über die Nothwendigkeit einer Tempelreinigung und forderte endlich ſeine Zuhörer geradezu auf, ſolche vorzunehmen. Und nun wiederholten ſich hier die Scenen von Perth. Die Bilder wurden zertrümmert, die Kirchen geplündert, zwei Klöſter demolirt. Binnen Kurzem war die ganze Umgegend im Revolutionszuſtande.

Von allen Seiten ſtrömten dem Heere der Congregation begeiſterte Streiter zu, und bald war es ſtark genug, in's offene Feld zu rücken. Es überrumpelte Perth und drang ſogar in Edinburg ein. Mitten unter den Waffen ward hier die evangeliſche Kirchenordnung wieder eingeſetzt und Knox zum Prediger erwählt (am 7. Juli 1559). Die Freude der Presbyterianer dauerte freilich nicht lange. Die Regentin zog mit bedeutender Uebermacht gegen Edinburg heran; die Congregation, die einen Theil ihres Heeres entlaſſen hatte, mußte zu Unterhandlungen ihre Zuflucht nehmen und konnte froh ſein, wenigſtens die Aufrechthaltung des reformirten Gottesdienſtes zugeſtanden zu bekommen. Was es indeß mit den Zuſicherungen der Regentin auf ſich hatte, wußte man aus Erfahrung. Darum hielten es die Häupter der evangeliſchen Partei, zu denen jetzt auch der Herzog von Chatellerault und ſein älteſter Sohn, der Graf von Arran, gehörten, für gerathen, ſich bei Zeiten wieder zu

rüſten. Knox wandte ſich um Hülfe nach England, und Eliſabeth ſagte ſie bereitwillig zu. Als die Regentin davon Kunde erhielt, ſetzte ſie auf den Kopf des Reformators einen Preis. Die Congregation beantwortete dieſen Schritt dadurch, daß ſie unverweilt zu den Waffen griff und die Regentin feierlich für abgeſetzt erklärte (October 1559).

Auf's Neue entbrannte der Bürgerkrieg. Er wurde mit wechſelndem Glücke geführt. Der Regentin halfen die Franzoſen, der Congregation die Engländer. Mitten im Tumult dieſer Kämpfe ſtarb die Regentin.

Nun kam zwiſchen den ſtreitenden Parteien (am 6. Juli 1560) ein Vertrag zu Stande, nach welchem Schottland von den franzöſiſchen Truppen geräumt, die Verwaltung des Reichs während der Abweſenheit der jungen Königin durch einen Staatsrath beſorgt und nächſtens ein Parlament zur Herſtellung der guten Ordnung und zur Erledigung der Religionsbeſchwerden verſammelt werden ſollte.

Dieſes Parlament trat denn auch bald darauf (am 1. Auguſt 1560) zuſammen, und ſein erſtes Geſchäft war, der Sache der Reformation den Sieg zu ſichern. Das Glaubensbekenntniß der Presbyterianer, das ſich faſt gänzlich an die Lehre Calvin's hielt, wurde beſtätigt und die ausdrückliche Erklärung hinzugefügt, daß der Papſt in Schottland künftig weder irgend eine Macht,

noch Gerichtsbarkeit haben ſollte. Dabei blieb man aber nicht ſtehen. Nachdem man erſt über die Unduldſamkeit der Katholiken geſchrieen, übte man jetzt, zur Herrſchaft gelangt, gegen ſie dieſelbe Unduldſamkeit. Man verbot bei Leibes- und Lebensſtrafe nicht nur das Halten, ſondern auch das Anhören der Meſſe. Wer das erſtemal gegen das Verbot fehlte, ſollte mit Einziehung ſeiner Güter, wer zum drittenmale ſich verging, mit dem Tode beſtraft werden. Die Kirchengüter riß der raubſüchtige Adel zum großen Theile an ſich. Vergebens eiferte Knox gegen ſolche Habgier. Sein wohlgemeinter Vorſchlag, das Vermögen der Kirchen und Klöſter den Armen und dem Schulweſen zuzuwenden, fand keinen Anklang, und nur Weniges vermochte er den Krallen der adligen Raubvögel zu entreißen. Es kam ſogar zu ernſten Zwiſtigkeiten, und Knox hatte es zum erſtenmale zu bereuen, daß er ſeine gute und reine Sache mit ſolchen Menſchen angefangen hatte.

Der Charakter der ſchottiſchen Reformation ſtellte ſich nun, im Vergleich mit der engliſchen, als ein von dieſer ſcharf geſchiedener heraus. Zwar ruhte die Lehre beider Confeſſionen weſentlich auf den Beſtimmungen Calvin's; doch gingen dieſe Beſtimmungen noch mehr in das ſchottiſche, als in das anglicaniſche Bekenntniß über, nur mit der Ausnahme, daß die Lehre von der Gnadenwahl auch in dem ſchottiſchen Bekenntniſſe

einige Milderungen erhielt. Auffallender zeigte ſich aber der Unterſchied in dem Cultus und der Verfaſſung. Während die engliſche Liturgie, wie wir im vorigen Capitel geſehen haben, noch manche Aeußerlichkeit beibehielt, ſuchte der kräftige Oppoſitionsgeiſt der Schotten jede Erinnerung an das Papſtthum auszutilgen und erfreute ſich an den einfachſten Formen der Gottesverehrung, aus welcher nicht nur Bilder und Muſik, ſondern Alles entfernt wurde, was im Geringſten die Sinne feſſelte. Auch das unſchuldigſte Symbol, wie z. B. der Ring bei den Trauungen, ward verbannt. An die Stelle einer Oberleitung durch Biſchöfe trat die Einrichtung, welche Knox in Genf kennen gelernt hatte. Zwölf Superintendenten wurden zur Beaufſichtigung des Kirchenweſens niedergeſetzt, und dieſe hatten keinen weſentlichen Vorrang vor den übrigen Pfarrern, keinen Sitz im Parlamente und keine ſo reichlichen Einkünfte, wie die Biſchöfe der engliſchen Nachbarkirche. Jährlich ſollten zwei Provinzialſynoden ſtattfinden, an welchen nicht nur die Geiſtlichen, ſondern auch die zu Abgeordneten erwählten Aelteſten aus dem weltlichen Stande theilnehmen ſollten. Ueberdies ſollte jährlich einmal eine allgemeine Kirchenverſammlung zuſammenberufen werden.

Maria Stuart hatte anfangs wenig Luſt, dieſe Neuerungen gut zu heißen. Da aber ihr Gemahl, Kö-

nig Franz II., plötzlich ſtarb und ſie nun das freundliche Frankreich mit dem rauhen Schottland vertauſchen mußte, ſo rieth ihr die Klugheit, ſich zu fügen, um ſich nicht gleich von vornherein böſes Spiel zu machen. Am 19. Auguſt 1561 landete ſie an der ſchottiſchen Küſte. Neunzehn Jahre alt, in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, betrat ſie das Land, das ſie regieren ſollte. Bald zeigte ſich's, daß ſie nicht zu dieſem Lande paßte. Ihr Geiſt war franzöſiſch gebildet; ihr ganzes Weſen hatte franzöſiſchen Firniß. Ihr Witz, ihre Anmuth, ihre Leichtfertigkeit, ihr an dem Pariſer Hofe, dem üppigſten und verdorbenſten in Europa, eingeſogener Hang zu Sinnengenüſſen, ihre entſchiedene Vorliebe für den Katholicismus, deſſen Tendenzen einem lockern und ſchwelgeriſchen Leben ſo wenig hinderlich ſind, bildeten einen ſchroffen Gegenſatz zu dem düſtern Ernſt, der ſtrengen Sittlichkeit und der tiefreligiöſen Anſchauungsweiſe ihres durch eine großartige Bewegung neugebornen Volkes.

Die erſte Unbeſonnenheit beging ſie ſchon am erſten Tage ihrer Ankunft, indem ſie ſogleich Vorbereitungen treffen ließ, am nächſten Sonntage in ihrem Schloſſe Meſſe leſen zu laſſen. Welch ein Entſetzen für die eifrigen Presbyterianer, als ſie den Götzendienſt, wie ſie es nannten, zurückkehren ſahen! Knox äußerte in einer Predigt: es ſei ihm weit ſchrecklicher, zu hören, daß eine

Messe im Königreiche gehalten werde, als daß zehntausend gewaffnete Feinde gelandet seien, mit Gewalt die Religion zu unterdrücken. Schon rührte sich der Haufe, den Gottesdienst der Königin gewaltsam zu hindern; nur durch den Einfluß der Gemäßigten ward solches hintertrieben. Die Hausandacht Maria's blieb ungestört. Die Volkspartei rechnete sich diese Schonung zum Verdienst an, und eine Schonung war es in der That; denn nach den letzten Parlamentsbeschlüssen hieß es eine todeswürdige Schuld auf sich laden, wenn man sich eine Messe halten ließ. Ob Knox und seine Freunde in ihren Befürchtungen rücksichtlich dieser Messe zu weit gingen, wollen wir hier nicht weiter untersuchen. Jedenfalls war es ihnen nicht zu verdenken, wenn sie im Hinblick auf die blutigen Verfolgungen ihrer Glaubensbrüder in Spanien, Frankreich und den Niederlanden die Rückkehr des Katholicismus zu verhindern strebten. Und solche Rückkehr war nicht unmöglich, wenn das Beispiel der Herrscherin die noch immer zahlreiche katholische Partei ermuthigte und einer ränkesüchtigen Priesterschaft im königlichen Schlosse ein Anknüpfungspunkt geboten wurde. Soll einem Uebelstande mit Erfolg entgegengetreten werden, so muß es geschehen, wenn er noch im Keime ist; hat er Boden gewonnen und Wurzel geschlagen, dann ist es zu spät.

Etwas vorsichtig gemacht durch den ersten Zusam-

menſtoß mit den Presbyterianern, that die Königin manchen Schritt zu Gunſten dieſer mächtigen Partei. Sie ernannte das Haupt der Congregation, ihren Halbbruder Jakob Stuart, zum Grafen von Murray und ſtellte ihn nebſt William Maitland, einem ebenfalls ſehr thätigen Mitgliede der Congregation, an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten. Aber ſie konnte dadurch die Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Geſinnung nicht vertilgen. Man ſah in ihren Bewilligungen nur Liſt, um die Herzen zu gewinnen, und kluges Zögern, um mit ihren wahren Abſichten erſt dann hervorzutreten, wenn ſie von dem ſchon erkalteten Eifer keinen kräftigen Widerſtand mehr zu fürchten habe. Das Mißtrauen und die Abneigung, die man gegen ſie hegte, wurden noch vermehrt durch die Begünſtigung, die ſie den Ausländern, namentlich den mitgebrachten Franzoſen angedeihen ließ, durch ihr luxuriöſes, weltliches Leben, durch ihre Luſt zur Jagd, zum Tanze und zu Maskeraden. Das Treiben ihres Hofes war grenzenlos leichtfertig, und über ſie ſelbſt gingen die ſchlimmſten Gerüchte. Ein Zeitgenoſſe, der damals in Edinburg fungirende franzöſiſche Geſandte Foy, behauptet: Maria ſei Abends verkleidet durch die Stadt gegangen und habe ſich von jedem Manne zur Unzucht brauchen laſſen. Mag dies verleumderiſche Uebertreibung ſein; aber es beweiſt wenigſtens, was man der Königin zutraute.

Knox, der ſittlich-ſtrenge, furchtlos-offene Glaubensheld, war nicht der Mann, zu ſolchem Unweſen zu ſchweigen. Er ſchloß jede ſeiner Predigten mit dem Gebet: „Reinige, o Gott, das Herz der Königin von dem Gifte der Götzendiener und erlöſe ſie aus der Sclaverei des Satans, in welcher ſie erzogen iſt und aus Mangel wahrer Lehre ſich noch befindet, damit das Reich den Plagen und der Rache entgehe, welche unvermeidlich dem Götzendienſte folgen!“

Maria, welche den Einfluß des Reformators fürchtete, beſchloß, einen Verſuch zu machen, ihn zu gewinnen. Sie beſchied ihn auf's Schloß, und Knox erſchien. Mancher Andere würde durch die wunderbare Schönheit der Königin gefeſſelt und durch die Pracht, welche ſie umgab, geblendet worden ſein. Nicht ſo Knox, deſſen ſtolze Seele dieſen glänzenden Plunder verachtete und deſſen männliches Herz dem Zauber ſüßer Blicke unzugänglich war. Maria begann damit, ihm wegen der Heftigkeit ſeiner Anzriffe ſanfte Vorwürfe zu machen. Knox antwortete mit gemeſſenem Ernſte und ohne Umſchweife. Er verſicherte die Königin ſeiner Unterthänigkeit, ſo lange ſie im Dienſte der Wahrheit bleibe; aber offen müſſe er ſich zu dem Grundſatze bekennen, daß es den Fürſten nicht zukomme, das Evangelium zu hindern, und daß in dieſem Fale es den Chriſten erlaubt ſei, gegen die Obrigkeit ihre Rechte zu ſchützen. „Oder hät-

ten," fragte er, „die Israeliten dem Pharao und Nebukadnezar, die ersten Christen den heidnischen Kaisern nachhinken sollen?"

„Das nicht," versetzte Maria, „aber sie erhoben doch nicht das Schwert gegen ihre Obrigkeit."

Knox: „Wenigstens widersetzten sie sich allen gottlosen Befehlen."

Maria (mit Nachdruck): „Doch nicht mit dem Schwerte!"

Knox: „Gott hatte ihnen dazu die Gewalt und die Mittel nicht gegeben."

Maria: „Also meint Ihr, daß Unterthanen ihren Fürsten widerstehen dürfen, wenn sie können?"

Knox (mit erhobener Stimme): „Gnädigste Frau! Das göttliche Gebot lehrt: Ehre Vater und Mutter! Aber ungeachtet dieses Gebotes würde man es Kindern nicht zur Sünde rechnen, wenn sie, falls ihr Vater in einem Anfall von Wahnsinn sie umbringen wollte, ihm das Schwert entrissen, ihm die Hände bänden und ihn so lange in Verwahrung hielten, bis der Anfall vorüber wäre. Eben so verhält es sich mit den Fürsten, welche die Kinder Gottes, die ihnen unterworfen sind, ermorden wollen. Ihr blinder Eifer ist Wahnsinn. Darum kann es nicht Ungehorsam heißen, wenn man ihnen das Schwert aus der Hand windet, ihnen die Hände bindet und sie so lange ihrer Freiheit beraubt, bis sie wieder

zur Vernunft kommen. Vielmehr iſt gerade dies der rechte Gehorſam, weil er mit dem Willen Gottes übereinſtimmt."

Maria erbleichte, als ſie dieſe kühnen Worte hörte; ſo hatte noch Niemand mit ihr geſprochen. Einige Augenblicke ſtand ſie ſprachlos und erſtarrt da; endlich nahm ſie ſich zuſammen und ſagte mit Bitterkeit: „Wohlan denn, ich ſehe, meine Unterthanen ſollen nicht mir, ſondern Euch gehorchen; ſie ſollen thun, was ſie wollen, nicht was ich befehle."

„Dahin ſoll es nicht kommen," fiel Knox ein, „aber wohl möchte ich es ſo weit bringen, daß beide, Fürſt und Unterthan, Gott gehorchten."

Maria gab zu, daß die Fürſten Gott und ſeinem Worte gehorchen ſollten; aber eben deshalb müßten ſie der Kirche gehorchen, die allein im Beſitze der wahren Religion ſei. Hiermit lenkte ſich das Geſpräch auf die Lehre von der Kirche; doch über dieſen Punkt war erſt recht keine Verſtändigung möglich.

Beide trennten ſich unbefriedigt. Knox verabſchiedete ſich bei der Königin mit dem Wunſche, daß Gott ſie für das ſchottiſche Volk das möge werden laſſen, was Deborah für das iſraelitiſche geweſen ſei. Aber an den engliſchen Miniſter Cecil ſchrieb er unmittelbar darauf: die Lehren ihres Oheims, des Cardinals von Guiſe, hätten ſich ſo tief in das Herz der jungen Königin einge-

drückt, daß sie nicht mehr ohne das Herz selbst herausgerissen werden könnten. „Möchte ich," schloß er, „hierin irren; aber ich fürchte, daß dies nicht der Fall sein werde; denn bei meiner Unterredung mit ihr habe ich so viele künstliche List wahrgenommen, wie mir in diesem Alter noch nie vorgekommen ist. Von jetzt an ist der Hof für mich todt, wie ich für den Hof todt bin."

Immer rücksichtsloser wurde jetzt die Sprache des ernsten Sittenpredigers, und er fühlte sich um so mehr zu unerbittlicher Strenge veranlaßt, als die Großen unter seiner Partei, so namentlich Murray und Maitland, mehr auf weltliche Dinge, als auf Herstellung guter Zucht bedacht waren. So kam es, daß er in seinem Strafeifer die Königin von der Kanzel herab mit einer Jesabel verglich und ihre lockern Sitten mit den schärfsten Worten geißelte. Noch einmal versuchte es Maria, den Unbeugsamen milder zu stimmen. Sie beschwor ihn mit Thränen in den Augen, daß, wenn er ihr Vorwürfe über ihren Wandel zu machen habe, er dies unter vier Augen thun möge, aber nicht vor aller Welt. Vergebens. Knox berief sich auf seine öffentliche Stellung, auf sein Recht und seine Pflicht. Nun beschloß Maria in ihrem Grimm, sich den Lästigen auf andere Weise vom Halse zu schaffen. Eine scheinbar günstige Gelegenheit fand sich bald.

Während einer Abwesenheit der Königin vom

Edinburg feierte die Dienerſchaft derſelben die Meſſe in der königlichen Kapelle, und zwar mit noch größerem Gepränge, als es in Gegenwart ihrer Herrin zu geſchehen pflegte. Die Presbyterianer glaubten dies um ſo weniger dulden zu dürfen, als die Abhaltung des katholiſchen Gottesdienſtes der Königin nur für ihre Perſon geſtattet war. Eine Anzahl derſelben drang in die Kapelle ein und wollte den Prieſter nöthigen, ſeine Verrichtung einzuſtellen. Dieſer aber ſah ſich nach Schutz um, und ſo wurden zwei der Thäter verhaftet. Als Knox von dem Vorgange hörte, ſah er darin einen Act der Gewalt ſeitens der Katholiken. Er erließ ein Umlaufſchreiben an die Presbyterianer der umliegenden Landſchaften, beraumte darin eine Volksverſammlung an und verlangte Maaßregeln der Gegenwehr. Dieſes Umlaufſchreiben fiel in die Hände der Königin, welche Knox ſofort vor Gericht ſtellen ließ. Ein Hochverrathsprozeß ſollte den gefährlichen Mann unſchädlich machen!

Maria wohnte der Gerichtsſitzung in eigner Perſon bei, um ſich an dem Sturze ihres Gegners zu weiden. Als dieſer, von ſeinen Freunden begleitet, in das Seſſionszimmer trat, lachte ſie höhniſch auf und ſprach: „Der Mann da hat mir oft bittere Thränen ausgepreßt, ohne daß ihm ſelbſt die Augen übergegangen wären. Heute will ich doch ſehen, ob ich ihn nicht zum Weinen bringen kann.“ Allein das rachſüchtige Weib hatte falſch

gerechnet. Die Zeit der Willkürherrschaft war zu Ende; es gab keine Richter mehr, die einen Mann, wie Knox, verurtheilten. Die Klage wurde als unstatthaft verworfen und der Angeschuldigte nach einer sehr geschickten Vertheidigung freigesprochen.

Von nun an sehen wir Maria Stuart mit raschen Schritten ihrem Verhängnisse entgegeneilen. Je scandalöser ihr Leben, um so sicherer wurde ihr Fall. Gedrängt von ihren Unterthanen, sich einen Gemahl zu wählen, reichte sie am 29. Juli 1565 dem schönen Heinrich Darnley, einem jungen Lord aus einer Nebenlinie des Hauses Stuart, die Hand. Bald wurde sie jedoch des faden Burschen überdrüssig und begünstigte den Italiener Rizzio. Der eifersüchtige Gemahl glaubte diese Schmach nur in dem Blute des Nebenbuhlers abwaschen zu können. Auf seine Veranstaltung ward Rizzio am 9. März 1566 vor den Augen der schwangern Königin mit 56 Stichen und Hieben getödtet.

Maria schwor Rache. Zum Werkzeug derselben erkor sie sich den Grafen Bothwell, einen kühnen und mächtigen, aber lasterhaften und sittenlosen Mann. Ihn überhäufte sie mit Gütern und Auszeichnungen, während sie ihren Gemahl auffallend vernachlässigte. Zu Anfang des Jahres 1567 wurde Darnley in Glasgow plötzlich krank, so daß man muthmaßte, er habe Gift

bekommen. Seine kräftige Natur erholte sich jedoch wieder, und nun bewog ihn Maria, als sie ihn in Glasgow besuchte, ihr nach Edinburg zu folgen, wo sie ihm, unter dem Vorwande, daß das Geräusch der Hauptstadt seine Genesung hindere, ein kleines Landhaus als Wohnung bereitete. Hier blieb sie acht Tage und mehrere Nächte bei ihm und pflegte ihn mit aller Sorgfalt. Am 9. Februar 1567 sagte sie ihm, sie wünsche die Nacht im Palaste zuzubringen, um der Hochzeit eines Hoffräuleins beizuwohnen, und in dieser nämlichen Nacht ward das Landhaus durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt und Darnley's Leichnam nicht weit davon auf dem Felde gefunden.

Die öffentliche Stimme bezeichnete Marien und Bothwell als die Urheber der That, und der anfangs leise ausgesprochene Verdacht ward zur Gewißheit, als Maria sich bald darauf von Bothwell entführen ließ und ihn am 15. Mai 1567 heirathete, obgleich der Graf schon eine Frau hatte, die er natürlich erst verstoßen mußte. Diese Frevel und Schändlichkeiten zehrten den letzten Rest von Geduld auf, der noch in den Herzen der Schotten lebte. Sie empörten sich. Bothwell entfloh*) und Maria wurde gefangen in die Hauptstadt

*) Er suchte eine Zuflucht auf den Orkneyinseln, wo er eine Zeitlang Seeräuberei trieb, dann, von den Schiffen der Regierung verfolgt, die seinen einbüßte und auf einem Boote

geführt, wo ſie die Demüthigung erlitt, von dem Pöbel auf offener Straße verhöhnt und beſchimpft zu werden. Ihre Rolle war ausgeſpielt. Sie mußte (am 24. Juli 1567) der Regierung zu Gunſten ihres einjährigen, in der Ehe mit Darnley erzeugten Sohnes entſagen, den Grafen Murray zum Regenten ernennen und dann als Staatsgefangene ſich in das feſte Schloß Lochleven einſperren laſſen, wo ſie mit rückſichtsloſer Strenge behandelt wurde. Unmittelbar darauf fand die Krönung Jakob's VI. — ſo hieß das königliche Kind — ſtatt.

Maria konnte indeß den Verluſt des Thrones nicht verſchmerzen. Muthig, wie ſie war, wollte ſie noch einmal ihr Glück verſuchen. Sie entkam am 2. Mai 1568 aus dem Verhafte, rief ihre adeligen Freunde zu ihrem Beiſtande auf und brachte wirklich 6000 Mann auf die Beine. Aber der Regent Murray, ein tapferer Mann, rückte raſch dieſer Streitmacht entgegen und ſchlug ſie am 16. Mai bei Glasgow bis zur Vernichtung. Maria ſelbſt konnte ſich nur mit genauer Noth auf einem Fiſcherkahne nach Carlisle retten. Jetzt beſchloß ſie, eine Freiſtätte in England zu ſuchen;

---

nach Dänemark entkam. Aber auch hier ereilte ihn das Schickſal, dem er dort hatte entfliehen wollen. Er ward gefangen, ſchmachtete zehn Jahre lang im Kerker, verlor den Verſtand und ſtarb eines jämmerlichen Todes.

dem an ein Entkommen nach Frankreich war nicht zu denken. Sie ſchrieb deshalb einen rührenden Brief an die Königin Eliſabeth, flehte ihre Großmuth an und bat ſie, die Schiedsrichterin zwiſchen ihr und ihren Unterthanen zu machen.

Eliſabeth ließ die Exkönigin von Schottland einſtweilen auf das Schloß Bolton in Yorkſhire bringen und dann ihre Sache vor einem engliſchen Gerichtshofe unterſuchen. Murray erſchien in eigner Perſon, klagte Marien im Namen der Nation der Mitwiſſenſchaft und Theilnahme an Darnley's Morde an und legte eine Reihe von Briefen und andern Papieren vor, um ſeine Anklage zu erhärten. Mariens Bevollmächtigte vermochten dieſe Beweiſe nicht zu entkräften und ſuchten ſich mit Winkelzügen zu helfen, worauf die Verhandlungen abgebrochen wurden. Maria, zur Gefangenen Englands erklärt, mußte Bolton, in deſſen Nähe viele Katholiken wohnten, verlaſſen und das Schloß Tutbury in Staffordſhire beziehen.

Aber eine ſolche Gefangene war geeignet, Unruhe einzuflößen. Sie hatte früher Eliſabeth's Anſprüche auf den engliſchen Thron beſtritten und ihre eigenen hinſichtlich dieſes Punktes nie ganz aufgegeben. Auf ihr ruhten die Hoffnungen der ſchottiſchen ſowohl als der engliſchen Katholiken, und wenn ihre Reize ihr ſchon früher manchen begeiſterten Verehrer, manchen einflußreichen

Freund zugeführt hatten, so that es ihr jetziges Unglück doppelt, indem es den damals noch nicht erloschenen Ritterſinn für ſie in Anſpruch nahm. Sie war, mit einem Worte, gefährlich genug, um Beſorgniſſe zu erwecken, und die nachfolgenden Thatſachen übernahmen es, den Beweis zu führen, wie gegründet dieſe Beſorgniſſe waren. Der Herzog von Norfolk, das Haupt der engliſchen Katholiken, ſchmeichelte ſich, Mariens Hand zu erhalten, und ſtiftete eine Verſchwörung, ſie zu befreien. Aber er ging ſo unvorſichtig zu Werke und nahm ſo halbe Maßregeln, daß Eliſabeth ſeinen Plan mit leichter Mühe vereiteln konnte. Er ward in den Tower geworfen, Maria aber nach Coventry gebracht und noch ſtrenger bewacht. Zwar erhoben die Grafen Northumberland und Weſtmoreland nachträglich im Norden Englands die Fahne der Empörung; aber auch dieſer Aufruhr wurde bald gedämpft.

Es war dies nicht die letzte Verſchwörung, von welcher Eliſabeth bedroht ward. Papſt Pius V., der die Rolle Gregor's VII. ſpielen wollte, erklärte durch eine Bulle vom 25. Februar 1570 die Ketzerkönigin für abgeſetzt und entband ihre Unterthanen vom Eide der Treue. Der Jeſuitenlehre zufolge, welche damals in Schwung kam, that man ein verdienſtliches Werk, wenn man eine Fürſtin tödtete, die in dem Banne war oder auch nur das Mißfallen des päpſtlichen Stuhles ſich zu-

gezogen hatte. Es entſtand alſo 1571 eine neue Verſchwörung, an welcher der ſeiner Haft entlaſſene Norfolk wiederum betheiligt war. Diesmal aber wurde ihm nicht verziehen. Am 2. Juni 1572 fiel ſein Haupt auf dem Schaffot.

Das engliſche Volk empfand den tiefſten Unwillen gegen Maria Stuart, die es als den Mittelpunkt aller gegen die beſtehende Ordnung der Dinge geſponnenen Ränke betrachtete. Es hielt weder die Ruhe, noch die Religion für geſichert, ſo lange dieſe intrigante Perſon lebte. Das Unterhaus trug daher darauf an, ein peinliches Verfahren gegen ſie einzuleiten. Eliſabeth lehnte dies jedoch ab und begnügte ſich, ſie unter ſtrenger Aufſicht zu halten.

In dem unglücklichen Schottland ruhten indeß die Kämpfe der Parteien nicht. Der Regent Murray, dem man ehrgeizige Abſichten zuſchrieb, wurde ermordet, und die Katholiken griffen noch einmal zu Gunſten ihrer gefangenen Königin zu den Waffen, jedoch wiederum ohne Erfolg. Der mehrfach genannte John Hamilton, Erzbiſchof von Saint-Andrews, welcher hauptſächlich dieſe Empörung angeblaſen hatte, wurde 1571 gehangen, und Graf Morton ergriff die Zügel der Regentſchaft. Seine erſte Maaßregel war, ſich die Güter des hingerichteten Erzbiſchofs zuzueignen. Immer wieder zeigte ſich die alte Habſucht der ſchottiſchen Großen in

Betreff der Bisthümer und Kirchengüter. Auch versuchten sie jetzt die bischöfliche Verfassung Englands in Schottland einzuführen, was aber nur auf kurze Zeit Bestand hatte. Späterhin wurde das Presbyterialsystem auf eine dauernde Weise begründet.

Mitten unter den Kämpfen, die sich in dieser Hinsicht entwickelten, starb Knox, der Reformator. Des Lebens müde, hatte er sich schon lange nach dem Tode gesehnt. Noch drang kurz vor seinem Absterben die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit zu seinen Ohren. Er bestieg die Kanzel und rief die Strafen des Himmels über den „grausamen Mörder und falschen Verräther" herab, der sich König von Frankreich nenne. Oeffentlich forderte er den französischen Gesandten auf, seinem Meister zu sagen, daß sein Urtheil in Schottland gesprochen sei und daß sein Name von der Nachwelt nie anders als mit Fluch werde genannt werden.

Den 9. November 1572 ließ sich der vom Schlage gelähmte Greis zum letztenmale in die Kirche führen, um seinen Nachfolger der Gemeinde vorzustellen und von ihr Abschied zu nehmen. Er bezeugte die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, und wie er bei der Verkündung des göttlichen Worts nicht das Seine gesucht habe, sondern was Christi sei. Er ermahnte die Presbyterianer, der guten Sache treu zu bleiben, und ertheilte ihnen zum letztenmale den Segen. Auf seinen Stab gestützt, wankte

er, begleitet von der ihm nachweinenden Menge, nach Hause zurück. Zwei Tage darauf legte er sich auf sein Sterbebette. In seinen letzten Stunden hatte er noch mit Anfechtungen zu kämpfen. „Der Teufel," sagte er, „wolle ihm vorspiegeln, er habe durch seine Treue den Himmel verdient, während er doch wohl wisse, daß es nur Gottes Gnade sei, die in ihm sich mächtig gezeigt habe." Seine Gattin und sein vertrauter Hausgenosse richteten ihn in trüber Stunde auf durch das Vorhalten der Verheißungen Jesu. Endlich hatte er ausgerungen. Er starb am 24. November 1572 in einem Alter von 67 Jahren. Seine Leiche ward auf dem Gottesacker der Egidienkirche bestattet. Eine zahlreiche Volksmenge, der Regent Morton an der Spitze des Adels und sämmtliche Geistliche gaben ihm das Geleit, und als man den Sarg einsenkte, rief Morton aus: „Hier liegt der Mann, der nie vor eines Menschen Angesicht sich fürchtete!"

Fünfzehn Jahre später erfüllte sich auch Maria Stuart's Geschick. Die Umtriebe der Katholiken gegen die Königin von England hatten nicht aufgehört. Mariens Befreiung war das Losungswort aller katholischen Mißvergnügten und wurde der Anlaß immer neuer Verlegenheiten. Das brittische Parlament versuchte die Verschwörer einzuschüchtern, indem es strengere Gesetze gegen die Katholiken erließ. Umsonst. Im Jahre 1577 mußte

ein Prieſter, Namens Mayne, gehangen werden, weil er den heiligen Krieg gegen die Ketzerkönigin gepredigt hatte. Anſtatt dadurch abgeſchreckt zu werden, tauchten 1580 die jeſuitiſchen Sendlinge zahlreicher als je auf, und 1581 ſah ſich das Parlament genöthigt, auf's Neue die Strafgeſetze gegen die Katholiken zu ſchärfen. Nichtsdeſtoweniger wurde 1584 ſchon wieder ein Mordanſchlag auf das Leben Eliſabeth's entdeckt, der von einem gewiſſen Parry ausging und eine harte Verfolgung der Katholiken oder vielmehr der Jeſuiten nach ſich zog, wobei es auch an Hinrichtungen nicht fehlte. Man hätte nun denken ſollen, die katholiſchen Fanatiker würden zur Beſinnung gekommen ſein. Aber nein. Im Jahre 1586 fanden ſich wieder Leute, welche den alten Verſuch zu erneuern beſchloſſen. Babington, ein junger, zu Paris fanatiſirter Edelmann, Ballard, ein Prieſter aus dem Seminar zu Rheims, und mehrere andere katholiſche Engländer verſchworen ſich, Eliſabeth zu ermorden und Marien zu befreien. Sie ſetzten ſich mit der letzteren in Verbindung; die Briefe aber wurden durch die Wachſamkeit des engliſchen Miniſters Walſingham aufgefangen. Vierzehn der Verſchwornen erlitten nach kurzem Prozeſſe den Tod; ſieben davon geſtanden ihr Verbrechen ein.

Dieſes letzte Attentat trieb den Unwillen des engliſchen Volkes auf den höchſten Gipfel. Man fragte ſich, was noch aus dieſen Verwicklungen werden ſolle? Das Da-

ſein Maria Stuart's erſchien Allen als eine unerträgliche Laſt. Was ſollte man mit ihr anfangen? Ließ man ſie frei, ſo hatte man den Bürgerkrieg. Dauerte ihre Gefangenſchaft fort, ſo hörten die Verſchwörungen nicht auf. Und wie, wenn einmal ein Mordverſuch auf Eliſabeth gelänge, oder dieſelbe plötzlich eines natürlichen Todes ſtürbe und Maria Stuart, als nächſte Nachfolgerin, von ihrer Partei auf den engliſchen Thron erhoben würde? Würden dann nicht die Scheiterhaufen der katholiſchen Maria wiederkehren und das ganze Reformationswerk über den Haufen geworfen werden? Von der Rachſucht der Katholiken erwartete man das Schlimmſte; die Greuel der Bartholomäusnacht waren noch in gutem Andenken, und ſo entſchloß man ſich endlich, die gefährliche Gefangene wegen Mitwiſſenſchaft an dem frevelhaften Vorhaben Babington's vor Gericht zu ſtellen.

Nachdem ſie von Coventry nach dem Schloſſe Fotheringhay in der Grafſchaft Northhampton gebracht worden war, wurde eine Commiſſion von 40 der angeſehenſten Peers und 5 Oberrichtern ernannt, um ſie zu verhören und über ſie Recht zu ſprechen. Maria weigerte ſich anfänglich, ſich einem Verhöre zu unterwerfen, ließ ſich aber ſpäterhin durch die Furcht, dadurch den gegen ſie erhobenen Verdacht zu beſtätigen, dazu bewegen. Die wider ſie vorgebrachten Beweiſe waren zahlreich und furchtbar; ihre Verbindung mit auswärti-

gen katholiſchen Mächten geſtand ſie ſelbſt zu. Man ſprach die Todesſtrafe über ſie aus, welches Urtheil von dem Parlamente beſtätigt und am 8. Februar 1587 in einem Saale des Schloſſes Fotheringhay vollzogen ward. Sie zeigte in den letzten Augenblicken Faſſung und Würde. Auf eine ſo tragiſche Weiſe endete die leichtfertige Maria Stuart; ſie war, als ſie ſtarb, 46 Jahre alt, von denen ſie die 19 letzten in der Gefangenſchaft zugebracht hatte.

Die raſche Vollſtreckung des Todesurtheils ſoll nicht in dem Wunſche der Königin gelegen haben, vielmehr von ihren Miniſtern auf eigne Fauſt betrieben worden ſein. Wie dem auch ſei, aus dieſer Hinrichtung iſt der Eliſabeth kein ſonderlicher Vorwurf zu machen. Das Opfer war nöthig, wollte ſie nicht ihr ganzes großes Werk einer ungewiſſen Zukunft preisgeben. Nie haben wichtigere Gründe für eine ſolche Maaßregel geſprochen. Maria litt nur, was ihre Thaten werth waren. Zwar erſcheinen ihre Verirrungen durch ihre lange, traurige Gefangenſchaft einigermaßen geſühnt; wäre ſie aber je wieder zur Macht gelangt, ſo würde ſich's gezeigt haben, daß ſie nichts gelernt und nichts vergeſſen. Ihre zügelloſe Sinnlichkeit, ihr Leichtſinn, ihre Bigotterie, ihr ganzes altes Weſen würde wieder zum Vorſchein gekommen, das Gefühl erlittener Kränkung und brennender Durſt nach Rache hinzugetreten und jedenfalls um des Glau-

bens willen viel Blut geflossen sein. Es war daher gut so. Besser, ein Mensch stirbt, als daß Tausende zu Grunde gehen.

Als Jakob VI., der damals 21 Jahr alt war, das unglückliche Ende seiner Mutter vernahm, brach er in Klagen und Drohungen aus; da ihm aber einfiel, daß er die Engländer schonen müsse, deren König er einst wohl sein werde, so beruhigte er sich. Ueberhaupt scheint es ihm nie Ernst mit der Liebe zu seiner Mutter gewesen zu sein. Er hätte vielleicht ihre Befreiung erwirken können, wenn er energisch aufgetreten wäre; aber es lag ihm nichts daran, weil er ihren Ehrgeiz fürchtete. Er wollte selbst gern herrschen. Darum entledigte er sich auch bei Zeiten des Regenten Morton, der unter dem Vorwande, dem Könige nach dem Leben gestrebt zu haben, hingerichtet wurde. Hierüber brach ein Aufstand der Presbyterianer aus, in Folge dessen Jakob eine Zeitlang gefangen saß. Als er frei wurde, nahm er die Regierung selbst in die Hand; aber er führte sie ohne Kraft und Glanz. Mit den höchsten Begriffen von der Größe und Unumschränktheit der königlichen Würde erfüllt, aber nicht mit den Eigenschaften begabt, die dazu gehören, solche Ansprüche durchzusetzen und aufrecht zu erhalten, lebte er in ewigem Conflict mit dem starren Sinne der presbyterianischen Geistlichkeit und dem Trotze

des Adels, wodurch er verhindert wurde, seinem Lande das zu werden, was er hätte sein sollen.

Wie ganz anders Elisabeth! Sie liebte auch die unumschränkte Gewalt; aber sie besaß auch die Fähigkeit, dieselbe wohl anzuwenden. Durch ihre weisen Maaßregeln hob sich der Wohlstand der englischen Nation auf eine hohe Stufe. Ackerbau und Gewerbe, Handel und Schifffahrt erhielten durch sie einen noch nie dagewesenen Schwung. An ihre glücklichen Kriege mit Spanien, an die siegreiche Bekämpfung des irländischen Aufstandes, an die kühnen Unternehmungen ihrer Seehelden können wir nur erinnern, ohne uns in weitere Schilderungen dieser Ereigniſſe einzulaſſen. Was aber in unſerm Werke hervorgehoben werden muß, iſt, daß ſie eine weſentlich proteſtantiſche Königin war. Denn unter ihrer Regierung ſchlug der Proteſtantismus nicht nur in England feſte Wurzeln, ſondern ihrer thätigen Mitwirkung iſt es zumeiſt auch zuzuſchreiben, daß er dauernde Erfolge in Schottland, Frankreich und den Niederlanden errang. Sie hatte für ihre kämpfenden Glaubensgenoſſen nicht allein immer Geld in Bereitſchaft, ſondern unterſtützte ſie auch mit Kriegsleuten. Ihre Politik war eine durchweg proteſtantiſche und darum volksthümliche. Dafür ward ſie denn auch von ihren Unterthanen vergöttert, und noch heute blicken die Engländer mit Stolz und Liebe auf ihre glorreiche Regierung

zurück. Sie starb am 24. März 1603 im 70. Jahre ihres Alters. Ihre letzten Lebensjahre wurden durch den Undank ihres Lieblings, des Grafen Eſſex, verbittert, den ſie erſt mit Gunſtbezeugungen überhäuft hatte und der ſich zum Lohne dafür gegen ſie empörte, ſo daß ſie ſich endlich entſchließen mußte, ihn als Hochverräther hinrichten zu laſſen.

Da Eliſabeth unvermählt ſtarb, ſo hatte ſie vor ihrem Hinſcheiden Jakob VI. von Schottland, den Sohn ihrer Feindin Maria, als ihren Nachfolger auf dem engliſchen Throne bezeichnet. Für den evangeliſchen Glauben lag in dieſer Ernennung keine Gefahr; denn Jakob war von dem gelehrten und eifrigen Georg Buchanan, dem Freunde Knoxens, in den ſtrengen Grundſätzen der reformirten Kirche erzogen worden. Das Parlament trug daher kein Bedenken, denſelben zum Könige auszurufen. Erfreut kam Jakob herbei und übernahm, 37 Jahre alt, die Regierung des großen, blühenden Reiches. Als König von England hieß er nun Jakob I. So waren denn endlich England und Schottland unter einem Haupte vereinigt. Sie wurden nie wieder getrennt.

Drittes Capitel.

Die Puritaner in England und die Revolution.

1603 — 1688.

Blut floß von jeher, wenn die verjüngte Welt
Neukräftig aufwuchs. — —
v. Platen.

Mit Elisabeth war das Haus Tudor erloschen; mit Jakob I. begann die Dynastie der Stuarts, welche dem englischen Reiche vier Könige gab. Jakob I. war ein gutmüthiger, aber schwacher Mann; er liebte die Ruhe, gefiel sich in der Verrichtung von Kleinigkeiten, hatte allerlei Grillen über die absolute Macht, verstand aber nicht, solche zu handhaben. Wie Heinrich VIII., war er von der Thorheit besessen, Theolog sein zu wollen, aber nicht, um dadurch zu tyranniſiren, sondern um zu versöhnen und zu bekehren. Er erzielte indeß mit seinen Bekehrungsversuchen nicht die gewünschten Erfolge,

und er konnte ſie nicht erzielen, weil er es mit ſcharf ausgeprägten Richtungen zu thun hatte. Anfangs ſetzten ſowohl die Katholiken als die Puritaner große Hoffnungen auf ihn. Jene glaubten, der Sohn einer Mutter, welche gewiſſermaßen als Märtyrin des katholiſchen Glaubens geſtorben ſei, werde nichts Eiligeres zu thun haben, als nach erlangter Macht ſich offen für den Katholicismus zu erklären. Dieſe hinwiederum hegten die Erwartung, der Schüler Buchanan's, des Mitbegründers der ſchottiſchen Presbyterialverfaſſung, werde die ſchottiſche Kirchenform, in der er erzogen worden, auch der engliſchen Landeskirche aufdringen. Jakob täuſchte beide Parteien. Die Katholiken behandelte er zwar mild und mit einer gewiſſen Vorliebe, trat jedoch nicht zu ihnen über. Die Presbyterianer dagegen oder Puritaner (unter welchem Namen ſie in England auftreten) ließ er ſeine ganze Strenge empfinden. In Schottland hatte er die Halsſtarrigkeit dieſer Enthuſiaſten kennen gelernt und ihnen gezwungener Weiſe nachgeben müſſen. Als König von England mochte er ihr Joch nicht mehr tragen. Ihr Sinn für kirchliche Unabhängigkeit erſchien ihm nicht mit Unrecht als ein auch politiſch gefährlicher Geiſt. „Kein Biſchof, kein König!“ war der bedeutſame Wahlſpruch, den er häufig im Munde führte. Darum hielt er ſich zur anglicaniſchen Episcopalkirche, nicht blos aus politiſcher Klugheit, ſondern mehr

noch aus Neigung und monarchiſchem Inſtinct, weil er ſich mit den ariſtokratiſchen Formen derſelben am beſten vertragen konnte. Um ſich jedoch das Anſehen der Unparteilichkeit zu geben und zugleich ſein theologiſches Wiſſen zu zeigen, veranſtaltete er ein öffentliches Geſpräch zwiſchen den Episcopalen und Puritanern, worin er natürlich den erſteren den Sieg zugeſtand. Von nun an verfolgte er die Puritaner ohne Scheu als eine unkirchliche Secte. Viele derſelben wanderten nach Nordamerika in die Colonie Neuengland aus; doch als die Auswanderung zu mächtig und umfänglich ward, wurden auch ihr vielfache Hinderniſſe und Erſchwerungen in den Weg gelegt.

Auf dieſe Weiſe verdarb es Jakob vollſtändig mit den mächtigen Puritanern, ohne ſich die Katholiken zu Freunden zu machen. Die Erſteren haßten ihn als heimlichen Katholiken; den Letzteren war er nichts als ein Ketzer. Ja, die Katholiken zeigten ſich über die Enttäuſchung noch viel erbitterter, als die Puritaner, und einzelne Fanatiker, wie Robert Catesby, Thomas Winter, Everard Digby, Guy Fawkes und Andere, faßten ſogar den Gedanken, den König ſammt ſeinem Anhang aus dem Wege zu räumen. Ihr Plan ging dahin, das Parlament in dem Augenblicke, wo es von dem Könige eröffnet würde, durch eine in den unterirdiſchen Gewölben des Sitzungsgebäudes angebrachte Pulvermine in

die Luft zu ſprengen und in dem dadurch herbeigeführten Zuſtande von Anarchie die katholiſche Religion für die herrſchende zu erklären. Es befand ſich bereits eine bedeutende Maſſe Pulver unter dem betreffenden Saale, als die Verſchwörung durch den Skrupel eines Theilnehmers, der ein katholiſches Parlamentsmitglied vor dem unvermeidlichen Untergange warnen wollte, entdeckt wurde. Die Schuldigen wurden auf der Stelle verhaftet und hingerichtet. Dies Ereigniß iſt bekannt unter dem Namen der Pulververſchwörung. Die Jeſuiten ſind es, die man gemeiniglich als die Urheber derſelben bezeichnet. Die Wuth des Volkes gegen ſie und die Katholiken überhaupt kannte keine Grenze. Der König aber benahm ſich mit vieler Mäßigung. Er begnügte ſich, ſeinen katholiſchen Unterthanen auf's Neue den Eid der Treue abzunehmen; im Uebrigen ließ er ſie nach wie vor gewähren. Hierdurch erhielt der alte Verdacht, als ſei er der katholiſchen Lehre heimlich zugethan, neue Nahrung.

Jakob ließ ſich durch Günſtlinge beherrſchen, die ihn zu manchem unklugen Streich verleiteten. Einer derſelben, Robert Carre, den er zum Grafen von Somerſet erhob, war ein Glücksritter ohne alles Verdienſt, und von George Villiers, nachmaligem Herzoge von Buckingham, der an Carre's Stelle trat, als derſelbe wegen Giftmiſcherei gefallen war, läßt ſich nicht viel Beſſeres ſagen; er war

ein ſchöner Mann, aber ein ſchlechter Menſch. Durch ſeinen Hochmuth verwickelte er den König in Feindſeligkeiten mit Spanien und durch ſein ſchlechtes Beiſpiel übte er den nachtheiligſten Einfluß auf den ohnehin leichtſinnigen Kronprinzen Karl. Die Verheirathung des letztern mit Heinriette, der Tochter Heinrich's IV. von Frankreich, war hauptſächlich ſein Werk und ein ſehr übles Werk. Denn die Vermählung wurde unter der Bedingung geſchloſſen, daß die Mutter das Recht haben ſollte, ihre Kinder bis in das dreizehnte Jahr ganz allein zu erziehen. Dies hieß den Katholicismus wieder auf den engliſchen Thron bringen.

Was die Stellung des Parlaments anlangt, ſo war dieſelbe unter Jakob's Regierung eine andere und beſſere, als unter den Tudor's. Es eroberte wieder eine Menge von Privilegien, die unter jenen vernichtet worden waren. Doch darf man keineswegs glauben, daß das Volk dieſe Erweiterung ſeiner Rechte und Freiheiten dem guten Willen des Königs verdankte. Jakob war der ärgſte Feind der Volksfreiheit. Er hatte, wie ſchon mehrfach erwähnt, die ſtrengſten Ideen über die Unumſchränktheit der königlichen Gewalt und ſagte es dem Parlamente unumwunden heraus: „daß alle Freiheiten und Rechte der Nation nur Geſchenke der königlichen Gnade wären, daher niemals wider den Thron ſelbſt geltend gemacht werden dürften.“ Glücklicher Weiſe aber fehlten ihm die Eigenſchaften, dieſe Grundſätze geltend zu machen. Um unumſchränkt zu

regieren, bedarf man der Achtung und des Vertrauens der Unterthanen, und deren Achtung und Vertrauen erwirbt man ſich zumeiſt durch gute Wirthſchaft. Wo dagegen Unordnung in der Verwaltung herrſcht, wo die Regierung ewig in der Klemme iſt und bei dem geringfügigſten Anlaſſe zu den Beuteln der Steuerpflichtigen ihre Zuflucht nehmen muß, da gleitet das Heft dem Herrſcher aus den Händen. Eliſabeth konnte unabhängig vom Parlamente regieren, weil ſie ſparſam war und das Parlament wenig in Anſpruch zu nehmen brauchte. Jakob aber mußte das Parlament immer haben, weil er immerfort Geld brauchte. Was Wunder, wenn das Parlament ſeine Bewilligungen an Bedingungen knüpfte, wenn es die Bedrängniß des Königs benutzte, um den Kreis ſeiner Befugniſſe zu erweitern! Zeiten großer Noth oder finanzieller Verlegenheiten ſind der Begründung der Volksfreiheit immer am günſtigſten geweſen, weil da die Herrſcher in der Regel am nachgiebigſten ſind. Denn, wie ein neuerer Schriftſteller richtig bemerkt, die Freiheit muß entweder gekauft oder geraubt werden; gutwillig geben ſie die Fürſten nicht, und thun ſie es, ſo iſt ihr Freiheitsgeſchenk gewöhnlich nicht viel werth. Was nun Jakob den Erſten betrifft, ſo gerieth er bei all ſeiner Wichtigthuerei in ziemliche Abhängigkeit vom Parlamente. Es ſchlug ihm manche Forderung ab, und er mußte ſich's ſogar gefallen laſſen, daß ſich die Volksver-

treter in die auswärtigen Angelegenheiten mischten. Löste er auch dann und wann ein widerspenstiges Parlament auf, so half ihm dies nur wenig oder nichts. Denn über kurz oder lang mußte er es doch wieder zusammenberufen, weil seine Casse in Folge seiner Verschwendungen immer leer war. Dann aber kam es zu Untersuchungen über die Fundamente der königlichen Gewalt, und diese sind jederzeit gefährlich für das Königthum. Als Jakob Unterstützungen zum Widerstand gegen Spanien verlangte, sprach das Parlament nicht eher seine Zustimmung aus, als bis ihm die Erhebung und Verwendung der verlangten Summen zugestanden worden war. In demselben Parlamente ging eine Bestimmung durch, welche die persönliche Freiheit aller Bürger unter die Obhut des Gesetzes stellte. Trotz aller dieser Errungenschaften war man freilich noch ziemlich weit von der constitutionellen Freiheit entfernt. Die Presse z. B. war noch gefesselt; sie stand unter der Aufsicht dreier Prälaten. Aber gewiß ist es, daß unter Jakob dem Ersten der Grundstein zu dem stolzen Gebäude der englischen Bürgerfreiheit gelegt wurde; für den Fort- und Ausbau sorgten die Fehler der nachfolgenden Regierungen.

Zweiundzwanzig Jahre hatte Jakob I. auf dem englischen Throne gesessen, von 1603—1625, als er starb. Seltsamer Contrast! Er hatte regiert wie ein

Weib und war der Nachfolger einer Frau gewesen, welche regiert hatte, wie ein Mann.

Sein Sohn und Erbe, Karl I., hatte das 25. Lebensjahr noch nicht überschritten, als ihm die Krone zufiel. Er war lebhaft, geistreich, gebildet, anständig in seinem Lebenswandel, aber auch leichtsinnig, zweizüngig, wankelmüthig und unsicher. Bald war er eigensinnig bis zur Hartnäckigkeit, bald biegsam bis zur Schwäche. Seine politischen und religiösen Grundsätze glichen denen seines Vaters. Er erbte von ihm das Streben nach Alleinherrschaft, den Haß gegen die Puritaner, die Anhänglichkeit an die Episcopalkirche und das Liebäugeln mit den Katholiken. Gegen die letzteren war er schon seiner katholischen Gemahlin wegen nachsichtig. Henriette von Frankreich hatte leider nicht den toleranten und aufgeklärten Geist ihres großen Vaters Heinrich. Von einer bigotten Mutter erzogen, war sie eifrig katholisch, und die Jesuiten, die sie umgaben, ließen sich keine Mühe verdrießen, sie in ihren Gesinnungen aufrecht zu erhalten, indem sie die Meinung in ihr nährten, sie sei als eine neue Esther berufen, den wahren Glauben in England wieder herzustellen. Die protestantische Bevölkerung, die davon hörte, war natürlich nicht sehr erbaut davon, und man flüsterte sich in die Ohren, daß mit der Königin der leibhaftige Antichrist über das Meer gekommen sei. Episcopale und Puritaner reichten sich die Hand zum

Bunde, da es dem gemeinſchaftlichen Feinde, dem Katholicismus, galt.

Wie gefährlich dieſe Vereinigung ſei, mußte Karl ſchon in dem erſten Parlamente erfahren, das er unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung im Jahre 1625 zuſammenberief, um Geld zu Deckung der Schulden ſeines Vaters und zu Führung des ſpaniſchen Kriegs zu erhalten. Die entſchloſſenſten Glieder des Unterhauſes ſchlugen da vor, die Verlegenheit der Krone zu benutzen, um durch die ihnen rechtlich und verfaſſungsmäßig zuſtehende Verweigerung der Geldhülfe Bewilligungen zu Gunſten der Religion und der bürgerlichen Freiheit zu erlangen. Dieſen Geſinnungen folgend, beſtimmte das Parlament ſo geringe Subſidien, daß ſie mit den großen Bedürfniſſen der Krone in gar keinem Verhältniſſe ſtanden. Karl ließ hierauf den Volksvertretern eine Erörterung über die Ausgaben vorlegen, die er zu machen gezwungen ſei; aber ohne beſſeren Erfolg. Unwillig über einen Mangel an Willfährigkeit, der nach ſeiner Meinung von aufrühreriſchem Trotze nicht weit entfernt war, löſte er endlich das Parlament auf und ſchrieb, um Geld zu erhalten, eigenmächtig einige Zölle aus. Der Gedanke an ſeine Herrſchermacht, an die Heiligkeit ſeiner Anſprüche auf Gehorſam war bereits ſo mächtig in ihm geworden, daß er nicht mehr im Stande war, ſeine eigene Lage zu erkennen und eben ſo wenig zu ahnen, welchem Kampfe

et entgegengehe, indem er die Rechte eines kräftigen, tapfern und ausdauernden Volkes mit Füßen trete.

Eine Zeitlang ſchmeichelte ſich der junge König mit der Hoffnung, auch ohne Parlament fertig werden zu können, und ſein Liebling, der Herzog von Buckingham, half ihm getreulich in den erſten Verſuchen der Alleinherrſchaft. Aber dieſe Verſuche hatten nur wenig Erfolg; denn es gelang weder dem Könige noch ſeinem Günſtlinge, ſich auf die Länge die nöthigen Subſiſtenzmittel zu verſchaffen. England hatte nie Steuern gezahlt, die ſein Parlament nicht zuvor bewilligt hatte, und ſo machte ſich denn bald das Bedürfniß geltend, die Vertreter des Volkes von Neuem um den Thron zu verſammeln. In der Hoffnung, daß ihnen die erſte Parlamentsauflöſung zum Beiſpiele dienen werde, berief Karl 1626 ein zweites Parlament, um ſich von ihm neue Subſidien zuerkennen zu laſſen. Aber der erſte Schritt, den das Unterhaus that, das erſte Wort, das es ausſprach, war eine feierliche Verwahrung gegen die Alleinherrſchaft und eine Anklage gegen den Vertrauten des Königs, den nichtswürdigen Buckingham. Dieſer Anklage folgte dann unmittelbar die Auflöſung des zweiten Parlamentes.

Von Neuem verſuchten der König und ſein Hof die Alleinherrſchaft. Um Geld in die Hände zu bekommen, entband Karl, ſeinen proteſtantiſchen Unterthanen

zum Aerger, die Katholiken gegen gewiſſe Summen von den gegen ſie beſtehenden Strafgeſetzen, gebot, das Tonnen- und Pfundgeld, eine Abgabe, welche auf Schifffahrt und Handel laſtete und die Hauptmaſſe des jährlichen Einkommens ausmachte, zu erheben, ohne durch einen Beſchluß des Parlaments dazu bevollmächtigt zu ſein, und ſetzte eine Commiſſion nieder, um die Einkünfte aus den Kronländereien zu verbeſſern. Zugleich ließ er die Lehre von der unumſchränkten Gewalt der Könige von allen Kanzeln herab einſchärfen. Gleichwohl reichten die ergriffenen Maaßregeln nicht für die Bedürfniſſe der Krone aus, und ſo mußte ſich Karl wohl oder übel entſchließen, 1628 ein drittes Parlament zuſammenberufen. Die Geſinnung des Volkes hatte ſich in der Zwiſchenzeit noch entſchiedener vom Könige abgewandt, und die Wähler hatten meiſt ſolchen Männern ihre Stimmen gegeben, welche den Abſichten des Hofes ſchon früher entgegengetreten waren. Die ſchwankende Politik, welche der König befolgte, erhöhte die Hoffnungen der Gewählten; ſie waren gefaßt, jeglichen Eingriff in die verfaſſungsmäßigen Rechte des Parlamentes zurückzuweiſen und der Tyrannei jeden Fußbreit Boden ſtreitig zu machen.

Der Kampf, der ſich nun zwiſchen König und Parlament erhob, iſt zu intereſſant und lehrreich, namentlich für unſere Zeit, als daß wir nicht etwas genauer darauf

eingehen ſollten. — Erfüllt von den überſpannteſten Anſichten über ſeine Machtvollkommenheit, hatte Karl ſchon dem vorigen Parlamente gegenüber eine ſehr hochmüthige Sprache geführt. Er hatte unter Andern zu den Gewählten des Volkes geſagt: „Bedenken Sie, daß die Berufung, die Dauer und die Auflöſung der Parlamente allein von meiner Macht abhängt; je nachdem ich alſo gute oder ſchlimme Früchte bei ihnen finde, werden ſie fortdauern oder nicht mehr ſein.“ Aber der Erfolg hatte gelehrt, daß er es nicht mit Kindern, ſondern mit Männern zu thun hatte, die ſich durch ſolche Großthuerei nicht einſchüchtern ließen.

Die Rede, womit er diesmal das Parlament eröffnete, lautete im Weſentlichen folgendermaßen: „Meine Herren! Jeder möge in Zukunft handeln, wie ſein Gewiſſen es ihm gebietet. Geſchähe aber, was Gott verhüten möge, daß Sie, indem Sie vernachläſſigten, mir das zuzugeſtehen, was das Wohl des Staates gegenwärtig fordert, Ihrer Pflicht entgegenhandelten, ſo würde mir die meinige gebieten, dann von den mir von Gott zu Gebote geſtellten Mitteln Gebrauch zu machen, um das zu retten, was der Unſinn Einiger bloßſtellte. Sehen Sie hierin keine Drohung! Ich vermöchte nicht, irgend Jemand zu drohen, der nicht meines gleichen iſt. Es iſt dies nur eine Warnung, die Derjenige Ihnen giebt, dem die Natur und ſeine Pflicht die Vorſorge für Ihr

Glück und Heil anvertraut haben. Ich hoffe, daß Ihr Benehmen mich veranlaſſen werde, Ihre frühern Rathſchläge gut zu finden, und daß ich dann aus Erkenntlichkeit die Verbindlichkeit eingehen kann, Sie oft zu mir zu berufen."

Die Drohung des erſten Theils dieſer Thronrede zeigt, daß der König ſelbſt dann, als er ſich gezwungen ſah, dem alten Herkommen und Rechte nachzugeben, den Schein haben wollte, als ob er nur einen Gnadenact vollzöge. Die Verſprechungen des Schluſſes aber beweiſen, daß er ſelbſt nicht recht auf die Wirkſamkeit jener Drohungen rechnete.

Sein Kanzler ſprach nach ihm und ſagte: „Seine Majeſtät hat geglaubt, ſich zur Aushebung von Subſidien an das Parlament wenden zu müſſen; nicht als ob dies das einzige Mittel wäre, ſondern weil es das beſte iſt; nicht als ob es keine andern gäbe, ſondern weil dieſes ſich am meiſten mit ſeinen gnädigen Anſichten und den Wünſchen ſeiner Unterthanen verträgt. Fände dies Mittel aber Schwierigkeiten, ſo würde die Nothwendigkeit uns zwingen, uns anderer Mittel zu bedienen. Vergeſſen Sie nicht den guten Rath Seiner Majeſtät; ich wiederhole es, vergeſſen Sie ihn nicht."

Das Parlament kannte die hohe Verantwortlichkeit, die auf ihm ruhte, und zeigte ſich geneigt, die Forderungen des Königs zu befriedigen, aber nicht, ohne zugleich

die Pflicht zu fühlen, die ihm gebot, die Rechte des Volkes zu ſichern. Einer ſeiner anerkannteſten Redner, Sir Benjamin Rudyard, ſprach die Anſicht der Mehrzahl aus, indem er ſagte: „Ich beſchwöre die Kammer, mit aller Vorſicht jeden Gegenſtand leerer Zwiſtigkeiten zu vermeiden. Die Herzen der Könige ſind ſtolz, wie ihr Geſchick. Es ſteht ihnen wohl an, nachzugeben, wenn man ihnen vorher nachgegeben hat. Oeffnen wir dem Könige einen Weg, auf daß er ſich uns nähern kann, als ob er von ſelbſt zu uns käme! Ich bin überzeugt, daß er mit Ungeduld auf dieſe Gelegenheit wartet. Wenden wir Alles auf, um den König auf unſere Seite zu bringen, und wir werden Alles erlangen, was wir nur wünſchen können.“

Die Kammer beſchloß ſofort einſtimmig, dem Könige ſehr bedeutende Subſidien zuzugeſtehen; nur ſtand ſie an, dieſen Beſchluß ſogleich zu einem Geſetze zu erheben. Sie wollte vorher auch ihre Rechte ſichern. Als der König von dem obigen Beſchluſſe in Kenntniß geſetzt wurde, berief er den großen Rath und ſprach ſich in demſelben dahin aus: „Als ich den Thron beſtieg, liebte ich die Parlamente; ſpäter wurden ſie mir, ich weiß nicht wie, ganz zuwider; gegenwärtig aber denke ich wieder, wie zuvor. Ich liebe ſie und freue mich, mich oft mit meinem Volke vereinigen zu können.“

Die zweite Kammer aber (wie wir das Unterhaus

füglich nennen können) meinte es mit ihren Rechten gerade so ernst, wie mit den Subsidien des Königs. Sie trat mit der ersten Kammer oder dem Oberhause in Unterhandlung über die Rechte, die, zu oft verletzt, einer neuen Sanction bedurften. In Folge dessen erschien der Minister des Königs in der Kammer und sprach: „Ich muß Ihnen mit Kummer sagen, daß es zu den Ohren Seiner Majestät gekommen, wie man nicht nur gegen den Mißbrauch der Regierungsgewalt, sondern gegen die Regierungsgewalt selbst zu klagen wagt. Das berührt den König sehr nahe, und uns auch, die wir von seiner Hand aufrecht erhalten werden. Sprechen wir mit dem Könige von den Mißbräuchen, die sich bei der Ausübung seiner Gewalt haben einschleichen können, und er wird uns willig anhören; aber erheben wir uns nicht gegen den Umfang seiner Rechte! Er will das Unrecht wieder gut machen, aber nicht seine Rechte brechen lassen."

Der König selbst ließ die beiden Kammern zusammenkommen und ihnen erklären, daß er die Magna Charta und die alten Statuten des Landes als unangegriffen und in ihrem vollen Umfange aufrecht erhalten betrachte. Er forderte sie auf, sich in Bezug auf ihre Rechte auf sein königliches Wort zu verlassen, in welchem sie mehr Schutz, als in irgendwelchem neuen Gesetze finden würden.

Aber die zweite Kammer bestand aus Männern, aus freien, die eine andere Bürgschaft verlangten, als das Wort eines Menschen. Sie waren zu ernst, um mit sich spielen zu lassen, zu vorsichtig, um dem Zufalle anheimzustellen, was sie durch festen Willen fesseln zu können die Ueberzeugung hatten. Sie wußten nur zu gut, wie leicht es dem Könige und seinen Günstlingen bis jetzt geworden, die Rechte des Volkes zu verkennen und ihnen entgegen zu handeln, um nicht das Bedürfniß zu fühlen, sie von Neuem durch einen feierlichen Act für die Zukunft zu sichern. Ja, in demselben Augenblicke, wo Karl sie aufforderte, sich mit seinem königlichen Worte zu begnügen, trieben seine Beamten ungesetzliche Steuern vom Volke ein.

Ruhig, standhaft, würdig, ohne viel Worte verfaßte die Kammer auf den Antrag des Rechtsgelehrten Edvard Coke die berühmte Bitte um Recht (petition of rights), welche die Bestimmungen enthielt: daß Niemand zu einem Geschenk, Darlehen oder Steuer anders als mit gemeinschaftlicher Einwilligung der beiden Kammern des Parlaments gezwungen werden könne, daß das Volk mit Einquartierung der Matrosen und Soldaten mehr, als in der letzten Zeit geschehen sei, verschont werden solle, daß endlich Niemand willkürlich und ohne Angabe der Ursache verhaftet oder anders gerichtet werden solle, als vor seinem ordentlichen Gerichtshof.

Die erſte Kammer, welche von der zweiten um Beitritt zu der Petition erſucht wurde, war weniger feſt, als die Gewählten des Volkes, und votirte einen Zuſatz folgenden Inhalts: „Wir überreichen demüthigſt dieſe Petition Eurer Majeſtät, um unſere eigenen Rechte zu ſichern, aber auch in der gerechten Abſicht, die ſouveräne Macht, mit der Eure Majeſtät zum Schutze, zur Sicherheit und zum Glücke ihrer Unterthanen bekleidet iſt, unangefochten zu laſſen.“

Als dieſer Zuſatz wieder in die zweite Kammer zurückkam, wurde er dort heftig angegriffen. Alfort, einer der Führer der Fortſchrittspartei, ſagte: „Oeffnen wir unſere Regiſter und ſehen wir, was ſie enthalten! Was heißt: die ſouveräne Macht? Nach Bodin heißt das: die Macht, die frei iſt ohne alle Bedingung. So würden wir alſo eine geſetzliche und neben dieſer eine königliche Macht anerkennen? Geben wir dem Könige, was das Geſetz ihm giebt, und ſonſt Nichts!“ — Pym, ein anderes einflußreiches Parlamentsmitglied, ſagte: „Es handelt ſich hier von einer Macht, die nicht die der Geſetze iſt. Wo finden wir ſie? Nirgends, nicht in der Magna Charta, nicht in irgend einem Statut. Wo ſollen wir ſie hernehmen, um ſie abzutreten?“ — Sir Thomas Wentworth aber rief aus: „Wenn wir dieſen Zuſatz annehmen, ſo laſſen wir unſere Angelegenheiten in einem viel ſchlimmeren Zuſtande, als wir

ſie gefunden haben. Wir würden damit dieſe ſouveräne Macht, die früher nicht in unſern Geſetzen war, in dieſelben eintragen." — Der Zuſatz wurde von der zweiten Kammer zurückgewieſen, und die Peers des Oberhauſes ſtimmten endlich der Anſicht derſelben bei. So wurde die Bittſchrift zuletzt einfach an den König abgegeben.

Die Antwort Karl's war ausweichend; aber es war klar genug, daß er die „Bitte um Recht" nicht gewähren wollte. Das führte dann im Parlamente neue Verhandlungen herbei. Die Unzufriedenen, die keckern Gemüther drängten vorwärts; die Aengſtlichern aber begannen zu fürchten, daß man zu weit gehen könne, und hielten zurück. Der Hof mißverſtand dieſe Bewegung, glaubte ſeiner Sache gewiß zu ſein und veranlaßte den König, eine Botſchaft an das Parlament ergehen zu laſſen, durch welche er ihm unterſagte, ſich in Zukunft um die Staatsgeſchäfte zu kümmern.

Dieſer Wurf aber flog weit über das Ziel hinaus. Alle Meinungen ſchloſſen alsbald Friede mit einander und vereinigten ſich in der einen: ſich gegen die Botſchaft des Königs zu verwahren. Beide Kammern ſtanden auf dem Punkte, den Miniſter Buckingham anzuklagen, als der König ſich entſchloß, nachzugeben und endlich die Petition geſetzlich anzuerkennen.

Er glaubte nun der Subſidien gewiß zu ſein; denn

ſie allein hatten ihn bewogen, die Petition anzunehmen. Die Volksvertreter aber verlangten nur noch Eins: die thatſächliche Vollziehung deſſen, was die Petition nur theoretiſch aufſtellte. Sie klagten über die Verwaltung Buckingham's und verlangten Abhülfe; ſie forderten Einſtellung der ungeſetzlichen Erhebung des Tonnen- und Pfundgeldes und trugen darauf an, daß die Einfuhrzölle, da ſie ebenfalls Steuern ſeien, in Zukunft nicht ohne vorhergehende geſetzliche Genehmigung der Kammern erhoben werden ſollten.

In Folge dieſer Beſchlüſſe wurde das Parlament diesmal nicht aufgelöſt, ſondern nur vertagt. Nach der zweimaligen Auflöſung des Parlaments bewies dieſe halbe Maaßregel nur, daß der Hof noch gerade ſo denke, wie früher, aber nicht mehr eben ſoviel Vertrauen und Muth beſitze.

In der Zwiſchenzeit der erſten und zweiten Seſſion dieſes Parlamentes wurde der verhaßte Herzog von Buckingham von einem Puritaner, Namens Felton, ermordet, am 23. Auguſt 1628. Felton geſtand ohne Umſtände ein, daß er den Feind der Freiheit und des Volkes habe treffen wollen. Das Volk ſah in dem Mörder eher einen Märtyrer, als einen Verbrecher. Aber wie alle politiſchen Mordthaten, ſo änderte auch dieſe den Gang der Ereigniſſe nicht, wenigſtens nicht im Sinne des Mörders.

An die Stelle eines kurzsichtigen Günstlings, ohne Ueberzeugung, ohne Kraft und Ausdauer, traten zwei Minister von großer Willensstärke: Thomas Wentworth, der von der Partei der eifrigsten Vertheidiger der Freiheit zu der des Hofes überging, und der Bischof William Laud. Wentworth, den der König zum Grafen von Strafford erhob, war eins der ausgezeichnetsten politischen Talente seiner Zeit. Laud hatte sich durch seine fanatische Begeisterung für Kirche und König, durch seine Härte gegen die Puritaner und seine Nachgiebigkeit gegen die Katholiken die Gunst Karl's erworben. Das Volk haßte ihn und hegte Besorgnisse für den protestantischen Glauben. Als daher am 20. Januar 1629 die Sitzungen des Parlaments wieder begannen, richteten die Abgeordneten ihre Aufmerksamkeit auch mit auf die Angelegenheiten der Religion.

Karl befahl ihnen, von Dingen abzulassen, über welche dem Unterhause keine Stimme eingeräumt werden könne. Als dies nicht half, ließ er den „Sprecher" (englische Bezeichnung für Kammerpräsident) Sir John Finch anweisen, die Sitzungen von Neuem zu vertagen. Viele Mitglieder des Unterhauses entgegneten hierauf mit vollkommenem Rechte, daß ein solcher Befehl ihnen auf solche Weise nicht mitgetheilt werden könne, und als der Sprecher aufstand, um sich zu entfernen, rief Hollis: „Bei Gott, Ihr sollt hier sitzen, bis es uns

gefällt, die Berathungen zu ſchließen.“ Mit dieſen Worten ſchritt er auf ihn zu und hielt ihn, von einigen Andern unterſtützt, mit Gewalt auf ſeinem Sitze zurück, trotz ſeines Widerſtrebens und der Verſuche der Anhänger des Hofes, ihn zu befreien. Es kam zu einem förmlichen Tumulte.

Von dieſen Auftritten unterrichtet, ſandte Karl einen Kronbeamten ab, um der Verſammlung ſeinen Befehl zu wiederholen. Allein dieſer fand die Thüren verſchloſſen. Nun beorderte Karl einen Hauptmann ſeiner Leibwache, ſich den Eingang nöthigenfalls durch Erbrechung der Thüren zu erzwingen. In demſelben Augenblicke, wo die Soldaten ankamen, beendete die Kammer ihre Sitzungen. Vorher aber hatte ſie auf den Vorſchlag Elliot's eine Proteſtation abgefaßt und angenommen, wodurch ſie Jeden, der das Papſtthum begünſtige, ſo wie Jeden, der zur Erhebung des Tonnen- und Pfundgeldes ohne Bewilligung des Parlaments rathe oder daſſelbe eintreibe oder bezahle, für einen Todfeind des Reichs und einen Verräther an der engliſchen Freiheit erklärte. Solches geſchah am 2. März 1629.

Am 10. März begab ſich Karl in das Oberhaus zu den Lords und löste das Parlament auf, ohne die „Gemeinen“ rufen zu laſſen. Er ſagte hierbei: „Das aufrühreriſche Benehmen des Unterhauſes iſt die einzige

Urſache der Auflöſung. Ich rechne es nicht Allen zu; ich weiß, daß es in dieſem Hauſe viele ehrbare Männer und rechtliche Unterthanen giebt; einige Schlangen haben ſie verführt und unterjocht. Aber die Böswilligen mögen ſich auf das gefaßt machen, was ſie verdient haben. Sie aber, meine Lords des Oberhauſes, bauen Sie auf den Schutz und die Gnade, die ein guter König ſeinem treuen Adel ſchuldet."

Ein paar Tage ſpäter erließ Karl eine Veröffentlichung, in der es hieß: „Man verbreitet in böswilliger Abſicht das Gerücht, daß nächſtens wieder ein Parlament zuſammen berufen werden ſolle. Seine Majeſtät hat hinlänglich bewieſen, daß ſie keine Abneigung gegen die Parlamente hat; aber die letzten Ausſchweifungen derſelben haben ſie gegen ihre eigne Neigung gezwungen, ihr Benehmen zu ändern. Sie wird in Zukunft jede Rede, jeden Schritt, die darauf ausgehen, ihr die Zeit der Zuſammenberufung eines neuen Parlaments vorſchreiben zu wollen, für eine Beleidigung anſehen."

Der ſtrenge Wille des Königs war hier klar genug ausgeſprochen. Er hatte die Durchführung der Alleinherrſchaft mit den Kammern verſucht, und der Verſuch war mißlungen. Deswegen erklärte er die Kammern für überflüſſig und verſuchte von nun an die Alleinherrſchaft ohne ſie.

Eine der dunkelſten, rechtloſeſten, gehäſſigſten Epochen der oft ſo ſchwarzen Geſchichte Englands begann mit der Auflöſung dieſes dritten der von Karl zuſammenberufenen Parlamente. Die Tyrannei verbrannte ihre Schiffe und verſuchte ihre letzten Mittel. Neun der heftigſten Oppoſitionsmänner wurden verhaftet und angeklagt. Das Volk nahm anfangs den höchſten Antheil an ihrem Schickſale, und eine Zeitlang ſchien ſelbſt eine allgemeine Bewegung möglich. Nach und nach aber legte ſich der Sturm. Erſt wagten die Richter kaum ſich gegen die Angeklagten auszuſprechen, und nur allmählig lenkten ſie auf die Seite hin, auf die ſich die Macht hinneigte. Der König aber glaubte perſönlich auf ſie einwirken zu müſſen, ließ ſie zu ſich kommen und ermahnte ſie in ſchmeichleriſchen Worten zu ſtrenger Gerechtigkeit, zu ſcharfer Pflichterfüllung. Wie hätten ſie das mißverſtehen können? Die Angeklagten wurden trotz der parlamentariſchen Unverletzlichkeit zu hoher Geldbuße und zur Einſperrung nach Gefallen des Königs verurtheilt. Sechs zahlten die Strafſumme und wurden gegen Bürgſchaft freigelaſſen. Elliot, Hollis und Valentin aber verwarfen die Rechtskraft der Urtheile und blieben ſtandhaft und muthig in ihren Gefängniſſen. Lord Elliot wurde ſelbſt auf dem Todtenbette nicht ſchwach. Er ſtarb den tapferſten Tod, den auf dem Ehrenfelde für die Freiheit ſeines Volkes,

nämlich im Kerker. Der Schlachtentod iſt dagegen Spiel und Wolluſt.

Der König, der Hof, die Miniſter hatten nun eine Zeitlang leichteres Spiel und ſuchten den Sieg zu nutzen. Strafford und Laud waren die beiden Piloten des Staatsſchiffes, und ſie lenkten es mit ſtarker Hand. Sie ſchalteten und walteten, ſchlichteten und richteten Alles nach dem Geſetze ihres Eigenwillens. Man muß es ihnen laſſen, daß ſie tüchtige, kräftige und nach den gewöhnlichen Moralbegriffen ſogar ehrliche und rechtliche Männer waren. Aber Beide wollten über dem Geſetze ſtehen, der Eine, um die weltlichen Angelegenheiten im Geiſte der königlichen Alleinherrſchaft, der Andere, um die kirchlichen im Geiſte der biſchöflichen Obergewalt zu ordnen. So gingen weltliche und geiſtliche Tyrannei Hand in Hand.

Die ungeſetzlichen Zölle und Auflagen wurden fortwährend eingetrieben. Jedes Jahr brachte neue Steuern für die Bürger, neue Privilegien für die Höflinge. Das erfinderiſche Genie Straffords wußte immer friſche Goldquellen aufzuſpüren. So wurde Irland, in deſſen Unterdrückung er zum erſtenmale einige Ordnung brachte, für ihn und die Regierung zu einer Mine der reichſten Ausbeute. Er verlieh ferner gegen enorme Bezahlung Monopolien der gehäſſigſten Art, und wenn nichts mehr verfangen wollte, nahm er zu gezwungenen Anleihen

ſeine Zuflucht. Eine der ergiebigſten Einnahmequellen waren auch die Strafgelder, welche die tyranniſche Sternkammer (der höchſte Gerichtshof für politiſche Prozeſſe) dictirte. Denn da es bei den Erpreſſungen, welche ſich die Regierung erlaubte, nicht an Widerſetzlichkeiten fehlte, ſo mangelte es auch nie an Hochverrathsprozeſſen. Die Richter des Landes aber waren längſt zu den bereitwilligſten Creaturen des Hofes und der Gewalt herabgeſunken; die Wünſche des Königs und der Miniſter waren die einzigen Geſetze, welche für ſie galten. Und wo der Richter nicht durchgreifen konnte, wo der allgemeine Mißmuth laut wurde und die Allgemeinheit nicht geſtattete, den Einzelnen anzuklagen und zu verurtheilen, da wurden die Söldlinge jener Zeit, der Auswurf der Menſchheit, hingehetzt. Und die Bürger mußten dann nicht nur die Soldaten kleiden, nähren, herbergen, ſondern meiſt auch das Letzte hingeben, um ſie nur wieder los zu werden. Trotzdem wurde die Volksgeſinnung von Tage zu Tage kecker, ſtolzer, ſelbſtbewußter, feſter bauend auf eine Zukunft der Freiheit und der Menſchenrechte.

Laud, der bis dahin Biſchof von London geweſen war, wurde 1633 wegen ſeiner Verdienſte um die Knechtung des Volkes vom Könige zum Erzbiſchofe von Canterbury erhoben. Als ſolcher entwarf er eine neue Liturgie, vermöge welcher eine Menge längſt abge-

ſchaffter Ceremonien wieder eingeführt und durch neue von ſeiner Erfindung vermehrt werden ſollten. Alle Kirchenvorſteher wurden vereidet, jeden Prediger anzuzeigen, der dieſe Vorſchriften nicht befolgen würde. In Folge deſſen mußten die meiſten puritaniſchen Geiſtlichen ihre Pfarren verlaſſen; ſie zogen nun heimathlos von Ort zu Ort und predigten auf freiem Felde, in Höhlen und Wäldern gegen den Papismus, welchen nach ihrer Anſicht der König und Laud einzuführen beabſichtigten. Und ihre Befürchtungen waren nicht ganz ungegründet. Laud gehörte zwar äußerlich und dem Namen nach nicht dem Katholicismus an. Er hatte ſogar zweimal den vom Papſte als Preis ſeines Uebertrittes ihm angebotenen Cardinalshut ausgeſchlagen. Aber dieſe perſönliche Entfernung von Rom war auch der einzige Faden, der ihn noch mit der proteſtantiſchen Kirche zuſammenhielt. In allem Uebrigen wog bei ihm der Katholicismus vor. Das äußerliche Gepränge des Gottesdienſtes, die Bilder und die Heiligenfeſte, die Chorkappen und Chorröcke, die Kniebeugungen und Prozeſſionen, ſelbſt die Firmelung und andere katholiſche Gebräuche hatten an ihm eine mächtige Stütze. Seine Vorſtellungen von der Würde der Biſchöfe waren vollends ganz katholiſch. Die Reformation hatte den Geiſt der Forſchung befreit; Laud ſuchte ihm wieder Feſſeln anzulegen, um ſo mehr, als er bemerkte, daß derſelbe von den Anhängern Cal-

vins auch mit Schärfe und Eindringlichkeit auf politische Verhältnisse angewendet wurde. Er führte daher einen strengen Preßzwang ein und unterdrückte jede Schrift, welche der Einförmigkeit des Glaubens und der Gebräuche, so wie dem herrschenden Systeme überhaupt gefährlich werden konnte. Gegen die Zuwiderhandelnden übte er eine wahrhaft türkische Justiz, indem er sie theils mit hohen Geldstrafen, theils aber auch mit Schlägen, Einsperrung, Pranger und Ohrenabschneiden bestrafte.

Der Advokat Prynne, ein Mann von strenger Sinnesart, hatte ein Buch geschrieben, worin er die Priester der bischöflichen Kirche, ihren Schmuck und ihre Ceremonien einem strengen Tadel unterwarf. Er ward deshalb nebst dem Geistlichen Burton und dem Arzte Bastwick, die sich ähnlicher Vergehen schuldig gemacht hatten, vor die Sternkammer gestellt. Man verlangte, daß sie sich schriftlich vertheidigen sollten, und verweigerte ihnen die Mittel, es zu können; sie waren verurtheilt, fast ehe nur angeklagt. Die Richter brachten ihren Spruch blos in eine Form, nach der ihnen der Schandpfahl, der Verlust ihrer Ohren, ewiges Gefängniß und 5000 Pfund Sterling Strafe zuerkannt wurden.

An dem Tage, an welchem das Urtheil vollzogen wurde, wollte der Henker das theilnehmende Volk, das

die Verurtheilten als Märtyrer ehrte und ihnen Blumen auf den Weg ſtreute, zurückdrängen. Burton aber rief ihm zu: „Laßt ſie, auf daß ſie lernen, wie man Leid ertragen muß!“ Eine Frau wendete ſich an ihn und ſagte: „Mein lieber Herr! Das iſt die beſte Predigt, die Ihr je gehalten habt.“ „Ich hoffe es,“ antwortete er, „und Gott wolle, daß ſie die Zuſchauer bekehre.“ Einem jungen Manne, den er blaß werden ſah, rief er zu: „Mein Sohn, warum biſt du blaß? Mein Herz iſt nicht ſchwach, und wenn ich der Kraft noch mehr bedürfte, ſo würde Gott mir ſie nicht fehlen laſſen.“ — Eine Frau reichte dem Arzte Baſtwick einen Blumenſtrauß, auf den ſich eine Biene niederließ, und Baſtwick ſagte: „Seht dieſe arme Biene! Selbſt auf den Schandpfahl kommt ſie, den Honig zu ſuchen. Und ich ſollte nicht den Honig Chriſts koſten dürfen?“ — Prynne aber rief: „Chriſten, wenn wir an unſere eigene Freiheit gedacht hätten, dann wären wir nicht hier. Nur für Euer Aller Freiheit haben wir die unſrige gewagt. Bewacht ſie, ich beſchwöre Euch. Seid ſtark, ſtandhaft und haltet feſt an der Sache Gottes und der Freiheit, ſonſt werdet Ihr und Eure Kinder und Kindeskinder der ewigen Knechtſchaft verfallen ſein.“ Ein paar Jahre ſpäter leitete Prynne im Auftrage des Parlaments die Hochverrathsanklage gegen Laud ein, und wiederum ein paar Jahre ſpäter ſaß er mit

zu Gericht, als König Karl zum Tode verurtheilt wurde!

Andere Vorfälle folgten, welche die Menge immer stärker aufregen mußten. Ein gewisser Allison wurde zu einer Strafe von 1000 Pfunden verdammt, außerdem noch durchgepeitscht, mußte in drei verschiedenen Städten am Schandpfahle stehen und Zeitlebens im Gefängnisse sitzen, weil er ein angeblich verleumderisches Gerücht über den Erzbischof von York ausgebreitet hatte. — Der Bischof von Lincoln, Williams, wurde wegen Widersetzlichkeit gegen die neue Liturgie um 10,000 Pfund von der Sternkammer gestraft. Außerdem verlor er sein Amt und sollte so lange im Tower sitzen, als es dem Könige gefallen würde. Die Beamten, welche seine Effekten in Beschlag nahmen, fanden unter denselben einen Brief von einem Schulmeister, in welchem der Erzbischof Laud spöttisch ein „kleiner Zwerg" genannt ward. Dafür ward Bischof Williams als Einer, der ehrenrührige Briefe über einen hohen Kronbeamten empfangen und es nicht angezeigt habe, zu einer neuen Geldstrafe von 3000 Pfunden verurtheilt. Der Schulmeister sollte 5000 Pfund bezahlen und beide Ohren verlieren; zum Glück gelang es ihm jedoch, zu entkommen. — Mit derselben Strenge ward in Staatssachen verfahren. Ein Kaufmann, welcher Walkererde gegen das königliche Verbot ausgeführt hatte, wurde zu

einer Buße von 2000 Pfund verurtheilt, und ein gewiſſer Morley mußte 10,000 zahlen, weil er einen von des Königs Leuten geſchlagen hatte.

Die Gewaltherrſchaft Strafford's und Laud's hatte die höchſte Stufe erreicht. Die Reichen, welche die Mittel dazu hatten, wanderten theilweiſe aus; die Aermeren bauten auf ihr Recht und hofften auf die Zukunft. Die Auswanderung war ein Ableiter des ſich immer mehrenden Gährungsſtoffes. Die Räthe Karl's aber ſahen, wie durch dieſelbe England nach und nach ſeine beſten Kräfte verlor. Sie hofften abermals, daß ein Gewaltſpruch hier, wie ſchon ſo oft, dem Uebel abzuhelfen im Stande ſein werde. Sie verboten alſo das Auswandern und zwangen ſo die Unzufriedenen, in ihrem Vaterlande die Freiheit zu erobern, die man ihnen in der neuen Welt zu ſuchen nicht erlaubte.

Am 1. Mai 1637, an welchem Tage das königliche Geſetz gegen die Auswanderung erſchien, lagen ſieben Schiffe mit Auswanderern nach Amerika ſegelfertig in der Themſe und warteten auf günſtigen Wind zur Abfahrt. Auf einem dieſer Schiffe befanden ſich drei Männer, welche, der vaterländiſchen Zuſtände müde, jenſeits des Meeres eine neue Heimath, Glaubensfreiheit und Bürgerſelbſtſtändigkeit ſuchen wollten. Sie hießen John Hampden, Pym und Oliver Cromwell. Der Erſte war ein wegen ſeines Freiſinns bekannter

Edelmann; der Zweite hatte sich als einer der muthvollsten Führer der Volkspartei zur Zeit der aufgelösten Parlamente einen Namen gemacht; der Dritte war nichts als ein unbedeutender Gutsbesitzer, aber hochverehrt von den Puritanern wegen seines religiösen Eifers und seiner starren Anhänglichkeit an die Grundsätze Calvin's. Der königliche Befehl verhinderte diese Leute, mit Ehren den Kampfplatz zu verlassen, und so traten sie denn mit um so festern Entschlüssen zurück in die Schranken. Und alle Drei waren bestimmt, den entscheidendsten Einfluß auf die Geschicke ihres Vaterlandes zu erlangen. Der Eine sollte durch die That das Signal zum Widerstande geben, der Andere den Widerstand durch sein gewaltiges Wort leiten, der Dritte mit dem Schwerte die letzten Anstrengungen des sinkenden Königthums niederschlagen.

Hampden war der Erste, welcher mit der Gewalt handgemein wurde. Unter den vom Könige eigenmächtig ausgeschriebenen Auflagen befand sich auch eine unter dem Namen des Schiffsgeldes. Diese Steuer verweigerte Hampden, weil sie ungesetzmäßig sei. Zugleich verlangte er vor Gericht gestellt zu werden, um sein Verfahren zu rechtfertigen. Diesem Wunsche wurde gewillfahrt. Nachdem er eine Zeitlang im Gefängnisse gesessen, eröffnete man seinen Prozeß. Vor Gericht benahmen sich Hampden und seine Vertheidiger mit dem

größten Anſtande und der größten Umſicht. Sie erkannten die Rechte und Vorrechte des Königs an, enthielten ſich jedes Angriffs, jeder Declamation, und beriefen ſich nur auf die beſtehenden Geſetze des Landes. Dreizehn Tage dauerten die Verhandlungen, in denen Hampden und ſeine Anwälte mit kühnem Freimuth und ſiegreicher Beredſamkeit die Geſetze des Landes vertheidigten, während die Räthe des Königs ſie angriffen. Zuletzt wurde Hampden, gegen den Widerſpruch von vier Stimmen, verurtheilt, am 12. Juni 1637.

Der König, ſeine Räthe und Höflinge freuten ſich ihres Sieges. Sie ahnten nicht daß es ihr letzter ſein ſollte. Sie wähnten ſich am Ziele. Auch waren ſie wirklich am Ziele angekommen, nämlich an der Grenze des Geſetzes, an der Grenze ihrer Macht. Ganz England hatte in dem Prozeſſe gegen Hampden vor Gericht geſtanden und ſeine Rechte vertheidigt; ganz England war in ihm verurtheilt worden. Alle Welt hatte begreifen gelernt, daß es kein Recht mehr für das Volk England's gebe, und das genügt bei einem Volke von Männern, um ſein Recht zu ſchützen und wieder zur Anerkennung zu bringen. Das Beiſpiel Hampden's fand Nachahmung; aber noch mehr, als dieſe thatſächliche Folge, wirkte der moraliſche Eindruck.

In derſelben Zeit brach in Schottland ein Aufſtand aus. Der König und Laud hatten es ſich näm-

lich einfallen laſſen, den presbyterianiſchen Schotten die engliſch-biſchöfliche Liturgie aufdrängen zu wollen. Hierdurch waren die Empfindungen dieſes eifrig-religiöſen Volkes noch viel härter verletzt worden, als durch den politiſchen Druck. Sich zum Widerſtande vorbereitend, erklärten ſie laut, daß der König nicht das geſetzliche Haupt der ſchottiſchen Kirche ſei, alſo auch kein Kirchengeſetz erlaſſen könne. Der 23. Juli 1637 war als der Tag bezeichnet, an welchem der neue Gottesdienſt eingeführt werden ſollte. Kaum aber erſchien in der Hauptkirche Edinburg's der Decan in dem weißen Chorhemde vor dem Altar, als er mit lauten Aeußerungen des Unwillens, mit Pochen und Ziſchen empfangen wurde. „Papſt! Papſt! Antichriſt! Steinigt ihn!" So hallte es in wildem Geſchrei durch das Schiff der Kirche. Der Tumult ward ſo arg, daß der Decan ſich zurückziehen mußte, ehe er noch den Mund hatte öffnen können. Darauf beſtieg der Biſchof von Edinburg die Kanzel, um die Gemüther zu beruhigen. Kaum aber war er oben, als ihm ein Schemel an den Kopf flog, den ein altes Weib auf ihn ſchleuderte. Auch er mußte ſich zurückziehen. Auf dem Wege nach Hauſe wurde er von einem Haufen wüthender Weiber verfolgt und in den Koth geworfen. Nur mit Mühe gelang es der herbeigerufenen Wache, die Unruheſtifter zum Tempel hinauszuſchaffen, ſo daß der Gottesdienſt bei verſchloſſenen

Thüren fortgesetzt werden konnte. Aber damit war für das Ganze nichts gewonnen. Die Widersetzlichkeit blieb, und zur Erhaltung derselben wurde am 1. Mai 1638 der vor beinahe sechzig Jahren geschlossene Glaubensbund, der Covenant, wieder erneuert und mit etlichen Zusätzen vermehrt. Die Verbündeten gaben sich durch einen theuren Eid das Wort, die wahre protestantische Religion (d. h. in ihrem Sinne die presbyterianische, puritanische Form derselben) aus allen Kräften zu schirmen, der Einführung aller gottesdienstlichen Neuerungen sich zu widersetzen und zwar das Ansehen und die Person des Königs zu vertheidigen, jedoch so, daß die Rechte und Freiheiten des (schottischen) Parlaments ungeschmälert blieben.

Dies Letztere, das Ansehen des Parlaments dem königlichen Ansehen gegenüber zu behaupten, gab dem religiösen Streite zugleich eine politische Bedeutung. Der Haß war von beiden Seiten auf's Höchste gestiegen, und der König ließ sich von seinen Ministern bereden, mit Gewalt der Waffen einzuschreiten. Aber der Krieg fiel nicht zum Vortheile Englands aus. Die mißliche pecuniäre Lage, in der sich Karl befand, erlaubte ihm nicht, mit Ernst und Nachdruck aufzutreten, und zwang ihn daher sehr bald zum Nachgeben. Er ging am 18. Juni 1639 einen Frieden ein, wobei die Hauptbedingungen die waren, daß eine Synode und ein schottisches

Parlament die Zwiste schlichten und beide Heere entlassen werden sollten.

Karl war indeß nur der augenblicklichen Nothwendigkeit gewichen. Er hatte sich zu ohnmächtig gefühlt, um den Kampf gegen die Schotten schon jetzt durchzuführen. Kaum aber war der Friede geschlossen, als er schon wieder auf den zukünftigen Krieg hinarbeitete. Er vertagte das schottische Parlament, weil es sich nicht willfährig genug zeigte, und berief Strafford von Irland nach London, um Alles für den Kampf einzuleiten, Gelder herbeizuschaffen und ein Heer zu werben. Da aber kein Geld da war, so mußte sich Karl noch einmal bequemen, zu einem englischen Parlamente seine Zuflucht zu nehmen. Strafford selbst rieth dazu; denn der Schritt schien ihm diesmal nicht gefährlich. Da nämlich die Schotten in ihrer Noth sich mit der Bitte um Hülfe an Frankreich gewandt hatten, so glaubte er nur an den Patriotismus der Engländer appelliren zu dürfen, um sofort das Gewünschte zu erhalten. „Man muß diese Leute mit Peitschenhieben zur Vernunft bringen," war seine Rede. Und er meinte, es müßten Alle so denken.

So trat denn am 13. April 1640 das vierte, von Karl berufene Parlament zusammen, nachdem er eilf Jahre hindurch ohne ein solches regiert hatte. Die Wahlen waren im Ganzen ziemlich gemäßigt ausge-

fallen; doch waren auch ſämmtliche alte Oppoſitionsführer und einige heftige Puritaner, unter ihnen Cromwell, in die Kammer gekommen. Auf den Antrag des Königs, der die Geldmittel zum ſchottiſchen Kriege forderte, antwortete das Parlament mit der Klage der verletzten Rechte des engliſchen Volkes; es wollte erſt die Zukunft deſſelben ſichern, ehe es den Krieg gegen das Ausland beſchließe. Erſt nachdem der König zugegeben hatte, daß, wenn ihm das Parlament die nöthigen Subſidien zugeſtehe, er ſich verpflichten wolle, das Schiffsgeld nur nach vorherigem Parlamentsbeſchluſſe zu erheben, ſchien das Unterhaus geneigt, die Subſidien zu berathen, und ſtand auf dem Punkte, wenigſtens einen Theil der geforderten Gelder zu bewilligen. Alle Führer der öffentlichen Meinung, Hampden und Pym an ihrer Spitze, ſprachen ſich in dieſem gemäßigten Sinne aus. Da verdarben die Miniſter des Königs Alles, indem ſie erklärten, daß, wenn die Kammer nicht die ganze, vom König verlangte Summe zugeſtände, ſie auch die königliche Zuſage nicht für geſchehen anzuſehen brauchten. Dieſe Drohung brachte natürlich die entgegengeſetzte Wirkung, als die gehoffte, hervor; das ganze Unterhaus fühlte ſich verletzt; von allen Seiten wurden die Miniſter mit den bitterſten Vorwürfen überhäuft, und es kamen dabei ſo kühne Reden zum Vorſchein, als man bisher an dieſer Stelle noch nicht gehört hatte.

Am andern Tage wurde auch dieſes vierte Parlament aufgelöst. Es war nur drei Wochen beiſammen geweſen. Die Redner, die am Unumwundenſten ihre Anſicht ausgeſprochen hatten, Henry Villaſis und John Hotham, wurden in's Gefängniß geworfen. Lew wurde in den Tower geſteckt, weil er ſich weigerte, die Petitionen, die er während der Sitzung erhalten hatte, herauszugeben. Bei Andern wurden Hausſuchungen gehalten, und dieſe führten dann zu weitern Verfolgungen. Doch gewann damit die Regierung nichts; vielmehr erbitterte ſie die Gemüther nur immer heftiger. Tumulte an allen Enden der Hauptſtadt verkündigten die allgemeine Gährung. In einer Nacht ward der Palaſt des Erzbiſchofs Laud von etwa 500 Aufrührern beſtürmt; Laud mußte ſich nach Whitehall zu dem Könige flüchten. Ein andrer Haufe von 2000 Menſchen drang in die Paulskirche, als die ſogenannte „hohe Commiſſion" daſelbſt Sitzung hielt, warf alle Bänke um und ſchrie dazu: „Keine Biſchöfe! Keine hohe Commiſſion!"

So ganz von ſeinem Volke verlaſſen, ſah ſich der König in die Nothwendigkeit verſetzt, von ſeinen Miniſtern, Hofleuten und Geiſtlichen Geld zu leihen oder als freiwillige Gabe zu empfangen. Die Lords bewilligten ihm ein Darlehen von 200,000 Pfund. Dafür wurden 19000 Fußſoldaten und 2000 Reiter ausgehoben.

Aber dies Heer selbst war vom Geiste England's angesteckt. Ueberall suchten sich die Bürger und Bauern den Werbungen zu entziehen; Viele verstümmelten sich selbst, um nicht in einen ungerechten, gesetzlosen Krieg zu ziehen. Die aber, welche zuletzt doch der Fahne folgten, wurden überall in Stadt und Land mit Hohn und Spott begrüßt. Denn die öffentliche Meinung in England war für die Schotten. Das entmuthigte die Soldaten. Als daher das englische Heer am 28. August 1640 bei Newburn an der Tyne in die Nähe des schottischen kam, genügte ein zufälliger Schuß und ein paar Kanonenkugeln, um es zu sprengen und so in die Flucht zu jagen, daß es Strafford erst in Yorkshire wieder sammeln konnte.

Hier machte nun Strafford die letzten Anstrengungen, seine sinkende Macht wieder zu heben. Er verlangte von Neuem das Heer gegen die Schotten zu führen. Aber der König selbst hatte das Vertrauen verloren. Die beiden Lords Wharton und Howard legten dem Könige eine Bittschrift vor, in der sie den Frieden verlangten. Strafford wollte sie deswegen vor ein Kriegsgericht stellen lassen. Er war noch seiner Richter sicher, aber — nicht mehr der Henker. „Mylord," sagte Hamilton im Staatsrathe, „wenn das Urtheil gesprochen ist, sind Sie dann der Soldaten, die es vollstrecken sollen, sicher?"

Die Willkührherrschaft war zu Ende. Noch eine Weile sträubte sich der König, dann aber entschloß er sich, nothgezwungen, abermals ein Parlament zu versammeln, das endlich das Geschick England's auf Jahrhunderte feststellte. Dieses fünfte Parlament, auch das lange und blutgierige genannt, wurde am 3. November 1640 eröffnet und, so lange Karl lebte, nicht wieder aufgelöst.

Da nach allem Vorhergehenden in der Zusammenberufung einer neuen Ständeversammlung ein offenes Geständniß der Niederlage des Königs und des Hofes lag, so war es natürlich, daß das Unterhaus mehr als je mit dem Bewußtsein seiner Kraft auftrat. Sein erstes Wort war eine allgemeine Anklage gegen die Willkührherrschaft der Regierung und ihrer Helfershelfer. Jedes Mitglied des Parlaments brachte die besondern Klagen seiner Stadt vor, und die Beamten der Regierung, die bei Erhebung des Schiffsgeldes und anderer ungesetzlichen Steuern den meisten Eifer gezeigt hatten, wurden sämmtlich in Anklagestand versetzt. Das Unterhaus wählte einen besondern Ausschuß zur Untersuchung des begangenen Unrechts und zur Verfolgung Derjenigen, die sich desselben schuldig gemacht hatten.

Den härtesten, den entschreidendsten Schlag aber führte Pym, als er endlich auch den Grafen Strafford des Hochverraths anklagte. Das Unterhaus er-

kannte die Anklage. Der allmächtige Miniſter kam ſo eben vom Heere zurück und trat in das Oberhaus, um ſeinen Platz auf der Miniſterbank einzunehmen, als mehrere Stimmen ihm zuriefen, er möge ſich entfernen, bis man ihn hole. Er gehorchte, und als er nach Verlauf einer Stunde vorgelaſſen wurde, ward ihm befohlen, vor den Schranken niederzuknieen, worauf ihm der Siegelbewahrer ankündigte, daß die Lords des Oberhauſes in Folge einer Anklage des Unterhauſes ſeine Verhaftung verfügt hätten, bis er ſich gereinigt haben würde.

Das nämliche Schickſal traf kurz darauf des Königs zweiten Rathgeber, den Erzbiſchof Laud. Dem Siegelbewahrer Finch und dem Staatsſekretär Windebank war ein Gleiches zugedacht; aber Beide retteten ſich nach Frankreich. So war in wenigen Tagen der Staatsrath des Königs aufgelöst, während dieſer ſeine Schwäche und die Rathloſigkeit ſeiner Anhänger durch Unthätigkeit vermehrte.

Um ſo ſchneller ſchritt das Unterhaus vorwärts. Es ſprach zuerſt Recht und Urtheil über ſeine eignen Mitglieder, die an der Herrſchaft der Gewalt Theil genommen oder Nutzen aus ihr gezogen hatten. Alle Diejenigen, welche Monopole vom Könige erkauft hatten, wurden aus der Kammer ausgeſchloſſen. Sodann wurden alle in den letzten Jahren erlaſſenen Beſchlüſſe

der Sternkammer und der hohen Commiſſion vernichtet. Ferner erhielten alle Geiſtlichen, welche wegen Nichtübereinſtimmung mit den Laud'ſchen Einrichtungen ihrer Pfründen beraubt worden waren, dieſelben zurück. Auch Prynne, Burton und Baſtwick wurden in Freiheit geſetzt und überall jubelnd empfangen. Eben ſo Hollis und Valentin, die beide ihren Sitz unter den Volksvertretern wieder einnahmen.

Die Verhandlungen mit den Schotten nahm das Parlament ohne Weiteres in ſeine Hand. Noch ſtand das ſchottiſche Heer in den nördlichen Grafſchaften Englands. Dies kam dem Parlamente ſehr gelegen, um ſich eine ergebene, vom Könige unabhängige Kriegsmacht zu ſichern. Es beſchloß alſo, gegen den Willen des Königs, daß jenes Heer auf Koſten Englands bis zur Vollendung der Reform in Staat und Kirche ſtehen bleiben ſolle. Was die Kirchenreform anlangt, ſo verſtanden die Führer der Oppoſition darunter die Einführung der Presbyterialverfaſſung. Auch im Volke war dieſe Stimmung ſehr verbreitet. Mehrere Grafſchaften, 1800 Geiſtliche und 15000 Einwohner von London reichten Bittſchriften um eine Umgeſtaltung der kirchlichen Verhältniſſe in dieſem Sinne ein, und ehe noch darauf geantwortet war, fand man ſchon eine Menge Bilder, Altäre und Crucifixe vom Pöbel zerſchlagen.

Karl, der früher ſo ſtrenge, ſtarre, trotzige Herrſcher, ſuchte jetzt, durch die ſteigende Bedrängniß kleinmüthig geworden, ſein Heil allein in der Nachgiebigkeit. Er gab ſeine Einwilligung zu zwei Geſetzen, nämlich, daß das Tonnen- und Pfundgeld nur mit Bewilligung des Parlamentes erhoben, dann, daß das Parlament wenigſtens aller drei Jahre verſammelt werden ſolle. Er entſchloß ſich ſogar, ein neues Miniſterium aus Mitgliedern der Volkspartei zu bilden, und trug Pym die Stelle des Staatskanzlers, Hampden die eines Gouverneurs des Kronprinzen an. Alles dies machte einen guten Eindruck, und es hätte jetzt wirklich zu einem feſten, dauerhaften Frieden zwiſchen König und Volk kommen können, wenn — der König es ehrlich gemeint hätte.

Aber Karl war ein falſcher Spieler, dem nur das Geſchick abging, ſeine Karten zu verſtecken. Während er mit den Führern des Parlaments über den Frieden verhandelte, bereitete er mit den Führern des Heeres den Krieg vor. Während er mit den Bürgern die Sicherung ihrer Rechte beſprach, verſchwor er ſich mit den Soldaten, um dieſe Rechte mit Gewalt zu vernichten. Die öffentliche Meinung aber war gegen den König, und dieſe iſt der hellſehendſte und tiefblickendſte Spion, den es je gegeben; ſie hört mit tauſend Ohren, ſieht mit tauſend Augen, ſpricht mit tauſend Zungen. Jedes Wort, das der König und ſeine Höflinge im geheimen

Bunde mit den Offizieren des Heeres gewechselt, wurde den Führern des Unterhauſes berichtet und zwang auch ſie an den Krieg zu denken, während ſie den Frieden unterhandelten.

Das erſte Opfer dieſer Zweizüngigkeit wurde Graf Strafford. Die Könige ſind hoch geſtellt; das Geſchick hat Mitleid mit dem Schwindel, der ſie ſo leicht ergreift. Es ſteigt von Stufe zu Stufe bis zu ihnen hinauf, ehe es ſie ſelbſt erfaßt und ſie perſönlich zur Rechenſchaft zieht. Es warnt ſie oft und viel, weil es ſie oft und viel verſucht. Strafford's Unglück hätte eine blutige Lehre, eine herzdurchdringende Warnung für Karl werden ſollen. Sie wurde es leider nicht!

Kaum war die Zweizüngigkeit des Königs nicht mehr zu bezweifeln, als ſich auch die Unterhandlungen zwiſchen ihm und den Führern des Parlaments zerſchlugen, die Anklage gegen Strafford, die anfangs nur eine Drohung hatte ſein ſollen, wieder aufgegriffen und mit allem Eifer der alten Rache und der neuen Beleidigung betrieben wurde. Strafford vertheidigte ſich dreizehn Tage lang im Oberhauſe mit derſelben Umſicht und derſelben Mannhaftigkeit, mit der er früher der Freiheit und dann der Willkührherrſchaft gedient hatte. Umſonſt. Er hatte den allgemeinen Haß der drei Königreiche auf ſich geladen, und Weiterſtrebenden mochte es wichtig erſcheinen, den König jedenfalls eines ſolchen

Mannes zu berauben. So wurde er denn von den Lords mit 26 gegen 20 Stimmen des Verrathes am Vaterlande für ſchuldig erklärt und zum Tode verurtheilt (am 8. Mai 1641).

Karl fühlte ſehr wohl, daß dieſer Schlag gegen ihn gerichtet ſei und ihn vor Allem treffe. Nicht weniger mochte er fühlen, daß, wenn Strafford's Haupt falle, er die Urſache ſeines Todes ſei. Deswegen ſchrieb er am Tage nach dem Urtheile an Strafford: „Seien Sie ruhig! Bei meinem königlichen Worte, Sie ſollen weder an Ihrem Leben, noch an Ihren Gütern, noch an Ihrer Ehre Schaden leiden.“ Er bot Alles auf. Die Einen wollte er kaufen, die Andern ſchrecken, die Dritten durch ſeine eigne Demüthigung beſiegen. Er berief die beiden Kammern zu ſich, erklärte, daß er die Schuld Strafford's anerkenne, daß er ihm nie wieder irgend ein Amt anvertrauen werde, daß er aber eben ſo feſt entſchloſſen ſei, ſich durch keine Gründe bewegen zu laſſen, ſeine Zuſtimmung zu deſſen Hinrichtung zu geben.

Ein paar Volksaufläufe machten den König bald andern Sinnes, und als vollends Pym den Beweis der Verſchwörung des Hofes mit den Offizieren gegen das Parlament in's Unterhaus brachte, ſchreckte das Geſpenſt des eignen Unrechts den König und den Hof ſo, daß ſie kaum noch anſtanden, ihre Schuld mit dem Blute des treuen Dieners zu ſühnen. Karl war indeſſen nicht ein-

mal Manns genug, das beſchloſſene Opfer auf ſich zu nehmen. Er ließ die Biſchöfe rufen, um ſich bei ihnen Raths zu erholen und durch ſie im Voraus ſein Gewiſſen beruhigen zu laſſen. Aber nur einer von ihnen hatte den Muth, ihm zu rathen, als Mann zu handeln und ſeinen Diener zu retten; die andern meinten, daß der König den Diener dem Heile des Staates opfern dürfe und müſſe.

Strafford ſelbſt ſchrieb an Karl: „Sire! Ich habe den Entſchluß gefaßt, der allein meiner würdig iſt. Jedes Privatintereſſe muß vor dem Ihrer geheiligten Perſon und des Staates zurückweichen. Ich bitte Sie, durch die Annahme meines Todesurtheils das Hinderniß zu beſeitigen, das dem glücklichen Einverſtändniſſe zwiſchen Ihnen und Ihren Unterthanen im Wege ſteht. Meine Zuſtimmung, Sir, entſchuldigt Sie vor Gott mehr, als Alles, was Menſchen thun könnten. Keine Behandlung iſt ungerecht gegen den, der ſie freiwillig erträgt. Meine Seele, die auf dem Punkte ſteht, den Leib zu verlaſſen, vergiebt Allen Alles mit einer wonnevollen Milde. Ich verlange nur, daß Sie meinem Sohne und ſeinen drei Schweſtern die Gunſt zukommen laſſen, die ihr unglücklicher Vater verdient haben wird, je nachdem ihn die Zukunft für ſchuldig oder unſchuldig erklärt."

Auf einen ſolchen Brief hin unterſchrieb der König das Todesurtheil ſeines redlichſten und fähigſten Dieners,

eines Mannes, dem er ein paar Tage vorher bei seinem königlichen Worte Leben, Eigenthum und Ehre verbürgt hatte. Strafford aber, als ihm die Bestätigung des Königs überbracht wurde, war überrascht, hob seine Hände zum Himmel und sagte: „Bauet nicht auf Fürsten und Menschenkinder, denn das Heil ist nicht in ihnen.“ Er sprach nach jenem Seufzer den Namen des Königs nicht wieder aus und starb wie ein Mann. Die Seelengröße, die er in seinen letzten Augenblicken zeigte, erweckte selbst die Bewunderung seiner Feinde. Vor dem Blocke, auf den er sein Haupt zu legen bereit war, sagte er zu Denen, die ihn umgaben: „Ich beschwöre Jeden, der mir zuhört, auf's Ernsteste zu bedenken und sein Herz zu befragen, ob der Anfang der Reform eines Königreichs in Blut geschrieben sein darf. Denkt daran, wenn Ihr nach Hause kommt!“*)

Sehr wahr! Aber hier handelte sich's auch nicht mehr um eine Reform, sondern um eine Revolution. Den friedlichen Fortschritt, die Reform, hatte eben Strafford durch seine Willkührherrschaft unmöglich gemacht und so den gewaltsamen Umschwung, die Revolution, hervorgerufen. Was Wunder, wenn er als erstes Opfer der

*) Lord Strafford war erst 49 Jahre alt, als er hingerichtet wurde. Mit einem Hiebe flog sein Kopf herunter.

furchtbaren Bewegung fiel! Er hatte ein gewagtes Spiel mit dem Volke gespielt und das Spiel verloren.

Durch den Erfolg gegen Strafford kühner gemacht, griff das Unterhaus zugleich eins der wesentlichsten Vorrechte der königlichen Gewalt an, indem ein Gesetzentwurf eingebracht ward und mit großer Schnelligkeit durchging, vermöge dessen das Parlament ohne seine eigne Zustimmung weder aufgelöst noch vertagt werden sollte. Ein zweiter Gesetzentwurf verordnete, daß alle ungesetzlichen Gerichtshöfe der Willkühr, die Sternkammer, der Nordhof und der Hof der hohen Commission, auf ewig abgeschafft sein sollten. Der König bestätigte auch diese Verfügungen. In steigendem Eifer entwarf Saint-John, einer der heftigsten Oppsitionsmänner, einen Vorschlag zur Abschaffung des Episcopats (der bischöflichen Würde). Der Vorschlag ging zwar am 27. Mai 1641 im Unterhause mit einer Mehrheit von 31 Stimmen durch; aber das Oberhaus verwarf ihn. Sonst hätten die Puritaner schon jetzt triumphirt; doch war ihnen für die Zukunft der Sieg gewiß.

Rathlos um Hülfe umherspähend, kam der König auf den Gedanken, nach Schottland zu gehen, um wo möglich seine schottischen Unterthanen durch Zugeständnisse aller Art zu gewinnen und sich ihrer Unterstützung gegen die Widersetzlichen in England zu bedie-

nen. Die Volksvertreter ſchöpften Argwohn und baten den König, ſeine Reiſe ſo lange zu verſchieben, bis das Parlament ſeine Geſchäfte vollendet habe. Der König bewilligte wirklich einen kurzen Aufſchub, trat dann aber doch die Reiſe an. Das Parlament ernannte nun, um den König nach Edinburg zu begleiten und auf die Schritte und Maaßregeln des Hofes zu achten, einen Ausſchuß, an deſſen Spitze Hampden ſtand. Zugleich verfügte es die Auflöſung des engliſchen Heeres, weil den Befehlshabern deſſelben nicht zu trauen war. Freilich mußte es nun auch die ſchottiſchen Truppen entlaſſen, die darauf in ihre Heimath zurückkehrten.

Karl kam am 14. Auguſt 1641 in Edinburg an. Hier erklärte er ſich ſofort zur Annahme aller Reformen bereit, welche die Schotten verlangten. Er geſtand ihnen regelmäßig-dreijährige Parlamente, die Abſchaffung einer Menge königlicher Vorrechte, die Theilnahme des Parlaments bei der Wahl des königlichen Geheimraths zu und that ſelbſt, als ob er ein eifriger Anhänger der Presbyterialkirche ſei. Das Alles widerſprach zwar ſeinem frühern Benehmen, dem Streben ſeiner ganzen Regierung; das kümmerte ihn aber nicht. Hoffte er doch ſo ſeinem Ziele näher zu kommen! Und in der That blieben ſeine Bemühungen bei der großen Menge nicht ohne Wirkung, wenn auch die Hellſehenderen ſeine zweideutigen Abſichten durchſchauten. Das Parlament erklärte bei ſeiner

Abreiſe: er habe den Schotten hinſichtlich der Religion und der Freiheit vollſtändig Genüge geleiſtet, und ein zufriedener König verlaſſe ein zufriedenes Land.

Schon ſchöpfte Karl neue Hoffnungen, als ein unerwartetes Ereigniß Alles wieder zu ſeinem Nachtheile umwandelte. In Irland brach ein furchtbarer Aufſtand aus. Hier war ein anderes Element die Urſache der Bewegung; hier galt es, das iriſche Vaterland und den katholiſchen Glauben gegen die engliſchen Unterdrücker und deren Proteſtantismus zu ſchützen. Während alſo der Aufſtand des Presbyterianer in Schottland von den Engländern als eine befreundete Bewegung betrachtet werden konnte, mußte ihnen die Empörung der Katholiken in Irland als eine glaubens- und freiheitsfeindliche Unternehmung erſcheinen. Wir müſſen dieſe Verhältniſſe etwas genauer betrachten.

Irland war ſeit dem zwölften Jahrhundert den Engländern unterworfen, und letztere ermangelten nicht, im Geiſte der damals ſo verbreiteten theologiſchen Politik aus dem alten Teſtamente zu beweiſen, daß das Land ihnen mit eben dem Rechte gebühre, wie das erroberte Kanaan den Iſraeliten, daher ſie denn in der Zeit der Glaubensverbeſſerung keinen Anſtand nahmen, auch dorthin das neue Kirchenthum zu verpflanzen. Aber die Irländer fühlten ſo wenig ein Bedürfniß nach Reformation, als einſt die Urkantone in der Schweiz;

ſie hingen mit Vorliebe an ihren alten Gebräuchen und Gewohnheiten und wieſen daher die ihnen aufgedrungene Freiheit ſtandhaft zurück.

Schon Heinrich VIII. hatte die Mönche mit Gewalt aus Irland verjagt, die Klöſter zerſtört, die Bilder und Reliquien aus den Kirchen entfernt und ſich den Eid der Suprematie leiſten laſſen. Eduard VI. hatte die engliſche Liturgie daſelbſt eingeführt. Aber unter der katholiſchen Maria hatten die katholiſchen Irländer wieder ihr Haupt erhoben, und den dort angeſiedelten Proteſtanten ſtanden ähnliche Verfolgungen wie in England bevor, die jedoch durch Maria's baldigen Tod vereitelt wurden. Unter Eliſabeth traten neue und ſcharfe Geſetze gegen die Katholiken ein, und unter Jakob I. geriethen ſie vollends in den Zuſtand der Unterdrückung.

Deſſenungeachtet hatte der Proteſtantismus in Irland nie rechte Wurzel gefaßt. Die im Lande wohnenden Proteſtanten waren größtentheils eingewanderte Engländer und Schotten, und nur ſehr wenige Irländer ſchloſſen ſich allmählig an die Religion der Coloniſten an. Die bei weitem größere Mehrzahl der Einheimiſchen blieb dem Papſte treu ergeben. Es bedurfte daher nur einer günſtigen Gelegenheit, um das fremde Joch abzuſchütteln. Dieſe ſchien unter Karl's des Erſten ſchwankender Regierung gekommen zu ſein. Wie einſt in der ſicilianiſchen Vesper der Haß der Eingebornen gegen

die aufgedrungene Herrschaft der Franzosen, wie in der Bartholomäusnacht die Feindschaft der Guisen wider die Hugenotten: so machte sich auch jetzt der langverhaltene Groll der katholischen Iren durch einen ähnlichen Gesammtmord Luft.

Eine Verschwörung, an deren Spitze Roger Moore, Phelim O'Reale, Turlaugh O'Reale, Connor Mac-Guire, Hugh Mac-Mahre, Hugh Byrne, Philipp Reily, James Dillon und Andere standen, brach im October 1641 aus. Der Heerd des Aufruhrs war die nördliche Landschaft Ulster. Von hier verbreitete er sich, Schwert und Brandfackel in der Hand, über die ganze Insel. Die protestantischen Einwohner wurden entweder umgebracht, oder nackt aus ihren Wohnungen getrieben, wo man sie auf freiem Felde dem Ungestüm der Witterung preisgab. Viele kamen jämmerlich auf offner Landstraße um, indem sie vor Hunger und Kälte hinsanken. Andere verkrochen sich in Wäldern und Morästen. Ihr Vermögen ward eine Beute der Plünderer.

Die Stadt Lurgan, welche sich auf die bestimmte Bedingung hin ergab, daß den Einwohnern kein Leid geschehen solle, erfuhr dasselbe Schicksal, welches Naarden in dem niederländischen Kriege erfahren hatte.*)

*) I, 438.

Alle Bewohner wurden treulos niedergemetzelt. Ein Aehnliches geſchah in drei umliegenden Pfarrgemeinden. Mit ausgeſuchter Schadenfreude wurden die Gefangenen auf alle mögliche Weiſe zu Tode gequält. Oefters ſperrte man einen Haufen in ein Haus oder Schloß ein, das man dann anzündete, oder man trieb ſie heerdenweiſe an Flüſſe und gab ſie den Wogen preis. So wurden einſt 190 Perſonen auf einmal von einer Brücke herabgeſtürzt. Iriſche Prieſter ermunterten die Menge zu jeglicher Grauſamkeit. Frauen vergaßen die zartern Regungen der Natur und ihres Geſchlechts, und ſelbſt Kinder zückten den Dolch auf wehrloſe Gefangene. Am ſchlimmſten ging es in den Grafſchaften Ulſter, Leinſter und Connaught her. Die Hauptſtadt Dublin ward von den Proteſtanten muthig gegen das ſogenannte katholiſche Heer, das 20,000 Mann ſtark war und von Roger Moore befehligt wurde, vertheidigt und endlich durch engliſche Hülfe von der See her befreit.

Nach der geringſten Berechnung kamen 40,000 Proteſtanten in dem iriſchen Aufſtande um. Irland war vor der Hand für England verloren.

Für König Karl und ſeine Gegner erhielt aber dieſes Blutbad noch eine größere Bedeutung dadurch, daß gleich von Anfang der Verdacht auf den König fiel, als habe er auch hier die Hand im Spiele. Die Führer der iriſchen Bewegung hatten ſogar, um ſich

das Anſehen der Legitimität zu geben, die Zuſtimmung des Königs in ihren Aufrufen an das Volk vorgeſchoben. Wie wenig auch dieſe Behauptung begründet war, ſo hatte ſie doch den Schein für ſich. Karl ſtammte aus einer katholiſchen Familie; von ſeinen nächſten Vorgängern hatten Einzelne verſucht, den Katholicismus wiederherzuſtellen; die biſchöfliche Kirche erſchien den Presbyterianern ohnehin wie eine katholiſche Reſtauration, und endlich war die Partei der Katholiken am Hofe durch die auf den König großen Einfluß ausübende Königin ſelbſt vertreten. Der Aufſtand der irländiſchen Katholiken konnte alſo immerhin als gegen England, den Proteſtantismus und die durch den Proteſtantismus in England geförderte größere politiſche Unabhängigkeit gerichtet erſcheinen, und da man den König ebenfalls mit dieſer Unabhängigkeit im Kampfe ſah, ſo lag die Anklage nahe, ihn für den Aufſtand Irlands mit verantwortlich zu machen. So vereinigten ſich Schein und Wahrheit, um den König als einen Bundesgenoſſen der Feinde England's, ſeiner Rechte, ſeiner Freiheit und ſeines Glaubens darzuſtellen.

Das Parlament, das ſich bei Karl's Abreiſe nach Schottland vertagt hatte, hatte wenige Tage vor ſeiner Zurückkunft (am 25. November 1641) ſeine Sitzungen wieder eröffnet. Die Ereigniſſe in Irland und die ſcheinbare Popularität, die ſich Karl in Schottland er-

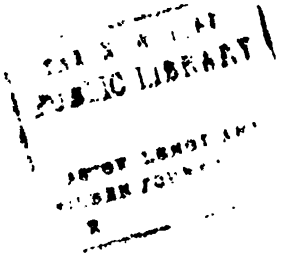
werden, machten die Führer der Volkspartei besorgt. Um nun zu verhindern, daß der König wieder in die alte Bahn der Willkühr einlenke, beantragten sie eine energische Vorstellung an ihn. Diese Vorstellung, bekannt unter dem Namen der Remonstranz, athmete in ihrem Entwurfe Bitterkeit und Heftigkeit. Sie behauptete die Existenz einer Verbindung der Papisten, Bischöfe und Höflinge zum Umsturz der Verfassung, schilderte mit düstern Farben eine lange Reihe alter und verjährter Beschwerden, zeigte die Verdienste des Parlaments, diese abgestellt zu haben, und war durch ihre Fassung mehr ein Aufruf an das Volk, sich um das Unterhaus zu versammeln, als eine an den Souverän gerichtete Schrift.

Als das verhängnißvolle Aktenstück in die Kammer kam, erschracken Alle, die noch in etwas an den König glaubten, eben so sehr ob dem Geiste, der darin wehte, als ob der Sprache, die darin gebraucht war. Der Angriff galt unmittelbar dem Könige selbst, und das Volk wurde aufgefordert, gleichsam zwischen dem Parlamente und dem Könige zu wählen. Der Kampf, den dieser Gegenstand im Unterhause veranlaßte, war einer der heftigsten, die je stattgefunden, und erst nach mehrtägiger Verhandlung wurde der Antrag angenommen. Dann trat Hampden auf und schlug den Druck dieses Anklageaktes gegen den König vor. Daß er überhaupt nur

Sinn hatte, wenn er in die Hände des Volkes gelangte, zeigt seine Abfassung. Aber dennoch begann der parlamentarische Kampf über diesen weitern Antrag von Neuem, und erst als auch er zum Nachtheile des Königs und der Königlichgesinnten ausgefallen, war das Geschick Englands entschieden, waren der König und sein Ansehen unwiderruflich besiegt.

Es galt nun nur noch, auch seine Macht zu brechen und in engere Schranken einzuweisen, damit er sich nicht etwa versucht fühlen möchte, an die physische Kraft der Soldateska zu appelliren und das Parlament mit Gewalt zu seinem Willen zu zwingen. Das Unterhaus beschloß daher nach Annahme der Remonstranz, daß der König nur bei feindlichem Einfalle und sonst nie das Recht haben solle, seine Unterthanen für den Kriegsdienst zu pressen. Ein weiterer Antrag ging dahin, daß in Zukunft die Organisation der Miliz und die Ernennung der Offiziere nur mit Genehmigung des Parlamentes statthaben sollten. Endlich schlug man vor, den Geistlichen alle weltlichen Aemter zu untersagen, damit man die Bischöfe aus dem Parlamente los würde, wo sie als eine Hauptstütze der königlichen Macht betrachtet werden konnten.

Die Bischöfe wollten es nicht bis zur Ausschließung kommen lassen, sahen aber auch die Unmöglichkeit ein, sich länger zu behaupten. Sie entschlossen sich also,


PUBLIC LIBRARY

TILLY IN MAGDEBURG.

zwölf an der Zahl, freiwillig das Feld zu räumen, aber nicht ohne gegen ihren eignen Austritt und gegen Alles, was ohne sie im Oberhause entschieden würde, zu protestiren. Diese Protestation war höchst unstatthaft, da sie die staatlichen Verhältnisse völlig aufhob und das Räderwerk der ganzen Regierung in's Stocken zu bringen beabsichtigte. Gleichwohl wurde sie von dem Könige angenommen und durch den Siegelbewahrer in's Oberhaus gebracht, damit sie in die Register der Kammer eingetragen werde. Es war nicht schwer, zu durchschauen, in welcher Absicht dies geschehe. Die Protestation sollte den zukünftigen Maaßregeln der beiden Kammern zum Voraus den gesetzlichen Charakter entziehen, damit sie der König, sobald die Gelegenheit günstig wäre, mit jener Protestation in der Hand wieder umstoßen, ungeschehen machen könne.

Das Unterhaus war aber nach Allem, was bis jetzt geschehen, nicht der Meinung, den König und den Hof ruhig gewähren zu lassen. Es erklärte das Benehmen der zwölf Bischöfe für aufrühreriſch gegen das Grundgesetz des Staates, verordnete ihre Verhaftung und ließ sie in den Tower sperren.

Der König fühlte abermals, daß diese Maaßregel vor Allem ihn selbst treffe, und sann von diesem Augenblicke an auf Vergeltung. Das große Drama, das er eingeleitet und das bis jetzt den gesetzlichen Boden

noch nicht verlaſſen hatte, ging einer ſchließlichen Entwicklung entgegen. Die Parteien traten immer ſchroffer auseinander. Auf der einen Seite ſtand das engliſche Volk mit ſeinen Freiheitsforderungen, auf der andern ein Theil der Adels, der Geiſtlichkeit, Abenteurer und brodloſe Offiziere. Die Vertheidiger der Volksrechte erhielten (von dem kurzgeſchnittenen Haar, das die Puritaner zu tragen pflegten) den Spitznamen Rundköpfe; die Anhänger des Königs hießen Cavaliere oder Reiter. Jene hatten ihren Schwerpunkt in den zahlreichen Vereinen, die ſich zum Schutze der Freiheit und des Glaubens gebildet hatten; Dieſe ſchaarten ſich dicht um den König und lagen ihm fortwährend in den Ohren, einen entſcheidenden Schlag zu wagen. In der That ließ ſich Karl zu einem höchſt unbeſonnenen Schritte hinreißen, der Ernſt und Strenge zeigen ſollte, aber ſehr übel ausſchlug.

Es war am 3. Januar 1642, als das Unterhaus, dem die geheimen Vorbereitungen der königlichen Partei kein Geheimniß geblieben waren, den ſchon früher mehrmals geſtellten Antrag erneuerte, daß der König ihm eine Schutzwache zugeſtehen möge. Karl aber weigerte ſich deſſen und erklärte: „Ich verpflichte mich feierlichſt bei der Ehre eines Königs, Sie, Alle und Jeden, vor aller Gewalt mit demſelben Eifer zu ſichern, den ich für meine eigne und meiner Kinder Sicherheit

aufwenden würde.“ Worte, nichts als Worte! An demſelben Tage erſchien der Kronanwalt, Sir Eduard Herbert, im Oberhauſe, um im Namen des Königs die fünf kühnſten Sprecher des Unterhauſes, Hampden, Pym, Hollis, Strode und Haslerig, des Hochverrathes anzuklagen und ihre Verhaftung zu fordern. Noch ehe die Peers die Anklage erkannt hatten, ließ der König in den Häuſern der Angeklagten Alles verſiegeln, wodurch er direct die Vorrechte der Mitglieder des Unterhauſes mit Füßen trat. Das Unterhaus proteſtirte auf der Stelle gegen dieſe Verletzung ſeiner Gerechtſame. Als hierauf der Herold des Königs in's Unterhaus kam, um die Verhaftung und Auslieferung der noch nicht in Anklageſtand verſetzten Abgeordneten zu verlangen, blieben dieſe ruhig auf ihren Plätzen, während der Sprecher dem Herolde befahl, ſich zu entfernen. Ein Ausſchuß der Kammer begab ſich zum Könige, um ihm anzuzeigen, daß ſie erſt nach gepflogener Berathung über eine ſo wichtige Sendung entſcheiden könne. Das Oberhaus und das Unterhaus traten nun zuſammen, beriethen die Anklage gemeinſchaftlich, verordneten, daß die Siegel in den Wohnungen der Angeklagten gelöst werden ſollten, und begehrten auf's Neue vom Könige eine Wache zum Schutze des Parlaments.

Als dem Könige dieſer Wunſch vorgetragen wurde,

erwiderte er, daß er morgen antworten werde. Des andern Tages erſchien er mit ſeinen Garden und 400 bewaffneten Cavalieren vor dem Unterhauſe, aus dem ſich eben die bedrohten Abgeordneten auf das dringende Bitten ihrer Collegen entfernt hatten. Die Cavaliere blieben in den Vorſälen; die Trabanten beſetzten die Treppe. Der König aber trat, begleitet von ſeinem Neffen, dem Pfalzgrafen Karl Ludwig, den Hut in der Hand, in die Kammer. Alle Mitglieder entblößten ihr Haupt und erhoben ſich. Karl dankte flüchtig und wandte ſich an den Sprecher mit den Worten: „Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Sprecher, werde ich auf einen Augenblick Ihren Platz einnehmen.“ Hier angekommen, fuhr er fort: „Meine Herren! Die Begebenheit, die mich hierher führt, thut mir leid. Ich habe Ihnen einen Waffenherold zugeſendet, um einige Perſonen zu verhaften, die auf meinen Befehl des Hochverraths angeklagt wurden. Ich erwartete von Ihnen Gehorſam ob meiner Sendung. Kein König England's hat je Ihre Privilegien ſtrenger geachtet, als ich; aber Sie ſollten wiſſen, daß es für den Fall des Hochverraths für Niemanden Privilegien giebt. Ich komme, um zu ſehen, ob irgend einer von den Angeklagten hier iſt. So lange ſie in dieſer Kammer ſitzen, kann ich nicht hoffen, daß dieſelbe in den geraden Weg, in dem ich ſie zu ſehen wünſche, wieder einlenken werde. Ich

komme, Ihnen zu ſagen, daß ich ſie haben will, wo ſie auch ſein mögen. Sprecher, wo ſind ſie?"

Der Sprecher warf ſich auf's Knie und antwortete: „Mit der Gunſt Eurer Majeſtät habe ich hier weder Augen zum Sehen, noch Ohren zum Hören, ſo lange mir das Unterhaus, deſſen Diener ich bin, nicht gebietet, zu ſehen und zu hören. Ich bitte Euer Majeſtät in Demuth, mir zu verzeihen, wenn ich keine andere Antwort geben kann auf das, was Euer Majeſtät zu fragen beliebt."

„Ich ſehe," verſetzte der König, „daß die Vögel ausgeflogen ſind. Ich hoffe von Ihnen, daß Sie mir ſie zuſchicken, ſobald ſie wieder gekommen ſein werden. Ich bezeuge Ihnen bei meinem königlichen Worte, daß ich nie die Abſicht hatte, Gewalt zu brauchen, und daß ich gegen ſie auf dem geſetzlichen Wege einſchreiten werde. Jetzt, da ich nicht ausführen kann, was mich hieher brachte, werde ich Sie nicht länger ſtören; aber ich wiederhole Ihnen, ich rechne darauf, daß Sie mir ſie zuſchicken, ſobald ſie wieder in dieſen Saal treten. Wenn nicht, werde ich meine Mittel nehmen, ſie zu finden."

Während der König ſprach, ſaß die Kammer in düſterm, todtenähnlichem Schweigen da. Als er aufbrach, erſcholl von mehreren Seiten der trotzige Ruf: „Privilegium! Privilegium!"

Es iſt ſchwer, zu ſagen, was Karl eigentlich durch dieſen Schritt beabſichtigt hatte. Sollte er nur eine Demonſtration ſein, ſollte er nur eine moraliſche Wirkung haben, ſo verfehlte er ſeinen Zweck gänzlich, und es iſt unbegreiflich, daß der König und ſein Hof auf einen andern Erfolg hoffen konnten, als den, welchen er gehabt. Ganz London kam in Bewegung. Das Unterhaus faßte ſofort einen Beſchluß, der das Verfahren des Königs als unverträglich mit der Sicherheit und Freiheit des Parlaments bezeichnete, die Nothwendigkeit einer Genugthuung darſtellte und eine hinreichende Wache zum Schutze der Verſammlungen verlangte. Die Bürger der Stadt griffen zu den Waffen und beſetzten noch am Abend dieſes Tages die öffentlichen Plätze, theils um die fünf Parlamentsmitglieder zu beſchützen, theils weil das Gerücht verbreitet war, die Cavaliere wollten in der Nacht die Stadt an allen Ecken anzünden und die Bewohner niedermetzeln.

Nach einigen Tagen beſtimmte ein zur Sicherſtellung der Parlamentsmitglieder niedergeſetzter Ausſchuß im Einverſtändniß mit den Stadtbehörden von London, daß die fünf Angeklagten am 11. Januar 1642 aus dem Hauſe, in welchem ſie Zuflucht gefunden hatten, feierlich nach Weſtminſter in die Sitzungen zurückgeführt werden ſollten. Man wählte den Weg auf der Themſe, welche mit Booten bedeckt war, in denen ſich über 2000 Be-

waffnete befanden. Am Ufer maſchirten zu beiden Seiten ſtarke Abtheilungen der Stadtmiliz, von einer unzähligen Volksmenge umgeben, und beim Anlanden wurden die Helden des Tages noch von 4000 bewaffneten Reitern empfangen, welche aus Buckinghamſhire herbeigeeilt waren, um die Unſchuld und Freiheit ihres Repräſentanten, John Hampden's, zu vertheidigen. Als der Zug vor Whitehall, wo der König reſidirte, vorbeikam, riefen viele Stimmen überlaut: „Was iſt denn aus dem Könige und ſeinen Cavalieren geworden, und wo ſind ſie hingekommen?“ Dazwiſchen ward geſchoſſen, getrommelt, gejubelt. Ueberall zeigte ſich ein Enthuſiasmus für die Sache des Unterhauſes, der deſſen Führer die kühnſten Entſchlüſſe nicht mehr ſcheuen ließ.

Die Niederlage des Königs war vollkommen. Nur der Hof, nur Karl ſelbſt ſahen den Umfang derſelben nicht ein. Die Höflinge machten ihn glauben, daß London allein dem Parlamente anhänge und daß außerhalb Londons das ganze Volk wie der Hof denke. Karl beſchloß demgemäß, London insgeheim zu verlaſſen, und führte dieſen Entſchluß am 10. Januar 1642, alſo den Tag vorher, ehe das triumphirende Volk an ſeinem Pallaſte vorüberzog, aus. Er flüchtete nach Hamptoncourt, von da nach Windſor und endlich nach York. Daß dieſe Flucht eine Kriegserklärung gegen das Parlament war, konnte kein Menſch bezweifeln. Karl ſelbſt

bereitete ſich offen auf den Kampf vor, und das Parlament beſchloß, das Königreich augenblicklich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen.

Ein Lordlieutenant wurde in jede Grafſchaft geſchickt, um die waffenfähige Mannſchaft zu verſammeln und einzuüben, und ein Beſchluß des Parlaments erklärte Jeden, der dem Könige Beiſtand leiſten oder auf ſeinen Befehl die Waffen ergreifen würde, für einen Feind des Vaterlandes. Alle königlichen Einkünfte wurden mit Beſchlag belegt. Außerdem gingen zahlreiche freiwillige Beiſteuern ein. Die Londoner ſchickten ſo viel Silbergeſchirr in die Münze, daß es an Leuten fehlte, die Gaben anzunehmen; die Weiber opferten willig ihren Schmuck, und die jungen Leute ließen ſich wetteifernd zum Dienſt einſchreiben; an einem einzigen Tage meldeten ſich über 4000 Mann. Bald ſtand ein Heer von 20,000 Fußgängern und 4500 Reitern im Felde. Die Leitung des Kriegs wurde einem aus 5 Lords und 10 Mitgliedern des Unterhauſes beſtehenden Sicherheitsausſchuſſe übertragen.

Auch der König ſäumte nicht, „alle getreuen Unterthanen" aufzufordern, ſich bewaffnet bei ihm einzufinden. Zu Nottingham pflanzte er ſeine Fahne auf. Um ſie ſammelte ſich allmählig der größte Theil des hohen Adels, die eifrigen Anhänger der Episcopalkirche und — was die Wuth der Puritaner allermeiſt entzündete —

die Katholiken. Dagegen hielten faſt alle großen Städte, die Kaufleute, Bürger und freien Bauern zum Parlamente, dem ſie die Befreiung von laſtenden Monopolien, vom Schiffs-, Tonnen- und Pfundgelde verdankten; auch die Flotte trat, der Geſinnung der Seeſtädte folgend, auf die Seite des Parlaments, ingleichen die Schotten, die aus altem Haſſe gegen Karl den Krieg wider denſelben erneuerten.

Als der König von Nottingham aufbrach, hatte er 6000 Mann beiſammen. Doch vergrößerten ſich ſeine Streitkräfte bald auf 18—20,000 Mann, ſo daß er den Truppen des Parlaments, die von Lord Eſſex befehligt wurden, die Wage halten konnte. Bei Edgehill fand das erſte Zuſammentreffen zwiſchen den beiden feindlichen Parteien ſtatt, am 23. October 1642. Das Gefecht war blutig, aber unentſcheidend. In dem kleinen Kriege, der nun begann, trug die Kriegsgewandtheit der Cavaliere häufig den Sieg über die noch ungeübten und undisciplinirten Krieger des Parlaments davon. Man ſchlug bei Stratton (16. Mai 1643), bei Wycomb (18. Juni), bei Chalgrave (20. Juni), bei Roundwaydown (13. Juli), und in allen dieſen Gefechten blieb der Vortheil den Königlichen. *) Aber

*) Bei Chalgrave ſtarb John Hampden den Heldentod für die Freiheit ſeines Vaterlandes. Ein würdiger Schluß eines ſolchen Lebens!

ſchon bei Newbury zeigte ſich's, daß die Parlamentstruppen im Kriege den Krieg gelernt hatten. Einen ganzen Tag währte die Schlacht, und wenn am Ende auch kein Theil ſich des Sieges rühmen konnte, ſo hatte ſich doch Eſſex den freien Weg nach London erkämpft, von welcher Stadt man ihn hatte abſchneiden wollen.

Karl, der ſich in großer Geldnoth befand, verſuchte in Oxford ein Parlament zuſammenzubringen, um ſich dadurch Mittel zur Bezahlung ſeiner Soldaten zu verſchaffen. Aber der Verſuch ſchlug fehl. Darauf wandte er ſich an die Irländer und bemühte ſich, dieſelben durch Verſprechungen aller Art für ſeine Sache zu gewinnen. Dies gelang ihm beſſer. Die Irländer verſprachen ihn mit Truppen und Geld zu unterſtützen. Allein ehe noch die iriſchen Regimenter zu Karl's Armee ſtoßen konnten, wurden ſie von Thomas Fairfax, einem Feldherrn des Parlaments, am 25. Januar 1644 bei Nantwich völlig vernichtet. Ungehindert vereinigte ſich hierauf der Sieger mit den ſchottiſchen Hülfstruppen, welche, 20,000 Mann ſtark, von dem General Leslie herangeführt wurden, ſo wie mit den Streitkräften des Grafen Mancheſter, die dieſer im Oſten des Reichs für das Parlament zuſammengebracht hatte.

Das Parlament hatte demnach jetzt zwei Armeen im Felde. Aber auch die königliche Heeresmacht war in zwei große Corps getheilt. Das eine unter Karl's

eignem Befehl ſtand in Oxford und ihm gegenüber Graf Eſſex mit ſeinen Truppen; das andere unter dem Commando des Lord Newcaſtle hatte ſich in die Stadt York geworfen, wo es von dem zweiten Parlamentsheere unter Mancheſter, Fairfax und Leslie blokirt wurde. Als der König von dem bedrängten Zuſtande ſeines Generals Kunde erhielt, ſandte er ſeinen zweiten Neffen, den Prinzen Ruprecht von der Pfalz, mit 20,000 Mann ab, um York zu entſetzen. Bei ſeiner Annäherung hoben in der That die Generale des Parlaments die Belagerung auf. Der Prinz hätte nun umkehren können; denn der Zweck ſeiner Sendung war erreicht. Aber den Eingebungen ſeines ungeſtümen Muthes folgend, beſchloß er, den überlegenen Feind anzugreifen. Am 2. Juli 1644 begegneten ſich beide Heere bei Marſtonmoore. Nachmittags um fünf Uhr entbrannte die Schlacht. Sie dauerte nur fünf Stunden; aber ſie war entſcheidend, wie wenige. Prinz Ruprecht wurde total geſchlagen, ſeine Streitmacht völlig zerſprengt. Im Parlamentsheere hatte Mancheſter das Obercommando geführt; aber der eigentliche Ruhm des Tages gebührte dem kühnen Reitergeneral Cromwell, von dem wir bald mehr hören werden.

Nach dieſem glänzenden Erfolge vereinigte ſich Mancheſter mit Eſſex, und Beide agirten nun gemeinſchaftlich gegen den König. Dieſer ſuchte der Uebermacht

auszuweichen und durch einen raſchen Marſch auf London ſich in Beſitz der Hauptſtadt zu ſetzen. Aber die Feldherren des Parlaments traten ihm am 27. October 1644 bei Newbury, wo im vorigen Jahre ſchon einmal gefochten worden war, in den Weg. Karl wurde geſchlagen, aber nicht vernichtet. In guter Ordnung bewerkſtelligte er ſeinen Rückmarſch nach Oxford. Auch das Schickſal dieſes Treffens hatte die Tapferkeit Cromwell's und ſeiner Reiterei entſchieden.

Oliver Cromwell, den wir im Laufe dieſes Kapitels als Unterhausmitglied, als ſtrengen Puritaner und heftigen Gegner des Königs kennen lernten, war beim Ausbruch des Bürgerkriegs in das Heer getreten, um die Freiheit des Landes mit den Waffen in der Hand zu ſchützen. Das Unterhaus hatte ihm ein Hauptmannspatent für die Anwerbung einer Reiterſchwadron ertheilt. Als nämlich die erſten Gefechte die Ueberlegenheit der königlichen Truppen offenbar gemacht, hatte Cromwell's Scharfblick ſofort erkannt, daß die Stärke des feindlichen Heeres in ſeiner wohlgeübten Reiterei beruhe. Er nahm ſich alſo vor, dem Parlamente ebenfalls ein Reitercorps zu bilden, das durch moraliſche Stärke dem Muth, dem Ehrgefühl und der Entſchloſſenheit der Cavaliere gewachſen wäre. Aus den Grafſchaften im Oſten, wo er früher gelebt hatte und perſönlich Vielen bekannt war, brachte er 14 Schwadronen aus Freiſaſſen

und Söhnen ſolcher Leute, denen es auf Sold nicht eben ankam, zuſammen. Ihrer Geſinnung nach waren es unbeugſame Fanatiker, wie Cromwell ſelbſt. „Wenn ich dem Könige auf dem Schlachtfelde begegne," ſagte er zu ihnen, „ſo drücke ich mein Piſtol gegen ihn ab, wie gegen jeden Andern. Erlaubt euch euer Gewiſſen nicht, daſſelbe zu thun, ſo könnt ihr nicht unter meiner Führung kämpfen." Allgemeiner Beifallruf bewies ihm, daß er aus der Seele ſeiner Krieger geſprochen. Er gewöhnte ſie an die ſtrengſte Disciplin, an die beſte Sorgfalt und Pflege für ihre Waffen und Pferde, und nachdem er ſie gehörig eingeſchult glaubte, führte er ſie als Oberſt in's Feld. Bei Horncaſtle legten ſeine Reiter ihr Probeſtück ab. Cromwell brachte hier dem Könige eine bedeutende Schlappe bei und avancirte zum Generallieutenant. Darauf vereinigte er ſich mit Mancheſter und Fairfax, denen er bei Marſtonmoore und Newbury Gelegenheit gab, den Werth ſeiner Dienſte kennen zu lernen. Namentlich erwarb er ſich das Vertrauen des Generals Fairfax im hohen Grade. Fairfax war ein Mann, der Ruf, Achtung und Feldherrengaben beſaß, aber ſich vor Cromwell's durchdringenderem Geiſte beugen mußte. Er fühlte ſich durch die Ehrerbietung, womit ihm ein Krieger von ſo anerkannter Tapferkeit, wie Cromwell, überall begegnete, angenehm berührt und kam ſo unbewußt unter deſſen Herrſchaft.

Cromwell war binnen Kurzem der populärſte General im Heere. Seine Soldaten betrachteten ihn mit einem Gemiſch von Furcht und Bewunderung. Sein raſches, durchgreifendes Weſen und ſeine unerbittliche Strenge erfüllten die Trägen eben ſo ſehr mit Schrecken und Gehorſam, als ſein belebender Zuſpruch den Tapfern ſchmeichelte. Und ungeachtet er erſt in ſeinem drei und vierzigſten Jahre das Waffenhandwerk ergriffen hatte, ſo führte er dennoch bereits den Befehl mit der Einſicht eines längſt erprobten Kriegers. Aber nicht blos ſeine kriegeriſchen Eigenſchaften, auch ſein religiöſer Eifer, ſeine Predigten, ſeine kirchlichen und politiſchen Anſichten trugen mächtig dazu bei, ſein Anſehen im Heere zu begründen. Er hatte ſich zum Haupte einer Presbyterianerſekte gemacht, die eben anfing, ſtark zu werden. Es waren dies die Independenten.

Die Independenten hielten ſich für Inſpirirte und Heilige und waren Feinde jeglichen Prieſterthums. Sie wollten ſelbſt die Macht der presbyterianiſchen Geiſtlichen, ihre Synoden und Generalverſammlungen nicht mehr anerkennen, indem es gleichgültig ſei, ob die Kirche von einem Papſt oder von Biſchöfen oder von einfachen Geiſtlichen tyranniſirt werde; die Religion ſei etwas rein Innerliches, und dieſen Charakter innerer Freiheit müſſe dieſelbe auch nach außen zeigen. Jede chriſtliche Gemeinde, die ſich freiwillig in der Gemeinſchaft des Gei-

ſies zuſammenfinde, ſtehe unmittelbar und unabhängig (independenter) von allen andern Kirchen unter Chriſtus und ſei ſelbſt die ganze und vollkommene Kirche. Mit den religiöſen Ideen der Independenten ſtanden ihre politiſchen Anſichten in Einklang. Sie waren Republikaner. Wie ſie das Prieſterthum bekämpften, gingen ſie auch auf Vernichtung des Königthums aus. Sie ſagten: wer einmal den Degen gegen ſeinen König gezogen habe, müſſe dann die Scheide wegwerfen.

So lange die Presbyterianer gegen die Episcopalen kämpften, hatte ſich dieſe innere Spaltung im Schooße ihrer Partei nicht gezeigt; jetzt erſt, nachdem die biſchöfliche Kirche für überwunden zu achten war, traten die Independenten mit neuen Forderungen hervor und erhielten durch Harry Vane, Oliver Saint-John, Whitelocke, Selden und Nathanael Fiennes bedeutende Vertreter im Parlamente, durch Cromwell eine Stütze im Heere.

Noch weiter als die Independenten gingen die ſogenannten Levellers oder Gleichmacher, welche nicht einmal die Zuſammenfaſſung der Gemeinde anerkannten, ſondern für jeden Einzelnen das unbedingte Recht religiöſer Selbſtbeſtimmung forderten, obgleich ſie nicht in Abrede ſtellten, daß die gleichartige Selbſtbeſtimmung ein Aneinanderſchließen Mehrerer herbeiſüh-

ren könne. Sie bildeten durch dieſe Anſichten den äußerſten Gegenſatz zu den Katholiken. Während der Katholicismus die geiſtige Einheit der ganzen Chriſtenheit durch äußere Einrichtungen, gemeinſame Regierung und ein allgemeines Oberhaupt feſthalten will, ſuchte das Syſtem der Levellers eben dieſe Einheit durch die Verwerfung aller äußern Formen, jeder Regierung und jedes Oberhauptes.

Parallel mit der Entwickelung der kirchlichen Parteien und ganz mit derſelben verknüpft ging die Geſtaltung der politiſchen Factionen. Die Katholiken waren monarchiſche Abſolutiſten, die Episcopalen conſtitutionelle Ariſtokraten, die Presbyterianer conſtitutionelle Demokraten, die Independenten Republikaner, die Levellers Communiſten oder Anarchiſten, indem ſie die kirchliche Gleichheit auch auf Gleichheit des Vermögens ausdehnten. Die Levellers ſtanden ſchon nicht mehr auf dem Boden des Staates und hatten darum keine Zukunft.

Gegenwärtig hatten die Presbyterianer das Heft in der Hand. In Folge der Beſchlüſſe einer durch das Parlament zuſammenberufenen Synode von Geiſtlichen war die anglicaniſche Episcopalverfaſſung ſammt der Liturgie aufgehoben, alle Gemälde, Bildſäulen, Leuchter, Kreuze und Orgeln aus den Kirchen entfernt und alle Schauſpielhäuſer geſchloſſen worden. Niemand

durfte Chorhemden und Prieſterkleider tragen. Dagegen wurden Buß-, Bet- und Faſttage eingeführt. So weit hatten Presbyterianer und Independenten übereingeſtimmt. Als nun aber die Synode zur Anordnung des Kirchenregiments fortſchritt, trat der hartnäckige Widerſtand der Letzteren hervor. Die Independenten hatten das Joch der Episcopalkirche nicht zerbrechen helfen, um ſich das der presbyterianiſchen auf die Schultern zu legen. Obſchon ihre Zahl in der Verſammlung nicht über zwölf oder fünfzehn ſtieg, ſo waren dies doch alle verſuchte Kämpfer des Herrn, in Disputationen ergraut, unermüdlich, ſtarr und durch frühere Verfolgungen geſtählt. Länger als ein Jahr hielt ihre ausdauernde Beharrlichkeit die Beredſamkeit und den Eifer ihrer zahlreichen Gegner hin; endlich aber mußten ſie nachgeben, und es gelang der Synode, ſich über den Gottesdienſt, die Feier der Sacramente, den Krankenbeſuch und die Begräbnißceremonien zu einigen. Bald darauf wurde die presbyterianiſche Kirchenverfaſſung durch Parlamentsbeſchluß feierlich eingeführt.

Ehe dies aber noch geſchah, übte die befreite Kirche ein Werk der Rache für vormalige Bedrückungen, indem ſie das Blut ihres ärgſten Feindes, des gefangenen Erzbiſchofs Laud, fließen ließ. Laud ſaß beinahe vier Jahre im Tower und war faſt vergeſſen, als ſein Prozeß begann. Das Parlament übertrug die Anklage dem

ehemals auf des Erzbiſchofs Betreiben verurtheilten und mißhandelten Prynne. Wie ſich vorausſehen ließ, wurde Laud zum Tode verurtheilt. Die Hauptvorwürfe, welche man ihm machte, waren ſeine Hinneigung zum Katholicismus und ſeine grauſame Verfolgung der Puritaner. Die Begierde, ſein Blut fließen zu ſehen, war ſo groß bei einigen Bürgern Londons, daß ſie ihre Läden ſchloſſen und nichts mehr verkaufen wollten, bis die Gerechtigkeit erfüllt, d. h. des Erzbiſchofs Haupt gefallen ſei.

Laud benutzte die kurze Friſt, die ihm noch vergönnt war, zur Vorbereitung auf ſeinen Tod und zur Abfaſſung ſeiner Lebensbeſchreibung. Der einzige Geiſtliche, der ihn beſuchen durfte, ſtand unter puritaniſcher Aufſicht. Mit Würde und Faſſung ging Laud am 12. Januar 1645 zum Blutgerüſte, von dem er herab noch eine Vertheidigungsrede hielt, die mit folgenden Worten ſchloß: „Wir haben das Weſen der Religion verloren und halten uns zu ſehr bei den Meinungen auf, und die Kirche, welche durch alle heimlichen Künſte der Jeſuiten nicht umgeſtürzt werden konnte, iſt nun durch uns ſelbſt in die größte Gefahr gekommen. Was mich betrifft, ſo ward ich in dem Schooße der Kirche von England geboren und getauft. Ich habe mich zu dieſer Kirche bekannt während meines ganzen Lebens und thue es auch jetzt, da ich zum Tode gehe. Jetzt iſt wahrlich

nicht der Zeitpunkt, ſich zu verſtellen oder vor Gott zu heucheln. Aber ich behaupte im Angeſichte Gottes und ſeiner heiligen Engel, daß ich mich niemals bemüht habe, weder die Geſetze des Landes, noch die Religion umzuſtoßen. Doch genug! Ich vergebe der ganzen Welt, allen und jedem bittern Feinde, die mich verfolgt haben. Ich bitte demüthig, daß mir erſt Gott und dann jeder Menſch vergeben möge, den ich entweder beleidigt habe, oder der von mir beleidigt zu ſein glaubt. Herr, vergieb du mir, und ich bitte um Vergebung von ihm. Dies iſt noch mein herzlicher Wunſch. Vereinigt euer Gebet mit dem meinigen!“

Nach vollendetem Gebete näherte er ſich dem Blocke, legte ſelbſt ſein Kleid ab und ſprach: „Des Herrn Wille geſchehe!“ Er ſelbſt gab mit den Worten: „Heiliger Jeſu, nimm meinen Geiſt auf!“ dem Scharfrichter das Zeichen, wenn ſein Haupt fallen ſollte. Mit einem Streiche flog es herab. Laud war ſchon hochbejahret, als er ſtarb. Er fiel recht eigentlich als ein Märtyrer des biſchöflich-ariſtokratiſchen Syſtems, das er den republikaniſchen Bewegungen gegenüber mit aller Hartnäckigkeit der Ueberzeugung aufrecht zu erhalten geſucht hatte, ein Opfer ſeiner eignen Einſeitigkeit und der blinden Wuth einer fremden.

Auf dem Kriegsſchauplatze war mittlerweile einige Stille eingetreten, indem der König Unterhandlungen mit

dem Parlamente angeknüpft hatte. Auch wären die conſtitutionellen und presbyterianiſchen Mitglieder des Parlaments einem Friedensſchluſſe nicht abgeneigt geweſen, der das Uebergewicht in ihrer Hand gelaſſen hätte. Sie glaubten genug erreicht zu haben und hielten es nun für Zeit, einzulenken und durch eine verſöhnliche Politik den Sturm der Revolution und die Entfeſſelung der hervordrängenden Kräfte und Parteien zu beſchwören. Doch Cromwell und die Independenten waren anderer Meinung. Sie drangen auf rückſichtsloſe Verfolgung der errungenen Vortheile und ſetzten es wirklich durch, daß die Verhandlungen abgebrochen wurden.

Hierauf that Cromwell einen weitern Schritt, der darauf berechnet war, den Independenten die Obmacht im Heere zu ſichern. Er trat im Unterhauſe auf, deſſen Sitzungen er, ſo oft er in London war, regelmäßig beiwohnte, ſprach in ſeiner dunkeln und myſtiſchen Weiſe von dem öffentlichen Unglück, ſuchte den Grund davon in der Verworfenheit und Gottloſigkeit der Menſchen und beklagte ſchließlich, daß auch das Parlament ſich nicht von weltlichem Egoismus, Aemterſucht und Volksbedrückung freizuhalten wiſſe. In gleichem Sinne drückte ſich Harry Vane aus, und ein anderer Independent, Namens Zouch Tate, ſtellte endlich den Antrag, daß kein Parlamentsmitglied während der Dauer des Kriegs ein Militär- oder Civilamt verwalten ſolle. Das über-

nahm. Unterhaus nahm dieſe ſogenannte Selbſtentſäugungsakte mit groſſer Stimmenmehrheit an, und das Oberhaus beſtätigte ſie am 3. April 1645.

So wurden Cromwell's meiſte Gegner geſtürzt. Der Oberfeldherr Eſſex, die Generale Mancheſter, Waller, Warwick und andere presbyterianiſche Häupter, die aus dem Schooße des Parlaments hervorgegangen waren, mußten in Folge jener Akte das jetzt vom Parlamente getrennte Heer verlaſſen. Das Obercommando ging an Thomas Fairfax über, der nicht Parlamentsmitglied war. Eigentlich hätte nun auch Cromwell ſeine Stelle aufgeben müſſen; allein Viele ſtellten vor, daß dieſer beim Heere unentbehrlich ſei, und ſo geſchah es, daß das neue Geſetz zu ſeinen Gunſten ſogleich verletzt ward.

Die nächſte Folge dieſes Staatsſtreiches der Independenten war eine lebhaftere Führung des Krieges wider den König. Fairfax und Cromwell nahmen durchgreifende Veränderungen in der Armee vor. Sie gaben ihr lauter Independenten zu Offizieren. Und ſie waren glücklich in der Wahl ihrer Leute. Denn die Generale Ireton, Lambert, Skippon, die Oberſten Harriſon, Lilburne, Desborough, Fleetwood, Ludlow, Ingoldsby, Tomlinſon, Pride, Axtell, Hacker und Andere waren ſämmtlich tapfere, kriegserfahrene und energiſche Männer. Im Felde wurde eine frömmelnde, aber ſtrenge

bei Kilſyth. Aber als jetzt, von Fairfax entſendet, General Leslie gegen ihn heranrückte, ließ er ſich von dieſem bei Philippaugh ſo unvorbereitet überfallen, daß ſeine ganze Streitmacht zerſprengt wurde und er ſich ſelbſt nur mit Mühe in die Hochlande retten konnte.

Im Frühjahre 1646 ſchickten ſich Fairfax und Cromwell an, Oxford zu belagern, um den König auch aus dieſem letzten Zufluchtsorte zu vertreiben. Karl, der um Alles in der Welt nicht in die Hände der Parlamentstruppen fallen mochte, entſchloß ſich nun, die Großmuth des ſchottiſchen Heeres anzuflehen und bei ihm Hülfe und Schutz zu ſuchen. Waren die Schotten doch die angeſtammten Unterthanen ſeines Hauſes; hatte er ihnen doch ſo viele Forderungen bewilligt; ſie konnten unmöglich ſo feindſelig geſinnt ſein, als das engliſche Parlament. Der franzöſiſche Geſandte Montreuil beſtärkte ihn in dieſem Entſchluſſe, den Karl nur allzubald bereute. Denn als er nach gefahrvoller Flucht im ſchottiſchen Lager anlangte, ward er ſofort als Gefangener behandelt. Der alte presbyterianiſche Haß gegen die Stuarts war noch nicht in Schottland erloſchen, und die Geiſtlichen bemühten ſich eifrig, ihn zu nähren. *) So kam es, daß man auf die Forderung

*) Die Prediger, deren Reden im Lager er anhören mußte, wählten abſichtlich Texte und Worte, die den König ver-

des englischen Parlaments, den König auszuliefern, einging und den Sprößling so vieler schottischen Fürsten gegen eine Geldsumme von 400,000 Pfund Sterling, die unter dem Titel rückständiger Subsidien bezahlt wurden, den englischen Commissären überantwortete. Es war dies ein schlechter Streich von den Schotten. Ausliefern mochten sie den König, wenn sie die Ueberzeugung hatten, daß seine Sache eine ungesetzliche sei und seine Anschläge dem allgemeinen Wohle Verderben brächten. Aber verkaufen sollten sie ihn nicht; das war unwürdig.

Karl's Sache hätte übrigens ohnstreitig eine andere Wendung genommen, wenn er auf die Vorschläge der Schotten eingegangen, d. h. wenn er Presbyterianer geworden wäre und den Covenant angenommen hätte. Jeder Staatsmann in seiner Lage würde dies gethan

---

letzen mußten. Unter Anderm begann ein Geistlicher, der zu Newcastle vor ihm predigte, nachdem er im Eingange heftig von gottlosen Regenten gesprochen, den einundfünfzigsten Psalm: „Was rühmst du noch, Tyrann, dich deiner Freveltaten?" Karl zeigte diesmal eine Geistesgegenwart, die er sonst nicht immer offenbarte. Er stand von seinem Sitze auf und kündigte mit lauter Stimme einen andern Psalm an, dessen Anfangsworte waren: „Hab' Mitleid, Herr, ich bitte dich, sie wollen mich verschlingen." Wirklich stimmte die verwunderte Versammlung den letztern Gesang an.

haben. Aber Karl hielt in unerklärlicher Verblendung an der verhaßten Episcopalkirche feſt, und ſein Monarchendünkel ließ ihn bis auf die Lezt glauben, daß er die Bedingungen vorſchreiben könne. Erſt der Anblick des engliſchen Reiterregiments, das gekommen war, ihn aus dem ſchottiſchen Lager abzuholen, weckte ihn aus ſeinen ſüßen Träumen von königlicher Hoheit und Machtvollkommenheit. Er wurde auf das Schloß Holmby in der Grafſchaft Northampton gebracht und hier von dem Commandanten, Oberſt Graves, in ziemlich ſtrengem Gewahrſam gehalten.

Nachdem ſo das Parlament den einen ſeiner Gegner, den König, unſchädlich gemacht hatte, ſuchte es auch den andern, die Soldatenherrſchaft, zu beſeitigen. Es verordnete am 19. Februar 1647 die Entlaſſung der Armee. Dieſer Beſchluß war aber nicht ſo leicht auszuführen. Das Heer widerſetzte ſich ſeiner Auflöſung, weil es noch große Summen rückſtändigen Soldes zu fordern habe. Zur Warnehmung ſeiner Intereſſen trat ein Kriegsrath zuſammen, welcher aus zwei berathenden Körperſchaften beſtand. Die Offiziere bildeten eine Art Oberhaus, die Gemeinen durch ihre Abgeordneten, „Agitatoren“ genannt, eine Art Unterhaus. Dieſer Kriegsrath verhandelte mit dem Parlamente zu London, wie eine ſelbſtſtändige Macht, und als ſeine Anträge von den Gewählten des Volkes abgewieſen wurden,

ſchritt er zu einem Gewaltſtreiche. Ein verwegener Partigänger, der Cornett Joyce, entführte mit 700 Reitern den König von dem Schloſſe Holmby und brachte ihn in das Lager. Dadurch verhinderte man, daß König und Parlament ſich verſtändigten und die Soldateska außer dem Geſetze erklärten. Karl war nun nicht mehr Gefangener des Parlaments, ſondern Gefangener des Heeres, das ſich in ſeiner Perſon eine koſtbare Waffe ſicherte, die es möglicherweiſe gegen das Parlament ſelbſt kehren konnte.

Das Parlament ſchien ſo etwas zu fürchten. Es zitterte bei dem Gedanken, daß der König und das Heer ſich vereinigen könnten, und beauftragte den General Cromwell nebſt einigen Andern, den Quellen der Widerſetzlichkeit nachzuforſchen und die Gemüther zu beruhigen. Cromwell war aber heimlich die Seele des ganzen Aufruhrs, nur daß er ſeine Theilnahme mit einem dichten Schleier zu bedecken wußte. Er eilte in's Lager und ſchürte natürlich das Feuer, anſtatt es zu löſchen. Auf ſeinen Betrieb rückte das Heer gegen London vor und forderte Beſtrafung ſeiner Feinde. Als ſolche bezeichnete es die elf mächtigſten Häupter der Presbyterianerpartei, unter denen ſich auch Hollis befand. Dieſen blieb nichts übrig, als freiwillig aus dem Parlamente auszuſcheiden. Hierüber gerieth jedoch die presbyterianiſch geſinnte Bevölkerung Londons in Gährung,

und es kam zu unruhigen Auftritten, welche die Independentenpartei im Parlamente für ihre Sicherheit besorgt machten. Sie verließen, 60 Personen stark, die Hauptstadt und suchten Schutz beim Heere. Nichts konnte den Kriegshäuptern willkommener sein. Unter dem Vorgeben, daß das Parlament vor aller Gewaltthätigkeit sicher gestellt werden müsse, rückten jetzt Fairfax und Cromwell in London ein, führten die entflohenen Parlamentsmitglieder im Triumphe auf ihre Sitze im Unterhause zurück und ließen in allen Kirchen ein Dankfest „für die wiederhergestellte Freiheit feiern."

Von nun an trat die Macht der Independenten immer klarer hervor. Cromwell, dessen Werk dies Alles war, mißbrauchte übrigens seine Gewalt nicht. Er zeigte sich gegen das Parlament gemäßigt und behandelte selbst den König, dem er einen anständigen Aufenthalt in Hamptoncourt anwies, so rücksichtsvoll, wie es bisher noch nicht geschehen war. Noch einmal bot sich Karln eine Gelegenheit zur Rettung dar. Cromwell verhehlte sich nicht, daß Parlament und Volk des Krieges und des Einflusses der Generale überdrüssig seien. Um nun von der glänzenden Stufe, die er erklommen, nicht wieder in die Dunkelheit des Privatstandes herabsteigen zu müssen, war er einen Augenblick bereit, sich an den König anzuschließen. Er schwankte zwischen der Nothwendigkeit, Alles an Alles, seinen gewonnenen

Ruhm, sein erlangtes Ansehen an die höchste Staatsmacht zu setzen, und zwischen dem Gedanken, seines Königs Retter, seines Volkes Friedensstifter und der neuen Gestaltungen erster Diener zu sein. Es kam zu einer freundschaftlichen Annäherung zwischen ihm und Karl. Aber letzterer verdarb Alles durch seine Unklugheit und Treulosigkeit. Er benahm sich höchst übermüthig, drohte dem Parlamente mit dem Heere und diesem mit jenem, unterhandelte heimlich mit den Schotten und beschloß das Verderben der Revolutionshäupter. Cromwell, von seinem Schwiegersohne Ireton gewarnt, beobachtete die Schritte des Königs aufmerksamer, und als er einst Nachricht erhielt, daß ein geheimer Bote desselben zu einer bestimmten Stunde in einem Wirthshause an der Landstraße mit Briefen an den Prinzen Ruprecht ankommen würde, wußte er sich in den Besitz dieser Briefe zu setzen. Da las er denn Folgendes: „Sei ruhig in Bezug auf die Zugeständnisse, die ich machen könnte! Ich werde, wenn die Zeit kommt, schon wissen, wie ich diese Kerle zu behandeln habe, und anstatt eines seidenen Hosenbandordens werde ich ihnen einen hänfenen Halsstrick zukommen lassen." Cromwell nahm das angebotene Spiel an. Von nun an dachte er an nichts, als an die Vernichtung des treulosen Königs.

Karl seinerseits merkte an der geschärften Behand-

lung, die er erfuhr, daß ſeine Hoffnungen zu voreilig geweſen ſeien. Die Reden, welche die Puritaner führten, ſetzten ihn in Schrecken. Man gab ihm die Namen „Ahab" und „Jerobeam", bezeichnete ihn als das ſtete Hinderniß des Friedens und die Quelle alles Blutvergießens und ſprach ſogar von dem „todten Hunde," „der über die Seite geſchafft werden müſſe." Er begann zu fürchten, daß man ihn nach dem Leben trachte. Plötzlich war er aus Hamptoncourt verſchwunden. Von wenigen Getreuen begleitet, floh er auf die Inſel Wight. Aber er verbeſſerte dadurch ſeine Lage nicht. Der Gouverneur der Inſel, Oberſt Hammond, war ein Schwiegerſohn Hampden's und ein Vetter Cromwell's, hatte alſo begreiflicher Weiſe wenig Sympathien für den König. Er behandelte den flüchtigen Karl zwar ehrerbietig, aber doch als Gefangenen. Als Aufenthaltsort wies er ihm das Schloß Carisbrooke an.

Obgleich ſtreng bewacht, wußte ſich Karl doch von hier aus mit ſeinen Anhängern in Verbindung zu ſetzen, und einem derſelben, dem ſchottiſchen Grafen Hamilton, gelang es, ſeine Landsleute dergeſtalt zu Gunſten des gefangenen Königs zu bearbeiten, daß ſie (zum Theil mit aus Reue über den geübten Verrath) ein bedeutendes Heer in's Feld ſtellten, um ſeine Befreiung zu erwirken und überhaupt ſeine Intereſſen zu verfechten. Gleichzeitig erhoben ſich die Königlichgeſinnten in Wales

und in England selbst. Wie durch Zauberhauch entzündet, schlugen auf allen Punkten des Reichs die Flammen des Bürgerkriegs wieder empor.

Das Parlament, in Anbetracht der kritischen Umstände, trat nochmals mit dem Könige in Unterhandlungen. Es erbot sich, ihn frei zu lassen und wieder als Herrscher anzuerkennen, wenn er seinerseits gelobe, die vom Volke bis jetzt errungenen Rechte und Freiheiten unangetastet zu lassen. Aber Karl saß schon wieder auf dem hohen Pferde. Er baute mit Zuversicht auf den Sieg seiner Partei in England und Schottland; die Anerbietungen der Kammern waren ihm sichere Zeichen ihrer Angst und Verzweiflung; jedes Irrlicht erschien ihm als ein Hoffnungsstern, und so verwarf er trotzig die Vorschläge seines Volkes. Dieses eben so thörichte als verletzende Benehmen kam den Independenten gerade gelegen. Am 3. Januar 1648 erhob sich Cromwell im Unterhause und sprach: „Die Stunde ist gekommen, wo das Parlament regieren und das Königreich allein retten muß. Diejenigen, welche euch bisher mit ihrem Blute vertheidigt haben, werden es auch ferner thun. Erklärt ihr euch nicht entschieden, so wird das Heer sich verrathen und verkauft glauben. Ueberlaßt es nicht seiner Verzweiflung, andere Mittel seiner Sicherheit zu suchen, als euch anzuhangen! Denn welche Folgen ein solcher Entschluß für euch haben würde, zittere ich zu denken

lung, die er erfuhr, daß ſeine Hoffnungen zu voreilig geweſen ſeien. Die Reden, welche die Puritaner führten, ſetzten ihn in Schrecken. Man gab ihm die Namen „Ahab" und „Jerobeam", bezeichnete ihn als das ſtete Hinderniß des Friedens und die Quelle alles Blutvergießens und ſprach ſogar von dem „todten Hunde," „der über die Seite geſchafft werden müſſe." Er begann zu fürchten, daß man ihn nach dem Leben trachte. Plötzlich war er aus Hamptoncourt verſchwunden. Von wenigen Getreuen begleitet, floh er auf die Inſel Wight. Aber er verbeſſerte dadurch ſeine Lage nicht. Der Gouverneur der Inſel, Oberſt Hammond, war ein Schwiegerſohn Hampden's und ein Vetter Cromwell's, hatte alſo begreiflicher Weiſe wenig Sympathien für den König. Er behandelte den flüchtigen Karl zwar ehrerbietig, aber doch als Gefangenen. Als Aufenthaltsort wies er ihm das Schloß Carisbrooke an.

Obgleich ſtreng bewacht, wußte ſich Karl doch von hier aus mit ſeinen Anhängern in Verbindung zu ſetzen, und einem derſelben, dem ſchottiſchen Grafen Hamilton, gelang es, ſeine Landsleute dergeſtalt zu Gunſten des gefangenen Königs zu bearbeiten, daß ſie (zum Theil mit aus Reue über den geübten Verrath) ein bedeutendes Heer in's Feld ſtellten, um ſeine Befreiung zu erwirken und überhaupt ſeine Intereſſen zu verfechten. Gleichzeitig erhoben ſich die Königlichgeſinnten in Wales

und in England ſelbſt. Wie durch Zauberhauch entzündet, ſchlugen auf allen Punkten des Reichs die Flammen des Bürgerkriegs wieder empor.

Das Parlament, in Anbetracht der kritiſchen Umſtände, trat nochmals mit dem Könige in Unterhandlungen. Es erbot ſich, ihn frei zu laſſen und wieder als Herrſcher anzuerkennen, wenn er ſeinerſeits gelobe, die vom Volke bis jetzt errungenen Rechte und Freiheiten unangetaſtet zu laſſen. Aber Karl ſaß ſchon wieder auf dem hohen Pferde. Er baute mit Zuverſicht auf den Sieg ſeiner Partei in England und Schottland; die Anerbietungen der Kammern waren ihm ſichere Zeichen ihrer Angſt und Verzweiflung; jedes Irrlicht erſchien ihm als ein Hoffnungsſtern, und ſo verwarf er trotzig die Vorſchläge ſeines Volkes. Dieſes eben ſo thörichte als verletzende Benehmen kam den Independenten gerade gelegen. Am 3. Januar 1648 erhob ſich Cromwell im Unterhauſe und ſprach: „Die Stunde iſt gekommen, wo das Parlament regieren und das Königreich allein retten muß. Diejenigen, welche euch bisher mit ihrem Blute vertheidigt haben, werden es auch ferner thun. Erkläret ihr euch nicht entſchieden, ſo wird das Heer ſich verrathen und verkauft glauben. Ueberlaßt es nicht ſeiner Verzweiflung, andere Mittel ſeiner Sicherheit zu ſuchen, als euch anzuhangen! Denn welche Folgen ein ſolcher Entſchluß für euch haben würde, zittere ich zu denken

und überlasse ich euch zu beurtheilen.“ Er legte die Hand an's Schwert und setzte sich nieder. Die Gemäßigten waren von Schrecken gelähmt, und es ward beschlossen: da Karl die Gesetze, welche allein die Ruhe des Reichs herstellen könnten, verworfen habe, so müsse das Parlament die Regierung auf die möglichst beste Weise anordnen; es solle mit dem Könige nicht weiter verhandelt werden, und wer dazu Versuche mache, habe die Strafe des Hochverraths zu erwarten.

Wenige Tage darauf verließen Fairfax und Cromwell die Hauptstadt, um die Aufständischen zu Paaren zu treiben. Sie theilten ihre Streitkräfte. Fairfax übernahm es, die Unruhen in der Umgegend von London und in Wales zu dämpfen, und Cromwell brach gegen den Norden auf. Beide waren glücklich. Cromwell hatte allerdings das schwerste Stück Arbeit; aber er fühlte sich seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Er war kurz vorher einer durch die Levellers angezettelten Soldatenmeuterei Herr geworden, und durch die Geistesgegenwart und Strenge, die er bei dieser Gelegenheit bewiesen, hatte er sein Ansehen im Heere neu befestigt. Er konnte auf die unbedingte Ergebenheit seiner Truppen rechnen, und so bedachte er sich nicht, obgleich er nur 9000 Mann stark war, die dreimal stärkere Uebermacht der Schotten und Cavaliere am 19. August 1648 bei Preston anzugreifen. Die Eifersucht unter den

Verbündeten erleichterte ihm das Spiel. Die ſchottiſchen Presbyterianer ſahen ruhig zu, wie Cromwell die Cavaliere ſchlug, und als ſich der Sieger auch auf ſie warf, ſuchten ſie ihr Heil im Rückzug, wobei ein ſchottiſcher Heerhaufen nach dem andern vernichtet ward. Zahlreiche Gefangene, darunter die feindlichen Befehlshaber Graf Hamilton und Sir Marmaduke Langdale, fielen in Cromwell's Hände; die königliche Armee war total zerſprengt. Dieſer entſcheidende Schlag entmuthigte auch die Royaliſten in England und Wales, und Fairfax wurde es leicht, die Ruhe überall herzuſtellen. Siegestrunken kehrten die beiden Heere nach London zurück; aber laut und energiſch ſcholl nun auch ihre Forderung, den König zu beſtrafen und damit die Quelle des Bürgerkriegs zu verſtopfen. Beinahe alle Regimenter gaben Bittſchriften in dieſem Sinne ein.

Das Parlament zauderte. Die immer noch übermächtigen Presbyterianer hätten es nicht gern zum Aeußerſten kommen laſſen. Zum Letztenmale machten ſie dem Könige Vergleichsvorſchläge. Eine ihrer Hauptbedingungen war die Anerkennung der presbyterianiſchen Kirchenverfaſſung. Aber Karl, feſtgerannt in ſeine biſchöflichen Anſichten, mochte nichts von dieſer Verfaſſung wiſſen und wollte ſie höchſtens auf drei Jahre zugeſtehen. Fünfzehn Parlamentsmitglieder verfügten ſich perſönlich zu ihm, um ſeinen ſtarren Sinn zu beugen. Hollis,

der während der Abwesenheit des Heeres sammt den übrigen ausgeschlossenen Deputirten zurückgerufen worden war, beschwor den König auf den Knieen, die Bedingungen ohne Zögern anzunehmen; es handle sich nicht mehr blos um seine Rechte, sondern um die Rettung der ganzen Verfassung, um die Sicherstellung des Volkes vor militärischer Willkührherrschaft. Umsonst; der König hatte wieder neue Luftschlösser auf den schwankenden Grund geheimer Verbindungen mit den irischen Katholiken gebaut. Unverrichteter Sache kehrten die Abgeordneten heim.

Die Independenten waren höchst ungehalten über die versöhnliche Gesinnung des Parlaments, und um alle weiteren Unterhandlungen abzuschneiden, ließ Fairfax den König durch eine Soldatenabtheilung von der Insel Wight wegholen und auf das Schloß Hurst bringen, das auf einem einsamen Felsen am Meere lag. Hier stand er unter strengster militärischer Aufsicht. Das Parlament glaubte diesen Schritt nicht dulden zu dürfen. Es mißbilligte das Verfahren des Generals und erklärte, die Bewilligungen des Königs gäben eine hinreichende Grundlage zur künftigen Anordnung der Verfassung. Das war den Independenten zu viel. Cromwell zögerte nicht länger, mit Gewalt einzuschreiten. Auf seine Anordnung besetzte Oberst Pride am 7. September 1648 mit zwei Regimentern die Zugänge

zum Unterhauſe und ſtieß alle Presbyterianer und Königlichgeſinnte, im ganzen 143 Perſonen, aus dem Parlamente aus. Man nannte dieſe Scene „die Reinigung des Oberſten Pride.“ Hiermit war die Herrſchaft der Indepenbenten geſichert und das Schickſal des Königs entſchieden.

Durch eine neue Vorſtellung des Kriegsrathes angefeuert, beſchloß das Parlament, das nun blos noch aus entſchiedenen Republikanern zuſammengeſetzt war, den Monarchen auf den Tod anzuklagen, weil er ſich ſeinem Parlamente mit Waffengewalt widerſetzt und ſo des Hochverraths ſchuldig gemacht habe. Als das Oberhaus hiezu ſeine Zuſtimmung verſagen wollte, erklärten die Gemeinen: ſie ſelber ſeien genug, weil die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt bei dem Volke zu ſuchen ſei, deſſen alleinige Stellvertreter ſie wären. Karl ward hierauf von Hurſt abgeholt, erſt nach Windſor, dann nach Whitehall geführt, und das Unterhaus ernannte einen hohen Juſtizhof, um ihn zu richten. Derſelbe beſtand zum Theil aus Parlamentsmitgliedern, zum Theil aus Offizieren, Rechtsgelehrten und einigen andern Männern, welche kein Amt in der Staatsverwaltung bekleideten. Die Zahl der ernannten Richter betrug 133; aber es fanden ſich nur 63 ein, lauter Indepenbenten, Leveller und Republikaner. Unter ihnen bemerkte man Pym, Haslerig, Harry Martin, Harry Vane,

Saint-John, ferner Cromwell, Ireton, Harrison und mehrere andere Kriegshäupter. General Fairfax war weggeblieben. Als Ankläger fungirte der Generalanwalt Coke, als Präsident des Gerichtshofes der Advokat John Bradshaw, ein Mann von strengen Sitten und hoher Begeisterung für die republikanischen Ideen.

Am 20. Januar 1649 begann unter ungeheurem Zudrange des Volks das Verhör Karl Stuart's (wie der König in der Anklageacte genannt wurde) und am 27. Januar ward er „als überwiesener Tyrann, Verräther, Mörder und öffentlicher Feind der Nation" verurtheilt, durch das Beil vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Nach ausgesprochener Sentenz verstattete man ihm nur noch drei Tage bis zur Vollstreckung derselben.

So viele Fehler und Unwürdigkeiten sich Karl auch während seiner Regierung hatte zu Schulden kommen lassen, so würdig und entschlossen zeigt er sich in seinen letzten Augenblicken. Die wenigen Stunden, die ihm noch vergönnt waren, brachte er im Gebete zu und in Gesprächen mit Juxon, dem Bischofe von London. Noch in der letzten Nacht erquickte ihn der sanfteste Schlaf. Am 30. Januar 1649, seinem Todestage, stand er früh auf, legte seine kostbarste Kleidung an, nahm von seinen beiden jüngsten Kindern, der zwölfjährigen Prin-

zeſſin Eliſabeth und dem achtjährigen Herzoge von Gloceſter, herzlichen Abſchied, empfing von dem Biſchofe Juxon das Abendmahl und trat dann, begleitet von eben dieſem Biſchof und dem Oberſten Tomlinſon, den Weg zur Blutbühne an, welche unmittelbar am Schloſſe von Whitehall errichtet war. Durch eine in die Mauer geſchlagene Oeffnung trat der König heraus. Ringsum wogte eine unzählbare Volksmenge; aber mehrere Reiter- und Fußregimenter hielten die Haufen in weiter Entfernung. Karl, der anfangs das Volk hatte anreden wollen, ſah, daß ſeine Stimme den Raum nicht ausfüllen könne, und begnügte ſich daher, einige wenige Worte an ſeine Umgebung zu richten, worin er ſeine Anhänglichkeit an das reine Chriſtenthum betheuerte, ſeinen Gegnern verzieh und ſich wegen des ihm Schuld gegebenen Hochverraths kurz und bündig vertheidigte. „Ich habe," ſchloß er, „eine gute Sache und einen gnädigen Gott; mehr will ich nicht ſagen." Darauf unterſuchte er den Block, ob er feſtſtehe, und kniete nieder, während der Biſchof ſagte: „Jetzt iſt nur noch ein Schritt übrig; er iſt hart und ſchmerzlich, aber kurz; er trägt Sie von der Erde zum Himmel; Sie vertauſchen eine irdiſche gegen eine ewige Krone." Ein Scharfrichter mit einer Maske trennte den Kopf mit einem Hiebe vom Körper, worauf ein andrer, ebenfalls verlarvt, das abgeſchlagene Haupt bei den Haaren ergriff

und es dem Volke mit den Worten zeigte: „Dies iſt der Kopf eines Verräthers.“ In tiefem Schweigen ſtand das Volk da. Viele eilten, ihre Tücher in das Blut zu tauchen; aber zwei ſtarke Reiterabtheilungen zerſtreuten die Menge nach verſchiedenen Seiten. Cromwell, der dem Schauſpiel aus einem Fenſter zugeſehen, ſagte ruhig zu den Umſtehenden: „Nun iſt die Religion gerettet und die Freiheit von Tauſenden gegründet. Die Grundpfeiler der engliſchen Republik ſind befeſtigt. Laßt uns jetzt unſer Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen und die Ruhe von außen zu erhalten.“

Die königliche Leiche ward in den Palaſt zurückgetragen, einbalſamirt, in einen bleiernen Sarg gelegt und am 9. Februar von dem Biſchofe Juron und einigen Edelleuten in der Georgscapelle zu Windſor beigeſetzt. Die Inſchrift des Sarges lautete einfach: König Karl 1649. — Alle Könige, alle Großen der Welt ſollten auf dieſen Sarg ihre Eide der Treue für Recht und Freiheit ſchwören; der Schatten des Enthaupteten würde ihnen ein ſtummes und doch ſo beredtes Amen zuwehen.

Es iſt bei den meiſten Geſchichtſchreibern Sitte geworden, die Hinrichtung Karl's als eine entſetzliche Ungerechtigkeit, als eine beiſpielloſe Schandthat hinzuſtellen, und ſelbſt Rotteck kann ſich einer Anwandlung von Ent-

rüſtung nicht entſchlagen. Eine unbefangene Würdigung der Thatſachen lehrt jedoch, daß die Ungerechtigkeit hierbei weniger groß war, als die Härte, und daß Karl's Richter, wenn auch aller Milde und Großmuth baar, doch nicht den Namen „Böſewichter" verdienen, den ihnen Rotteck beilegt. Karl fiel als ein Opfer ſeiner despotiſchen Unterdrückungsſucht, ſeines Trotzes und ſeiner Treuloſigkeit. Er hatte die Freiheit, die Ehre, das Glück ſeines Volkes auf die Spitze des Schwertes geſetzt, und da er das gewagte Spiel verlor, ſo war es nicht zu verwundern, daß er auch durch das Schwert umkam. Denn in einer leidenſchaftlich bewegten Zeit iſt Unterliegen und Sterben ein Begriff. Gewiß, auch wir beklagen Karl's blutigen Ausgang; aber wir finden ihn nicht wunderbar, nicht außer Zuſammenhang mit Karl's Vergangenheit. — Wie dem auch ſei, nachdem der König todt war, wurde England zur Republik erklärt. Das Parlament, in das jetzt die früher ausgeſtoßenen Mitglieder wieder eintraten, erhielt die unumſchränkte, geſetzgebende Gewalt; das Oberhaus wurde als unnütz und ſchädlich vernichtet und das Königthum für immer abgeſchafft. Die Bildſäule Karl's des Erſten ſtürzte man um und das Fußgeſtell verſah man mit der Inſchrift: Exiit tyrannus, regum ultimus (Dahin iſt der Tyrann; er war der letzte König). Das neue große Reichsſiegel bekam die Umſchrift: „Im er-

sten Jahre der durch Gottes Segen hergestellten Freiheit" (1649). Ein Vollziehungsrath von 38 Mitgliedern leitete die Administration.

Den unmündigen Kindern Karl's des Ersten, der Prinzessin Elisabeth und dem Herzog von Gloceſter, that man nichts zu leide. Man schickte sie nach Paris zu ihrer Mutter. Der Kronprinz, der nach seines Vaters Tode von seinen Anhängern den Königstitel bekam und sich Karl II. nannte, lebte abwechselnd in Holland und Frankreich, arm und verlassen. Die Stuarts schienen gänzlich beseitigt. Aber noch waren die Kämpfe mit ihnen nicht zu Ende. Das alte System gab sich noch nicht besiegt; es machte wiederholt verzweifelte Anstrengungen, die neue Ordnung der Dinge zu erschüttern.

In Schottland tauchte plötzlich wieder der unermüdliche Montrose auf und erhob noch einmal die Fahne für das Königthum. Aber bei Corbiesdale von den Parlamentstruppen unter Leslie besiegt, endete er am 21. Mai 1650 zu Edinburg am Galgen. In Irland brachte es ein anderer Royalist, der Marquis von Ormond, dahin, daß Karl II. zum König ausgerufen und er selbst als dessen Statthalter anerkannt wurde. Die Unterdrückung dieses Aufstandes übertrug das Parlament dem bewährten Cromwell. Mit 12000

Mann landete derſelbe an der iriſchen Küſte, eroberte mit ſtürmender Hand die beiden Hauptwaffenplätze des Aufruhrs, Drogheda und Werford, übte an den Empörern blutige Strenge und erſtickte durch das Entſetzen, das vor ihm herging, die Energie der royaliſtiſchen Bewegung. Ehe ſechs Monate vergingen, war Irland beruhigt. Die ergebenſten Anhänger des Königthums, mehr als 30,000 Perſonen, wanderten aus.

Inzwiſchen hatte ſich in Schottland durch die Umtriebe Karl's II. und ſeiner Agenten ein neues Gewitter zuſammengezogen. Die Schotten, welche ſich mit den republikaniſchen Doctrinen nicht recht befreunden konnten und eine eingeſchränkte Monarchie für die beſte Staatsform hielten, waren mit Karln in Unterhandlungen getreten. Dieſer, weniger hartnäckig, als ſein Vater, ging alle Bedingungen, die man ihm vorlegte, ein, und als er ſich ſogar bereit erklärte, den Covenant anzunehmen, riefen ihn die Presbyterianer ohne Weiteres zum König aus und luden ihn ein, nach Edinburg zu kommen. Karl folgte der Einladung, landete mit ſieben holländiſchen Schiffen an der ſchottiſchen Küſte, hörte geduldig alle Vermahnungspredigten der presbyterianiſchen Geiſtlichen an und begnügte ſich vor der Hand mit dem Schatten der Majeſtät. Dafür ſtellte ihm die ſchottiſche Nation eine Armee von 32,000 Mann zur

Verfügung, die unter der Führung des erfahrenen Leslie ſtand.

Die republikaniſche Regierung von England fühlte in dieſer Bedrängniß das Bedürfniß, raſch zu handeln. Sie trug dem General Fairfax das Commando gegen die Schotten an. Dieſer aber, bei dem ſich ſeit dem Tode des Königs Gewiſſensſcrupel regten, lehnte den Oberbefehl ab. Nun blieb Niemand übrig, als Cromwell, das ſtets ſchlagfertige Schwert der Republik. Cromwell war auch ſogleich bereit, dem Rufe des Parlaments zu gehorchen. Er übergab die Regierung Irlands dem thatkräftigen Ireton und rückte mit 16,000 Mann in Schottland ein. Doch vergebens ſuchte er ſeinen alten Waffengefährten und nunmehrigen Feind Leslie, der ſich zwiſchen Leith und Edinburg verſchanzt hatte, zu einer entſcheidenden Schlacht zu bringen. Der ſich entſpinnende kleine Krieg war ſeinem Heere ſo gefährlich, daß er ſchon im Begriff ſtand, zur See nach England zurückzukehren, als ſich Leslie durch das Drängen der in ſeinem Lager befindlichen Geiſtlichen verleiten ließ, die Hügel von Lammermuir, die er beſetzt gehalten, zu verlaſſen und dem republikaniſchen Heere, das in der Nähe der Stadt Dunbar lagerte, ein Treffen anzubieten. Cromwell, der ſchon ſeit mehreren Stunden mit ſeinen Hauptleuten betete, traute ſeinen Augen kaum,

als er die Bewegung der Schotten gewahrte. Freudig rief er aus: „Sie kommen herab; der Herr hat sie in unsere Hände gegeben; lasset den Herrn sich erheben und seine Feinde zerstreuen!“ Eilig traf er die Anordnungen zur Schlacht, die sich nun in der Ebene von Dunbar entwickelte. Es war am 3. September 1650. Cromwell's Siegesahnungen bestätigten sich. Die Schotten wurden auf's Haupt geschlagen; sie verloren 9000 Gefangene und 3000 Todte. Ohne Widerstand rückte hierauf Cromwell in Leith und Edinburg ein. Doch spielte er hier nicht den rauhen, schonungslosen Sieger, wie in Irland. Im Gegentheil, er vermied mit Sorgfalt jeden Anschein von Uebermuth. „Nicht ihm,“ erklärte er, „gebühre die Siegesehre, sondern dem Allmächtigen, in dessen Hand er nur ein schwaches Werkzeug sei; Gott habe seinen Arm erhoben und seine Sache gerächt.“ Eine solche Sprache konnte bei einem so frommen Volke, wie die Schotten, ihres Eindrucks nicht verfehlen. Man fing an, in der Niederlage von Dunbar ein Gottesgericht zu sehen. Doch noch kam es zu keinem allgemeinen Abfalle von Karl's Sache.

Karl Stuart seinerseits war durch den Stoß, den seine Partei bei Dunbar erhalten, zwar in seinen Plänen zurückgeworfen, aber nicht vernichtet worden. Es blieb ihm immer noch eine hinlängliche Truppenmacht,

um ſich in den weſtlichen Provinzen zu behaupten. So wehten in dem einen Theile Schottlands die republikaniſchen, in dem andern die königlichen Fahnen. Mitten unter dem Geräuſche der Waffen ſchritten die Royaliſten zur Krönung des Prätendenten; ſie ſollte ihrer Sache in den Augen des Volkes gewiſſermaßen die Weihe geben. Am 1. Januar 1651 fand die Ceremonie in der Kirche zu Scone ſtatt. Karl Stuart, mit der Krone ſeiner Väter geſchmückt, ſchien ſich durch Kühnheit derſelben würdig machen zu wollen. Während Cromwell, kaum von einer gefährlichen Krankheit geneſen, nach Perth vordrang, beſchloß er, in deſſen Rücken einen Einfall in England zu machen. Nur 11,000 Streiter begleiteten ihn bei der gewagten Unternehmung; in England ſtießen noch 1000 Cavaliere zu ihm. Auf dieſe Nachricht theilte Cromwell ſeine Armee. Den General Monk ließ er mit 8000 Mann in Schottland zurück; die Generale Lambert und Harriſon ſchickte er mit der geſammten Reiterei, 6000 Mann ſtark, zur Verfolgung des Feindes voraus; er ſelbſt folgte in möglichſter Schnelligkeit mit 10,000 Mann Fußtruppen. Bei Worceſter vereinigte er ſich mit ſeiner Vorhut und zog die ihm vom Parlament geſandten Verſtärkungen an ſich, ſo daß er 30,000 Krieger unter ſeinen Befehlen hatte. Unverweilt griff er nun den Prinzen an und ſchlug ihn bis zur Vernichtung. Die Royaliſten flohen in wilder

Unordnung. Karl ſelbſt verſchwand, ohne daß man wußte, wohin. Später erfuhr man, daß er längere Zeit verkleidet in England umhergeirrt, bis es ihm endlich gelungen war, nach Frankreich zu entkommen.

Mit dem Siege bei Worceſter, welcher am Jahrestage der Schlacht bei Dunbar, am 3. September 1651, erfochten wurde, war die nächſte Zukunft der Republik geſichert. Der Genius der Revolution, der in Cromwell verkörpert erſchien, hatte alle ſeine Feinde zerſchmettert, und kaum verkündeten noch einige ohnmächtige Zuckungen das Vorhandenſein einer königlichen Partei. Aber die glänzenden Erfolge des republikaniſchen Feldherrn hatten dieſen ſelbſt auf eine Höhe gehoben, daß er anfing, der Freiheit gefährlich zu werden. Wenn man auf einem gewiſſen Punkte angekommen iſt, will man allein ſein. Das Parlament erkannte ſehr bald, daß es einen Herrn geſtürzt hatte, um ſich einem andern Herrn zu unterwerfen. Es arbeitete nun daran, dieſem den Stützpunkt, das Heer, zu entziehen, indem es daſſelbe zu vermindern beſchloß. Das Heer ließ ſich aber nicht auflöſen, und als das Parlament ſolchem Ungehorſam mit der Strafe des Hochverraths drohte, vergriff ſich Cromwell an der Majeſtät der Nation und ſprengte am 20. April 1653 den geſetzgebenden Körper auseinander. So endete das lange Parlament, das dreizehn Jahre beiſammen geweſen war.

Eine Erklärung des Landheers und der Flotte billigte Cromwell's That. Hiermit war die Gewaltherrschaft dieses verwegenen und glücklichen Soldaten proclamirt. Der General eilte, seine Macht zu befestigen. Er ernannte einen Staatsrath, der unter seinem Vorsitz aus 4 Rechtsgelehrten und 8 Offizieren bestand; die Berufung eines neuen Parlaments sollte folgen. In der That trat dieses neue Parlament am 4. Juli desselben Jahres zusammen. Es zählte im Ganzen 140 Deputirte, die jedoch nicht aus der freien Wahl der Gemeinden hervorgegangen, sondern durch den Willen des Staatsraths zu ihrer Stellung berufen waren. Bei der Auswahl hatte man weniger auf staatsmännische Fähigkeiten, als auf religiösen Fanatismus gesehen, weil Cromwell mit dessen Hülfe seine ehrgeizigen Pläne leichter auszuführen hoffen durfte. Und so waren es denn lauter Begeisterte und Heilige, welche diesmal die Nation vertreten sollten, übrigens Männer ohne Bildung und ohne Erfahrung in den Regierungsgeschäften, zum größten Theile Handwerker. Schon die Vornamen, welche sich viele derselben als „Wiedergeborene in dem Herrn" gegeben, zeigten ihre pietistische Richtung an. Einer unterschrieb sich Machfriede Heaton, ein Andrer Tödtedieſünde Pimple, ein Dritter Stehefeſtinderhöhe Stringer, ein Vierter Weinenicht Billing, ein Fünfter Kämpfedengutenkampfdesglaubens White, ein Sechster Wäre-

christusnichtfürunsgestorbensowärenwirverdammt Barebone ꝛc. *)

Die Rede, womit Cromwell diese Versammlung eröffnete, war vollkommen dem Ideenkreise ihrer Mitglieder angepaßt. „Wir sind berufen," hieß es darin, „zu dem Kriege des Lamms mit seinen Feinden; wir sind angelangt an der Schwelle des Eingangs bei dem äußersten Saume der Verheißungen und Prophezeiungen. Gott hat sich erhoben, sein Volk aus den Tiefen zu erretten und Juda heimzuführen in seine Sitze. Gott erschüttert die Berge und sie taumeln. Gott hat auch einen hohen Hügel; sein Hügel ist wie der Hügel von Basan, und der Wagen Jehovahs sind zwanzigtausend Engel, und Gott wird wohnen auf diesem Hügel immerdar."

Denselben Charakter, wie diese Rede, trugen denn auch die Zusammenkünfte des neuen Parlaments. Sie glichen mehr puritanischen Conventikeln, als Staatsversammlungen. Gleich der folgende Tag ward nach dem damaligen Ausdruck angewendet, „den Herrn zu suchen," und ununterbrochen von 6 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends wurde gebetet und gepredigt. Jede Sitzung eröffneten lange Anrufungen Jehovahs und endeten sie; man hörte nichts als Anspielungen und

*) Letzteren nannte das Volk der Kürze wegen „den verdammten Barebone."

sten Jahre der durch Gottes Segen hergestellten Freiheit" (1649). Ein Vollziehungsrath von 38 Mitgliedern leitete die Administration.

Den unmündigen Kindern Karl's des Ersten, der Prinzessin Elisabeth und dem Herzog von Gloceſter, that man nichts zu leide. Man schickte sie nach Paris zu ihrer Mutter. Der Kronprinz, der nach seines Vaters Tode von seinen Anhängern den Königstitel bekam und sich Karl II. nannte, lebte abwechselnd in Holland und Frankreich, arm und verlassen. Die Stuarts schienen gänzlich beseitigt. Aber noch waren die Kämpfe mit ihnen nicht zu Ende. Das alte System gab sich noch nicht besiegt; es machte wiederholt verzweifelte Anstrengungen, die neue Ordnung der Dinge zu erschüttern.

In Schottland tauchte plötzlich wieder der unermüdliche Montroſe auf und erhob noch einmal die Fahne für das Königthum. Aber bei Corbiesdale von den Parlamentstruppen unter Leslie besiegt, endete er am 21. Mai 1650 zu Edinburg am Galgen. In Irland brachte es ein anderer Royalist, der Marquis von Ormond, dahin, daß Karl II. zum König ausgerufen und er selbst als dessen Statthalter anerkannt wurde. Die Unterdrückung dieſes Aufstandes übertrug das Parlament dem bewährten Cromwell. Mit 12000

Mann landete derſelbe an der iriſchen Küſte, eroberte mit ſtürmender Hand die beiden Hauptwaffenplätze des Aufruhrs, Drogheda und Wexford, übte an den Empörern blutige Strenge und erſtickte durch das Entſetzen, das vor ihm herging, die Energie der royaliſtiſchen Bewegung. Ehe ſechs Monate vergingen, war Irland beruhigt. Die ergebenſten Anhänger des Königthums, mehr als 30,000 Perſonen, wanderten aus.

Inzwiſchen hatte ſich in Schottland durch die Umtriebe Karl's II. und ſeiner Agenten ein neues Gewitter zuſammengezogen. Die Schotten, welche ſich mit den republikaniſchen Doctrinen nicht recht befreunden konnten und eine eingeſchränkte Monarchie für die beſte Staatsform hielten, waren mit Karln in Unterhandlungen getreten. Dieſer, weniger hartnäckig, als ſein Vater, ging alle Bedingungen, die man ihm vorlegte, ein, und als er ſich ſogar bereit erklärte, den Covenant anzunehmen, riefen ihn die Presbyterianer ohne Weiteres zum König aus und luden ihn ein, nach Edinburg zu kommen. Karl folgte der Einladung, landete mit ſieben holländiſchen Schiffen an der ſchottiſchen Küſte, hörte geduldig alle Vermahnungspredigten der presbyterianiſchen Geiſtlichen an und begnügte ſich vor der Hand mit dem Schatten der Majeſtät. Dafür ſtellte ihm die ſchottiſche Nation eine Armee von 32,000 Mann zur

Fünf Jahre nur war es Cromwelln noch vergönnt, zu herrſchen. Aber er that in dieſen fünf Jahren mehr, als mancher unfähige König in fünfzig. Es iſt wahr, er regierte etwas gewaltſam und griff, um ſeine Pläne durchzuſetzen, mehrmals zu dem Mittel der Parlamentsauflöſung. Aber deſſenungeachtet darf nicht verkannt werden, daß er ſich um England außerordentlich verdient gemacht hat. Sollte das Land einmal einen Herrn haben, ſo war Cromwell gewiß der tüchtigſte; er wog mehr, als zehn Stuarts. Groß als Feldherr, zeigte er ſich noch größer als Regent. Durch die Navigationsacte hob er, Eliſabeth's Werk fortſetzend, England's Schiffahrt und Handel auf eine niegekannte Höhe, und durch die glücklichen Kriege, die er mit Holland, Spanien und Portugal führte, erwarb er zu den bereits vorhandenen Colonien die wichtigſten überſeeiſchen Beſitzungen. Nie war der brittiſche Name geachteter und gefürchteter geweſen, als unter Cromwell. Die mächtigſten Monarchen buhlten um ſeine Freundſchaft. Dabei widmete er den innern Angelegenheiten die hingebendſte Aufmerkſamkeit. Er vereinigte Schottland mit England und hielt mit ſtarker Hand in allen drei Reichen die Ruhe aufrecht, ſo daß Kunſt und Gewerbfleiß ungeſtört ſich entwickeln konnten. Rechtlichkeit und Sparſamkeit in Bezug auf die Verwaltung des Staatseinkommens, pünktliche Bezahlung der Armee, Beſe-

zung der Richterämter mit rechtschaffenen Männern ohne Ansehen ihrer politischen Meinung, Toleranz in Religionssachen, alles dies war Cromwell's angelegentlichste Sorge. Er selbst lebte einfach und mäßig. Trotzdem war seine Lage nichts weniger als glücklich zu nennen. Liebte ihn auch das Volk, so haßten ihn doch der Adel und der Priesterstand. Beständig hatte er mit den Parteien zu kämpfen. Bald waren es die Royalisten, bald die puritanischen Fanatiker, die ihm nach dem Leben trachteten. Er schlief jede Nacht in einem andern Zimmer und trug ein Panzerhemd. Den Verschwörungen gegenüber, befand er sich immer in der Nothwendigkeit, etwas zu wagen; er wagte und gewann. Oft sah er sich zu strengen Maaßregeln genöthigt; doch nie übte er unnütze Gewalt; er liebte die Gerechtigkeit. In seinen letzten Lebensjahren quälte ihn der Gedanke, unerlaubte Mittel zur Erlangung des Standpunktes gewählt zu haben, den freilich in jenem Zeitalter einzunehmen Niemand würdiger als er war. Sein unglückliches Verhältniß als Usurpator verurtheilte ihn zu ewiger Unruhe, die ihn endlich aufrieb. Er starb, 59 Jahre alt, am schleichenden Fieber, fürchtend in die Hölle zu kommen, doch auf Gnade hoffend. Sein Todestag, der 3. September 1658, war zufällig der Jahrestag seiner Siege bei Dunbar und Worcester.

Cromwell hinterließ zwei Söhne. Der ältere, Ri-

chard, folgte ihm in der Protectorswürde; der jüngere, Harry, wurde Gouverneur von Irland. Aber Richard Cromwell hatte nicht den Geist seines Vaters geerbt. Er war sanft, weichlich und schwach. Unvermögend, das Heer im Zaume zu halten, und ohne den Ehrgeiz, dem die Hindernisse ein Sporn sind und der sich in den Aufregungen der Parteikämpfe berauscht, legte er schon am 25. Mai 1659 das Protectorat nieder und zog sich in den Privatstand zurück.

Eine Zeitlang wurde nun die höchste Gewalt von dem sogenannten Rumpfparlamente geübt, das aus 42 Personen bestand, den Ueberbleibseln des langen Parlaments. Aber bald zerfiel auch diese Behörde mit dem widerspenstigen Heere. Als sie es wagte, die Absetzung einiger einflußreichen Generale zu decretiren, hatte sie ihren letzten Athemzug gethan. Einer der Bedrohten, General Lambert, jagte die Abgeordneten auseinander. Lambert schien hierauf nicht übel Lust zu haben, die Rolle Cromwell's zu spielen. Dem widersetzten sich aber nicht nur die Bürger Londons, sondern auch mehrere Kriegshäupter selbst, namentlich Fairfax, der jetzt zum erstenmale wieder aus selbstgewählter Verborgenheit auftauchte, und Monk, der bisher in Schottland commandirt hatte. Lambert unterlag und wurde in den Tower gesperrt. Monk rückte mit zahlreichen Truppen in London ein, und unter seinem Schutze trat das

Rumpfparlament wieder zuſammen, doch nur, um am 16. März 1660 ſeine eigene Auflöſung auszuſprechen und neue Wahlen anzuordnen.

In der Zwiſchenzeit ſetzte ſich Monk, der bisher ſeine wahren Abſichten ſorgfältig verſchleiert hatte, mit Karl Stuart, der zu Breda in Holland lebte, in Verbindung. Karl verſprach Alles, was der General von ihm verlangte, und da die neuen Parlamentswahlen meiſt im royaliſtiſchen Sinne ausfielen, ſo wurde es Monk leicht, von den Vertretern der Nation die Zurückberufung Karl's auf den engliſchen Thron zu erwirken. Auf geſchehene Einladung langte der Prinz am 29. Mai 1660 — es war gerade ſein dreißigſter Geburtstag — in London an. Hier wurde er feierlich empfangen von den Behörden und, umjauchzt von einer leichtſinnigen Volkshefe, in den Palaſt ſeines Vaters geleitet. Der heimathloſe Abenteurer, den ein feindliches Schickſal lange in der ungaſtlichen Fremde umhergeworfen, war jetzt König eines ſchönen, großen Reichs und hieß Karl II. Welcher Wechſel!

So endete die erſte Revolution in England. Das Volk ſchien einen unnützen Kreislauf gemacht zu haben, indem es, dem Anſcheine nach, wieder auf demſelben Punkte angekommen war, von dem es ausgegangen, nämlich bei der unbeſchränkten Monarchie. Gleichwohl war zwiſchen dem England vor und dem England nach

der Revolution ein wesentlicher Unterschied. Die gewaltigen Erschütterungen der Revolutionsperiode hatten den Geist der Freiheit durch alle Schichten der bürgerlichen Gesellschaft verbreitet, und ob auch jetzt dieser Geist, von riesenhaften Anstrengungen erschöpft, in Schlummer gesunken war, so war doch sein Wiedererwachen unausbleiblich.

Karl II. ließ die Engländer bald bereuen, daß sie ihn zum Könige gemacht. Er erfüllte keine von den Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte. Zwar war er ein Herr von angenehmen Gaben und nicht ohne Talent, aber demohngeachtet ein schlechter Fürst, frivol, unstät, verschwenderisch, ohne Ehrliebe und Rechtsachtung, ungebessert durch die Drangsale seiner Jugend, uneingedenk des unglücklichen Vaters, nur dem Sinnengenuß und der Despotenlust hingegeben und gleichgültig für Volksglück. Seine ersten Regierungshandlungen waren Werke der Rache. Er ließ gegen die sogenannten Königsmörder, d. h. gegen alle Die, welche irgendwie bei dem Tode seines Vaters betheiligt gewesen, den Prozeß einleiten und mehrere derselben hinrichten. So kamen an einem Tage um's Leben: der Generalanwalt Coke, der General Harrison, die Obersten Axtell und Hacker, der Kaplan Hugh Peters und fünf Andere. Alle bestiegen muthig und gefaßt das Blutgerüst. Weit entfernt, Reue zu zeigen, rühmten

ſie ſich vielmehr ihres Antheils an dem Tode Karl's des Erſten als einer glorreichen That. General Lambert wurde auf die Inſel Guernſey verbannt; dies nannte man Gnade. Harry Vane dagegen mußte mit dem Leben büßen. Seine Hinrichtung fand auf demſelben Platze ſtatt, auf welchem vor einundzwanzig Jahren Strafford's Haupt gefallen war, zu deſſen Sturz er ein vorzügliches Werkzeug geweſen. Der berühmte Volkstribun ſtarb, wie er gelebt hatte, mit Ernſt und Würde; er bewahrte ſeine republicaniſche Geſinnung bis zum letzten Hauche. In Schottland verloren der Graf von Argyle und der Prieſter Guthrie die Köpfe. Selbſt an den Todten übte der niedrigdenkende König ſeine gemeine Rache. Die Leichname des Protectors Cromwell, des Generals Ireton und des Präſidenten Bradſhaw wurden aus ihren Grüften geriſſen, an den Galgen gehängt und dann unter demſelben eingeſcharrt. Wahrlich, nur ein Stuart war ſolcher Niederträchtigkeit fähig!

Hiernächſt ging es an die Unterdrückung des Puritanismus. Die Episcopalkirche erhielt ihre alten Rechte wieder, d. h. ſie wurde zur herrſchenden Kirche erklärt, und mit unmuthigem Erſtaunen ſah das Volk die verhaßten Biſchofsmützen zurückkehren. Ueber 1000 puritaniſche Geiſtliche mußten ihre Stellen verlaſſen, weil ſie das neue Geſetz nicht anerkannten, was alle Predi-

ger von den Biſchöfen abhängig machte und ſie der Ordination derſelben unterwarf. Was kümmerte es den leichtſinnigen König, daß er vor ſeiner Wiedereinſetzung volle Gewiſſensfreiheit zu gewähren verſprochen hatte! Jetzt, wo er die Macht hatte, ſcheute er ſich nicht, ſeine Eide zu brechen. Und wenn er nur noch ehrlich an der Episcopalkirche, für die er eine ſo große Vorliebe zur Schau trug, gehangen hätte! Aber er war ein Heuchler; er begünſtigte heimlich die katholiſche Lehre, in welcher er von ſeiner Mutter erzogen worden war. Sein Bruder, der Herzog von York, trat ſogar zum Katholicismus über, und Karl wäre jedenfalls ſeinem Beiſpiele gefolgt, wenn ihn nicht Rückſichten auf den Thron zurückgehalten hätten. Um aber wenigſtens etwas zu thun, erließ er das Toleranzedict, wodurch er den Katholiken große Freiheiten einräumte.

Die Religionsgefahr rüttelte endlich die Nation aus ihrer Schlafſucht auf. Ein Glück war es für England und die Welt, daß noch eine Seite, die des Glaubenseifers, empfindlich blieb, nachdem die Stimme der bürgerlichen Freiheit und Ehre ihre Kraft verloren. Episcopalen und Presbyterianer machten gemeinſchaftliche Sache im Parlamente. Der König mußte nachgeben und ſein Toleranzedict mit eignen Händen zerreißen. Damit noch nicht zufrieden, erließ das Parlament in derſelben Seſſion die Teſtacte, vermöge deren Jeder,

der ein öffentliches Amt bekleiden wollte, außer dem Eide der Treue, den er zu leiſten hatte, auch noch den Glauben an die Brodverwandlung im Abendmahle abſchwören mußte. Hierdurch waren die Katholiken von allen Aemtern ausgeſchloſſen. Der Herzog von York legte ſogleich ſeine Würde als Großadmiral der Flotten nebſt allen andern Stellen, die ihm vom Könige anvertraut waren, freiwillig nieder, noch ehe der Eid von ihm gefordert worden war, und machte dadurch ſeinen bis dahin geheim gehaltenen Uebertritt zur römiſchen Kirche bekannt.

Dieſe Entdeckung erregte die Beſorgniſſe des Parlaments von Neuem. Es drang in den König, den Herzog von York, ſo wie die katholiſch geſinnten Miniſter Arlington, Buckingham und Lauderdale aus ſeiner Nähe zu entfernen. Karl ſah ſich genöthigt, auch dies zu bewilligen. Außerdem mußte er ein Geſetz genehmigen, welches jedem Engländer, der in Verhaft genommen würde, Verhör und Urtheil in möglichſt kurzer Zeit zuſicherte. Das iſt die berühmte Habeas-corpus-Acte, ein wichtiger Theil der engliſchen Freiheit.

Trotz allen Vorkehrungen des Parlaments gewannen aber die Jeſuiten immer mehr Boden und der König neigte ſich, je älter er wurde und je mehr ihn die Wolluſt ausmergelte, immer mehr auf ihre Seite. Es konnte nicht fehlen, daß das Volk hierüber im höchſten

Grade unruhig wurde. Das allgemein verbreitete Mißtrauen gegen die katholischen Bestrebungen nahm endlich Form und Gestalt an. Die Aussagen eines gewissen Titus Oates schufen das Schreckbild einer großen Katholikenverschwörung, welche die Ermordung des Königs zum Zweck habe, um den Herzog von York auf den Thron zu heben. Protestantischerseits glaubte man die schauerliche Mähr oder stellte sich wenigstens an, sie zu glauben, und — ob schuldig oder unschuldig — die am meisten dabei compromittirten Personen, darunter Graf von Stafford und einige Jesuiten, wurden hingerichtet.

Dafür rächte sich der König, indem er bald darauf mehrere der ausgezeichnetsten Vertheidiger der Freiheit in einen Hochverrathsprozeß verwickelte und auf's Schafott schickte. Mit tiefem Schmerze sah das Volk seine heldenmüthigen Freunde, Lord Russell und Algernon Sidney, auf dem Blutgerüste sterben. Graf Essex tödtete sich im Kerker; Shaftesbury und Lord Grey flohen auf den Continent und Hampden, ein Enkel des berühmten Revolutionsmannes, konnte seine Freiheit nur mit 40,000 Pfund Sterling erkaufen. Gewaltthätigkeit und Erpressung traten jetzt vollkommen an die Stelle der constitutionellen Regierung. Die Furcht vor der Wiederkehr der Revolution hielt die Nation im Gehorsame, und den Freigesinnten blieb kein gesetzliches

Mittel des Widerſtrebens mehr. Den großen Städten wurden ihre Freiheitsbriefe genommen; nur gegen ſchweres Geld und unter ſehr beſchränkenden Bedingungen erhielten ſie dieſelben zurück. Kein Heil erſchien mehr als in der Gnade des Hofes. Alles Recht wich der übermüthigen Gewalt.

Nur in Schottland ſtieß die Tyrannei auf einen heldenſinnigen Widerſtand. Empört über die Abſchaffung des Covenants und die gewaltſame Einführung der Episcopalverfaſſung, erſchlugen die Camerouianer, eine begeiſterte Presbyterianerſecte, den fanatiſchen Erzbiſchof Sharp, und erklärten Karln aller ſeiner königlichen Rechte für verluſtig. Aber von der Uebermacht erdrückt, mußten ſie ſich beugen oder ſterben. Die ſiegende Partei berauſchte ſich in blutigen Orgien.

Was ſonſt noch von Karl's Regierung zu berichten, iſt eben ſo unrühmlich. Er vertrieb den harmloſen Richard Cromwell, des großen Protectors Sohn, aus England, ſtieß einen großen Theil der verdienteſten Offiziere in's Elend, führte Krieg mit Holland, aber ohne Glück, verkaufte das wichtige Dünkirchen für 400,000 Pfund an Frankreich, nahm überhaupt von dem franzöſiſchen Könige fortwährend Beſtechungsſummen an und opferte dafür die koſtbarſten Nationalintereſſen. Fünfundzwanzig Jahre dauerte die Herrſchaft dieſes verderblichen Fürſten. Endlich machte er ſeinen

Unterthanen die Freude, zu sterben (am 6. Februar 1685). Er verschied in der Gemeinschaft der alleinseligmachenden Kirche. Ein katholischer Priester empfing seine letzte Beichte, reichte ihm den Leib des Herrn und ertheilte ihm die letzte Oelung.

Da Karl II. keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein Bruder, der Herzog von York, unter dem Namen Jakob II. in der Regierung. Die Protestanten zitterten, als sie diesen eifrigen Katholiken auf dem Throne sahen, und sie hatten Ursache dazu. Denn Jakob, keck und schaamlos auf der von seinem Bruder begonnenen Tyrannenbahn fortschreitend, machte jetzt offene Anstalten zu gänzlicher Unterdrückung des Protestantismus, zu völliger Zertrümmerung der noch vorhandenen Reste politischer Freiheit und zu Wiederherstellung der unumschränkten Königsgewalt. Sein Halbbruder, der Herzog von Monmouth, stellte sich in England an die Spitze der Unzufriedenen; das Gleiche that Graf Argyle, der Sohn eines von Karl II. geschlachteten Opfers, in Schottland. Umsonst. Beide wurden besiegt und hingerichtet.

Jakob hielt hierauf für nöthig, durch Schrecken seinen Thron zu stärken, und so übte er durch seine schändlichen Werkzeuge, den Oberrichter Jefferies und den Obersten Kirke, gegen Monmouth's unglückliche Anhänger, oder die man willkührlich für solche erklärte, die blutigste Verfolgung. Viele wurden ohne Prozeß

getödtet, und wo ein gerichtliches Verfahren ſtattfand, da erpreßte man mit Drohungen von den Geſchwornen das Todesurtheil. Das ganze Land, ſagt der Geſchichtſchreiber Hume, war mit den Köpfen und Gliedmaßen der Schlachtopfer beſtreut.

Dem oberflächlichen Beobachter mochte es nun ſcheinen, als ob Jakob II. ſeinen Zweck erreicht habe. Die Nation, ihrer Freiheit durch ſeine Edicte beraubt, eingeſchüchtert durch ſeine Strenge, im Zaume gehalten durch eine ſtarke Waffenmacht und bei der geſteigerten Schärfe der Polizeiaufſicht zu jeder freien Bewegung unfähig, ja ſelbſt der Freiheitsgedanken faſt ſchon entwöhnt, bot dem Könige das angenehme Schauſpiel aſiatiſch-todter Ruhe und Unterwürfigkeit dar, das heißerſehnte Ziel der Stuarts. Der Thron, auf den Grundſäulen der abſoluten Gewalt befeſtigt, ſchien außer Gefahr der Erſchütterung. In dieſem Augenblicke ſtürzte er ein!

Die engliſchen Freiſinnigen hatten ihr Auge auf Jakob's Tochtermann, den Erbſtatthalter der vereinigten Niederlande, Wilhelm von Oranien, geworfen. Sie luden ihn ein, ihr Befreier und König zu werden. Wilhelm, ein helldenkender Mann und feſter Proteſtant, ſah ein, daß ein ſo wichtiges Reich wie England dem Proteſtantismus nicht verloren gehen dürfe. Ohne daher die verwandſchaftlichen Bande, die ihn mit Jakob II.

verknüpften, zu beachten, landete er am 5. November 1688 mit einer mäßigen Heeresmacht an Englands Küste. Und nun zeigte sich der allmächtige Einfluß der öffentlichen Meinung. Alles fiel von Jakob ab. Die Fessel der Unterthänigkeit, welche die Furcht, nicht die Liebe gewunden, zerriß schnell bei der Losung der Freiheit. Je härter man den Nationalwillen zusammengepreßt hatte, desto gewaltiger machte er sich Luft im ersten Augenblicke der Entfesselung.

Jakob floh zitternd über das Meer nach Frankreich und Wilhelm III., ein würdiger Enkel des großen Kämpfers für die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande, bestieg am 21. April 1689 den englischen Thron. Vorher aber hatte das Parlament eine Acte erlassen, die Declaration der Rechte genannt, in welcher die Verhältnisse der königlichen und der Volksgewalt genauer als sonst bestimmt wurden. Kraft dieser Declaration durfte der König die Vollstreckung der Gesetze nie hemmen, kein besonderes geistliches Gericht einsetzen und ohne Genehmigung des Parlaments weder Auflagen ausschreiben, noch ein Heer in Friedenszeiten unterhalten. Eben so wenig war es ihm gestattet, von einzelnen Gesetzen zu dispensiren, was Jakob z. B. in Beziehung auf den Testeid mehrfach gethan hatte. Die Wahlen zum Parlamente sollten frei sein und über die in den Sitzungen gehaltenen Reden kein Gerichtshof ur-

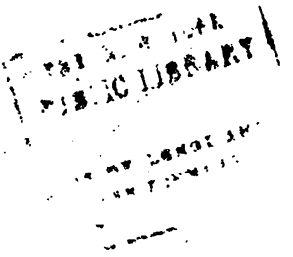
theilen dürfen, als die Volksvertreter ſelbſt. Beſagte Declaration der Rechte (bill of rights) iſt auch unter dem Namen der engliſchen Conſtitution bekannt und bildet die weſentliche Grundlage der noch jetzt beſtehenden Verhältniſſe zwiſchen Regierung und Volk in Großbritannien.

Dies war die zweite Revolution oder vielmehr die Fortſetzung und der Schluß der erſten. Die Engländer nennen ſie auch die glorreiche Revolution, weil kein Tropfen Blut dabei vergoſſen ward. In der Folge machten die Stuarts mehrmals Verſuche, das Königreich wieder für ſich in Beſitz zu nehmen; aber immer vergebens; der Unwille der Nation ſtieß ſie ſtets energiſch zurück. Sie verkümmerten endlich im Auslande.

Mit dem Katholicismus aber war es in England unwiderruflich vorbei. Die Episcopalkirche blieb die herrſchende Kirche, und keinem Machthaber fiel es je wieder ein, den Proteſtantismus auf irgend eine Weiſe zu gefährden. Eben ſo blieb die politiſche Freiheit fortan unangetaſtet, ſo daß die brittiſche Staatsverfaſſung ſich zu jenem ſtolzen Bau entwickeln konnte, der noch heut die Bewunderung aller europäiſchen Nationen iſt.

England war in dieſer Beziehung glücklicher, als Deutſchland. Dort ging die politiſche Befreiung mit der religiöſen Entwicklung Hand in Hand, während man hier nur auf dem religiöſen Gebiete Fortſchritte

machte, auf dem politiſchen Felde dagegen ungemein zurückblieb. Auf der einen Seite Männer, auf der andern Kinder, das waren die Deutſchen der damaligen Periode. Es kann gewiß als ein günſtiges Zeugniß für die praktiſche Tüchtigkeit des engliſchen Volkes betrachtet werden, daß unter demſelben zuerſt der Geiſt religiöſer Forſchung und Unterſuchung, wie er durch die Reformation geweckt worden war, mit Schärfe und Eindringlichkeit auch auf die politiſchen Verhältniſſe angewendet wurde. Beide Intereſſen verſchmolzen völlig in eins, und eben dieſer innigen Verbindung, dieſer ununterbrochenen Wechſelwirkung wegen mußten wir bei der Schilderung jener Epoche den politiſchen Ereigniſſen dieſelbe Aufmerkſamkeit widmen, wie der eigentlichen reformatoriſchen Bewegung. Wir glauben dies für diejenigen unſerer Leſer bemerken zu müſſen, welche der Meinung ſein ſollten, als hätten wir in vorſtehendem Capitel der Politik zu viel Platz eingeräumt.


PUBLIC LIBRARY

Naumburg's Kunstanstalt Lpzg

Ignatius Loyola.

Viertes Capitel.

Italien und der päpstliche Stuhl.

1555 — 1655.

Weh' dir, Europas Kanaan,
Das einen Brutus einst gezeugt
Und jetzt sich vor dem Vatikan
Mit feigem Sklavengruße beugt!
Du bist ein tief gefallen Land,
Du bist das auferstand'ne Babel,
Der Trug ist deine rechte Hand,
Dein Schwert das Mährchen und die Fabel.

Georg Herwegh.

Von keinem Lande hätte man wohl weniger Theilnahme an den durch Luther hervorgerufenen reformatorischen Bestrebungen erwarten sollen, als von Italien, in dessen Mitte der Papst seinen Thron hatte. Aber eben diese unmittelbare Nähe der geistlichen Herrschaft schadete dem Nimbus, den dieselbe zur Behauptung ihres

Anſehens brauchte. Den Italienern konnten die Schattenſeiten ihrer prieſterlichen Gebieter weniger verborgen bleiben, als den auswärtigen Katholiken, und wie dem Deutſchen Luther erſt in Rom die Schuppen von den Augen gefallen waren, ſo hatten ſich auch in Italien ſelbſt von Zeit zu Zeit Männer gefunden, welche, tief empört über die Verderbtheit des römiſchen Hofes, über die Ausſchweifungen der hohen und niedern Geiſtlichkeit, gegen das Papſtthum in die Schranken getreten waren. Was Arnold von Brescia im zwölften Jahrhunderte angeſtrebt, hatte Savonarola noch einmal im fünfzehnten Jahrhunderte durchzuführen verſucht. Beide waren auf dem Scheiterhaufen zeſtorben; denn ihre Zeit war für ihre Ideen noch nicht reif geweſen. Als nun Luther vom fernen Norden aus die Hierarchie angriff, gewann es anfangs den Anſchein, als wolle die von jenen Männern geſtreute Saat aufgehen, als wolle ſich auch Italien der kirchlichen Bewegung anſchließen. In Pavia und Venedig wurden die Schriften der Reformatoren gedruckt und verkauft; in Mailand und Turin, in Como und Florenz hatte die freiere Lehre ihre Anhänger; ja bis in den Kirchenſtaat hinein und bis nach Unteritalien hinab verbreitete ſich das Wachsthum der gehaßten Secte. Aber im Grunde waren es doch nur wenige Gebildete, welche dem aufgehenden Lichte eine ſcheue Bewunderung zollten. Die

Maſſe blieb theilnahmlos. Das italieniſche Volk im Allgemeinen, zu träge zum Denken, zu wenig einer nachhaltigen Begeiſterung fähig, auch zu ungebildet, hatte weder Luſt, noch Kraft, ſich zu einem großartigen Aufſchwung zu ermannen. Ehe es ſich in die Anſtrengungen eines geiſtigen Kampfes ſtürzte, blieb es lieber in den Feſſeln des alten Aberglaubens; ehe es das ehrenvolle, aber ſchwierige Werk der Befreiung unternahm, wälzte es ſich lieber auf dem Lotterbette des Hergebrachten, ein Sklave ſeiner Sinnlichkeit und ſeiner Pfaffen. Ungehört rauſchten die Mahnungen einer ernſten Zeit an dem leichtſinnigen Geſchlechte vorüber, und wir haben nur noch der wenigen Perſonen zu gedenken, die mit edelmüthiger Wärme auf eine geiſtige Wiedergeburt ihres Volkes hinarbeiteten und deren hochherzige Beſtrebungen einen dankbareren Boden verdient hätten.

In Ferrara war es die Prinzeſſin Renata, eine Tochter Ludwig's XII. von Frankreich, an deren Hofe viele um des Glaubens willen Verfolgte Zuflucht fanden und von wo eine lebhafte Verbindung mit den Reformatoren der Schweiz unterhalten ward.

Im Neapolitaniſchen zog ein hochgeſtellter Ordensgeiſtlicher, der Kapuzinergeneral Bernardino Ochino, durch ſeine evangeliſchen Predigten und ſeine kühnen Behauptungen die öffentliche Aufmerkſamkeit in hohem Grade auf ſich. Ochino, aus Siena gebürtig,

war ein Mann von großen Fähigkeiten und untadelhaftem Wandel. Seine rauhe Kleidung, sein bis auf die Brust herabhängender Bart, seine grauen Haare, sein bleiches, mageres Gesicht und die Schwäche, die von seinem hartnäckigen Fasten herkam, gaben ihm den Ausdruck eines Heiligen. Er ging immer zu Fuß, schlief auf seinem Mantel und versagte sich den Genuß des Weins. Dazu kam, wie einst bei Savonarola, eine hinreißende Beredsamkeit, die so mächtig war, daß man einst in Neapel während einer einzigen von ihm gehaltenen Predigt 5000 Scudi für die Armen im Klingelbeutel aufhob. Wo immer er auftrat, reichte der Platz nicht hin für die Zuhörer, die an seinen Lehrstuhl sich herandrängten. Gerüste mußten aufgerichtet, Thüren und Fenster ausgehoben, Ziegel weggebrochen werden, um den seltnen Mann Gottes zu hören. Aber nicht das niedere Volk allein, viele italienische Große, selbst Cardinäle und Prälaten besuchten seine Vorträge und bewunderten die Kraft seiner Rede. „Ich eröffnete ihm mein Herz", sagte der Cardinal Bembo, „wie ich es vor Christo selber thun würde; mir kam es vor, als hätte ich nie einen heiligeren Mann gesehen." Kaiser Karl V., der ihn in Neapel gehört, bezeugte von ihm, daß er die Steine zu Thränen zu rühren vermöge.

Obwohl nun die Vorträge Ochino's überwiegend praktischer Natur waren, so konnte es doch den Auf-

merkſamen nicht entgehen, daß es eben die Kraft der evangeliſchen Wahrheit ſei, welche ſeinen großen natürlichen Talenten zur Unterlage diente. Auch hielt der furchtloſe Mann mit dem Bekenntniß ſeiner Anſichten immer weniger zurück, ſo daß ihm endlich der päpſtliche Nuntius das Predigen unterſagte. Hiermit begann für Ochino die Laufbahn der Verfolgungen. Er mußte 1542 aus Italien fliehen. Genf bot ihm einen Zufluchtsort. Hier ſammelte er eine Gemeinde von italieniſchen Flüchtlingen um ſich, ſchloß Freundſchaft mit Calvin und trat in den Eheſtand. Später verſuchte er ſein Glück in Deutſchland und predigte eine Zeitlang in Augsburg. Von da weggewieſen, wandte er ſich nach Baſel und Straßburg. Dann fand auch er, wie viele Andere, unter Eduard's VI. Regierung ein Aſyl in England. Als Lehrer der Theologie an der Univerſität in Oxford angeſtellt, entfaltete er daſelbſt eine ſehr nützliche Wirkſamkeit, welcher leider der baldige Tod Eduard's ein frühes Ende machte. Von der katholiſchen Maria vertrieben, ging Ochino wieder auf den Continent, hielt ſich abwechſelnd in Straßburg, Genf und Baſel auf und erhielt endlich 1555 in Zürich eine Anſtellung als Prediger bei der aus Locarno geflüchteten Gemeinde.

Bis dahin erſcheint Ochino als ein Märtyrer des Proteſtantismus und ſeine einzigen Verfolger waren die

Fanatiker der alten Kirche. Nun aber beginnt auch die Verfolgung gegen ihn von Seiten seiner protestantischen Glaubensbrüder und die Verdächtigung seiner Rechtgläubigkeit. Durch die Herausgabe seiner „Dialogen", in denen er zwar nicht seine eigne Meinung, wohl aber allerlei Gegenstände vortrug, welche Stoff zu weitern Untersuchungen darbieten konnten, zog er zuerst den Tadel der öffentlichen Stimmführer auf sich. Man warf ihm rücksichtlich der Dreieinigkeitslehre „verderbliche Irrthümer" vor. Nun war es möglich, daß Occhino in Bezug auf diesen Lehrsatz freisinnigere Grundsätze hegte; aber er hatte ihn in der beregten Schrift nicht bestimmt geleugnet, sondern nur erklärt, daß er Diejenigen nicht verdammen könne, welche hierüber andere Ansichten aussprächen, als die protestantischen und calvinischen Dogmen aufstellten. Diese humane Aeußerung machte ihn in der damaligen unduldsamen Zeit mehr als verdächtig, und so sah sich der Hartgeprüfte genöthigt, noch einmal zum Wanderstabe zu greifen. Er flüchtete nach Polen, und da er auch hier seines Bleibens nicht fand, ging er nach Mähren, wo ihn 1564 der Tod von einem leidenvollen Leben erlöste. Er starb in dem Dorfe Schlackau, 77 Jahre alt.

Ein anderer italienischer Protestant, Valentino Gentili aus Cosenza im Neapolitanischen, erfuhr ebenfalls die Unduldsamkeit der kirchlichen Bewegungs-

männer. Er wurde wegen seiner angeblich zu weit gehenden Ansichten unter Calvin in Genf eingekerkert und nur auf ein ihm abgedrungenes Bekenntniß hin wieder freigelassen. Als er später von Neuem in den Verdacht der Freigeisterei fiel, ward er 1566 in Bern öffentlich enthauptet.

Von dem Savoyarden Sebastiano Castellio haben wir schon in dem ersten Bande (S. 256) gesprochen, und es bleibt uns nun blos noch Giordano Bruno zu erwähnen übrig, der in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sich als kühnen und geisteskräftigen Philosophen bemerkbar machte und zu Rom auf dem Scheiterhaufen endete.

Nachdem wir so der wenigen Italiener gedacht, welche sich bemühten, ihre Landsleute für die frohe Botschaft der Freiheit empfänglich zu machen, wollen wir einen Blick auf Diejenigen werfen, denen Wahn und Interesse geboten, im entgegengesetzten Sinne zu wirken. Wir meinen die Päpste, deren Reihe gerade in diesem Zeitraum manchen merkwürdigen und hervorragenden Charakter aufzuweisen hat.

Der Letzte, den wir näher schilderten (I, 231), war Paul IV. Wir fügen noch einige Worte über denselben hinzu. Paul regierte vier Jahre, von 1555—1559. Ein eben so großer Feind der Spanier, wie der Ketzer, führte er sowohl mit Karl V., als mit Philipp II.

Krieg. Dadurch geſchah es, daß Herzog Alba, der treue Sohn der Kirche, die Waffen gegen den heiligen Vater zu tragen genöthigt war, während umgekehrt in des Papſtes Heer eine Menge deutſcher Proteſtanten dienten. Aber auffallend iſt es auch, wie ſchonend Philipp und Alba den Papſt während des ganzen Feldzugs behandelten und wie wenig ſie von dem Rechte des Siegers Gebrauch machten, wo es ſich um die Friedensbedingungen handelte. Als Alba nach Rom kam, küßte er, der Sieger, dem überwundenen Papſte in aller Demuth den Pantoffel und bekannte, daß er nie eines Menſchen Angeſicht mehr gefürchtet habe, wie das des heiligen Vaters.

Nach Beendigung dieſes ſonderbaren Krieges legte Paul der Vierte Hand an die Reformation der Kirche. Er führte eine ſtrenge Disciplin ein, verbot den Prieſtern, Geld für die Meſſen zu nehmen, und hielt alle Geiſtlichen, ſelbſt die Cardinäle, zum fleißigen Predigen an. Er ſelbſt ging mit gutem Beiſpiele voran. Aber dem Volke war mit dieſer Strenge nicht gedient; vielmehr machte er ſich dadurch bei den Römern nur verhaßt. Wenn ſeine Anhänger während ſeiner Lebzeiten eine Denkmünze auf ihn ſchlagen ließen, auf welcher Chriſtus dargeſtellt war, wie er mit der Geißel des Eifers den Tempel reinigt, ſo ſtürzte dagegen der Pöbel nach dem Tode des einundachtzigjährigen Papſtes die

Bildſäule deſſelben um, ſchlug ſie in Stücke und warf den Kopf in die Tiber. Auch die Schöpfung Paul's, die verhaßte Inquiſition, mußte den Grimm des Volkes erfahren. Das Inquiſitionsgebäude wurde geplündert und angezündet; die Diener des mörderiſchen Tribunals wurden verhöhnt und gemißhandelt.

Paul's Nachfolger, Pius IV., ſtammte aus Mailand und hieß Giovanni Angelo Medici. An eine Verwandtſchaft mit den florentiniſchen Medici iſt hierbei nicht zu denken. Pius IV. war nur ein Emporkömmling. Er erwarb ſich bei weitem mehr Gunſt beim Volke, als ſein Vorgänger; denn er war von Natur lebensluſtig und weltlich geſinnt und verabſcheute die mönchiſche Härte des Inquiſitionsverfahrens. Gleichwohl fand er es für nöthig, den von Paul IV. eingeſchlagenen Weg, obſchon mit größerer Milde, zu verfolgen. Die ernſten Tendenzen kirchlicher Geſinnung hatten unter den Cardinälen bereits ſo ſehr das Uebergewicht bekommen, daß ſie ſelbſt in dem Papſte keine Abweichung weiter zuließen. Die Reformen wurden alſo fortgeſetzt, d. h. einige der ſchreiendſten Mißbräuche abgeſtellt. Sorgfältig aber vermied man, ſich den Proteſtanten zu nähern oder gar ihnen nachzugeben.

Gegen die weltliche Macht zeigte ſich Pius IV. nachgiebig. Er war der erſte Papſt, der die Tendenz der Hierarchie, ſich der fürſtlichen Gewalt entgegen zu

ſetzen, mit Bewußtſein aufgab. In diplomatiſchen Verhandlungen bethätigte er viel Gewandheit, und den Wiſſenſchaften war er bis an ſein Ende mit beſonderer Liebe ergeben. Doch hatte er auch ſeine bedeutenden Schattenſeiten. Hinter dem äußern Schein von Einfachheit verbarg er Leidenſchaftlichkeit und Verſchlagenheit; auch war er geldgierig und verſchwenderiſch, und im Eſſen, Trinken und andern Genüſſen wußte er ſich ſo wenig zu mäßigen, daß er dadurch ſein Leben verkürzte. Einen heilſamen Einfluß übte unter ſeiner Regierung ſein Neffe, der fromme Cardinal Carlo Borromeo. Doch konnte derſelbe nicht verhindern, daß Pius IV. mehrere Cardinäle, unter ihnen einen Verwandten des vorigen Papſtes, den Cardinal Carlo Caraffa, mit ſchwerer Verletzung vieler Formen und Geſetze eigenmächtig hinrichten ließ. Dieſe Willkühr, ſo wie die Sünden und Verbrechen etlicher hochgeſtellten Prieſter, die bei dieſer Gelegenheit an's Tageslicht kamen, gaben der chriſtlichen Welt gleich großen Anſtoß. Nichtsdeſtoweniger ſchien der Papſt mit ſeinem Werke zufrieden; denn er rief noch auf dem Sterbebette aus: „Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren!“ Er ſtarb am 9. December 1565.

Auf den päpſtlichen Stuhl wurde nun ein Cardinal von anerkanntem Glaubenseifer und unbeugſamer Sittenſtrenge, Namens Michele Ghiſilieri, erhoben.

Er nannte ſich Pius V. Von armen Eltern abſtammend, war er ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre in ein Dominicanerkloſter gegangen und hatte ſich da mit Leib und Seele der Armuth und Frömmigkeit ergeben, die ſein Orden von ihm forderte. Selbſt als er zu höhern Kirchenämtern emporgeſtiegen, als er Cardinal und Großinquiſitor geworden war, hatte er ſeine alten einfachen Gewohnheiten beibehalten. Dies änderte ſich auch nicht, als er Papſt wurde. Er hielt die Faſten in ihrem vollen Umfange, erlaubte ſich kein Kleid von feinerem Zeuche, hörte alle Tage die Meſſe und las ſie bisweilen ſelbſt. Das Volk war hingeriſſen, wenn es ihn in den Prozeſſionen ſah, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdrucke einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Geſichte, mit langem, ſchneeweißem Barte. Die Römer meinten, einen ſo frommen Papſt habe es noch niemals gegeben; ſie erzählten, ſein bloßer Anblick habe Proteſtanten bekehrt. Auch war er gütig und leutſelig; doch konnte er leicht in Zorn entbrennen, wenn ihm widerſprochen wurde; denn das ertrug er nicht.

Pius V. bereicherte nicht, wie die übrigen Päpſte, ſeine Verwandten; dagegen unterſtützte er die Armen und beſchränkte den Aufwand am päpſtlichen Hofe. Er ſuchte der überhand genommenen Unzucht zu ſteuern, indem er Verfügungen gegen die öffentlichen Dirnen in

Rom erließ. Er errichtete ferner eine ständige Nuntiatur in der katholischen Schweiz und brachte einen Bund wider die Türken zusammen, dessen Resultat der Seesieg von Lepanto war. Dies Alles spricht mehr oder weniger zu seinem Lobe. Aber so vortrefflich er auch als Mensch und so felsenfest sein Charakter war, so wenig verstand er doch von der Kunst, zu herrschen. Er war ein gekrönter Mönch; alle seine Anschauungen, seine Gefühle und Leidenschaften waren mönchisch geblieben. Sobald es sich um die Religion handelte, konnte er unmenschlich sein. Er milderte niemals ein peinliches Urtheil. Gelehrte Männer, wie z. B. den freisinnigen Literaten Carnesecchi von Florenz, ließ er wegen ihrer religiösen Ansichten verbrennen, und gegen die Protestanten wüthete er mit bitterstem Haß und übertriebenster Heftigkeit. Selbst der bigotte Philipp II. ward ungeduldig, als Pius die Bulle „In coena domini" ungemein erweiterte, darin verfluchend „alle Ketzer, ihre Gönner und Vertheidiger, alle Fürsten, welche in ihren Ländern ohne päpstliche Erlaubniß neue Steuern ausschreiben, von päpstlichen Befehlen appelliren, geistliche Angelegenheiten vor weltliche Gerichte ziehen, die Steuerfreiheit und Gerichtsbarkeit der Geistlichen beschränken u. s. w." Die eiserne Härte dieses Papstes gereichte Vielen zum Anstoß. Doch läßt sich nicht läugnen, daß er damit auf die katholische Kirche und ihre Entwicklung eine

nachhaltige Wirkung äußerte. In ganz Italien wurde die Kirchenzucht geschärft.

Pius V. starb am 1. Mai 1572. Als er seinen Tod kommen sah, besuchte er noch einmal die sieben Hauptkirchen Roms, um von diesen heiligen Orten Abschied zu nehmen; dreimal küßte er die letzten Stufen der „heiligen Treppe." — „Welch eine Mischung", ruft der Historiker Ranke aus, „von Einfachheit, Edelmuth, persönlicher Strenge, hingegebener Religiosität und herber Ausschließung, bitterm Haß, blutiger Verfolgung!"

Sein Nachfolger wurde Ugo Buoncompagno, der früher an der Universität zu Bologna Professor der Rechte gewesen war und sich erst später dem geistlichen Stande gewidmet hatte. Als er gewählt war, nahm er, dem siebenten Gregor zu Ehren, den Namen Gregor XIII. an. Obgleich von milderen persönlichen Gesinnungen, als sein Vorgänger, änderte er doch an dessen Systeme nichts. Die strengkirchliche Richtung blieb auch unter ihm vorherrschend. Gregor selbst befleißigte sich eines würdevollen Lebens und lag mit Eifer seinen geistlichen Pflichten ob. Während der ersten Jahre seiner Herrschaft las er wöchentlich dreimal die Messe und späterhin wenigstens alle Sonntage. Bei der Nachwelt ist sein Name vorzüglich im Andenken geblieben durch die Verbesserung, welche er durch die Calabresen Luigi und Antonio Lelli mit dem Kalender vornehmen ließ.

Jeder Sachverständige mußte dieſem verbeſſerten Kalender, der nach dem Papſte der gregorianiſche genannt wurde, Beifall geben. Dennoch ward er in jenen Zeiten des Argwohns von den Proteſtanten verworfen, weil ſie ſich ſonſt einem päpſtlichen Befehle zu fügen geſchienen hätten. So nahmen ihn vor der Hand nur die Katholiken an (1582); die Proteſtanten folgten erſt im Jahre 1700, und den Ruſſen und Griechen ſteht heute noch dieſer Schritt bevor.

Um dem Proteſtantismus entgegenzuwirken, begünſtigte Gregor XIII. die Jeſuiten und ſtiftete Lehranſtalten zur Bildung künftiger Religionslehrer. Durch ihn erhielt das Jeſuitencollegium in Rom eine erweiterte Geſtalt; gleicherweiſe ſorgte er dafür, daß auch für Deutſchland und die Schweiz fortwährend Männer gebildet würden, die im Stande wären, den reinkatholiſchen Glauben daſelbſt zu verkünden und die Ketzerei mit den geeigneten Waffen zu bekämpfen. Denn ſein Ketzerhaß ging bis zum wildeſten Fanatismus; er hätte am liebſten alle Nichtkatholiken ausgerottet geſehen. Die Nachricht von der Pariſer Bluthochzeit erfüllte ihn mit Entzücken. Er hielt eine Dankſagungsfeier, ließ die Kanonen der Engelsburg löſen, Freudenfeuer abbrennen und eine eigne Münze auf das „glorreiche Ereigniß" ſchlagen. Dieſelbe führte die Umſchrift: Pontifex probat Colignii necem (der Papſt billigt Coligny's Ermor-

dung). Durch dieſen Jubel über die Gräuel der Bartholomäusnacht ſtellte ſich Gregor mit den ſchändlichen Urhebern derſelben auf gleiche Linie. Als der dreiundachtzigjährige Greis zum Sterben kam, ſeufzte er: „Du wirſt aufſtehen, Herr, und dich Zion's erbarmen!" Ja wohl! Denn es ſteht ſchlimm um eine Kirche, in deren Schooße ſolche Nichtswürdigkeiten vorkommen können. Der 10. April 1585 war Gregor's Todestag.

Da dem verſtorbenen Papſte in ſeinen letzten Regierungsjahren die Zügel ſo ziemlich aus der Hand geglitten und dadurch mancherlei Unordnungen in der Verwaltung eingeriſſen waren, ſo war man im Conclave einſtimmig, daß diesmal ein kräftiger Mann gewählt werden müſſe, und ſo erkor man den Cardinal Montalto, der zwar ſchon 64 Jahr alt, aber von feſter Geſundheit und ſtarkem Körperbau war. Montalto legte ſich als Papſt den Namen Sixtus V. bei. Dieſer berühmte Mann verdient wohl, daß wir uns über ihn etwas ausführlicher verbreiten. Er hieß eigentlich Felice Peretti und war 1521 zu Grotte a Mare, einem Städtchen in der Mark Ancona, geboren. Seine Eltern ſtammten aus Dalmatien ab und waren unbemittelte Pächtersleute, denen der junge Felice in ihren ländlichen Beſchäftigungen Hülfe leiſten mußte. Er mußte unter Anderm die Schweine hüten. Ein Franziskaner, Fra Salvatore, ließ ſich einſt mit dem Knaben in ein

Gespräch ein und entdeckte dabei, daß derselbe ungewöhnliche geistige Anlagen besitze. Er fragte ihn, ob er sich dem Dienste der Wissenschaft und der Kirche widmen wolle. Felice bejahte dies und folgte mit Erlaubniß seiner Eltern seinem Gönner in das Franziskanerkloster zu Ascoli. Nachdem er hier mehrere Jahre mit Eifer und Ausdauer allen mönchischen Uebungen obgelegen, studirte er in Ferrara und Bologna, lehrte dann an verschiedenen Orten und erhielt 1548 die Doctorwürde. Er stieg nun von Stufe zu Stufe, wurde unter Paul IV. päpstlicher Bevollmächtigter in Venedig, unter Pius V. Generalvicar seines Ordens, endlich 1570 Bischof von Fermo und Cardinal. Als solcher führte er den Namen Montalto von dem Castell in der Nähe seines Geburtsortes.

Montalto genoß unter den Cardinälen hohe Achtung. Er galt als ein tüchtiger Gelehrter, als ein ausgezeichneter Prediger, und bei den Geschäften, die ihm aufgetragen worden waren, hatte er stets so viel Verstand und Kraft gezeigt, daß, als der päpstliche Stuhl erledigt ward, seine Erhebung auf denselben durchaus nicht wunderbar erscheinen konnte. Gewöhnlich wird erzählt, er habe sich krank gestellt, sei hustend und gebückt am Stabe einhergeschlichen und habe damit die übrigen Cardinäle getäuscht; diese hätten dann den Kränklichen gewählt, damit er bald wieder einem von ihnen Platz

machen könnte. Kaum aber habe Montalto durch dieſe Liſt die Mehrzahl der Stimmen erlangt, ſo habe er die Krücken weggeworfen und ſich in ſeiner vollen Mannskraft emporgerichtet; denn nur ſo lange habe er nach ſeinem eignen Geſtändniſſe ſich gebückt, als er die Schlüſſel Petri geſucht, jetzt aber, nachdem er ſie gefunden, habe er das Haupt wieder erhoben. Dieſe Erzählung iſt faſt in alle Geſchichtsbücher übergegangen und lebt als Anekdote in Aller Munde; aber der neueſte Bearbeiter der Papſtgeſchichte, der umſichtige Ranke, erklärt ſie für ein Mährchen, indem er hinzuſetzt: auf dieſe Weiſe werde man nicht Papſt.

Genug, im Jahre 1585 ſtand Montalto am Ziele ſeiner Wünſche, und fürwahr, es mußte ein menſchenwürdiges Gefühl ſein, einen ſo erhabenen Ehrgeiz erfüllt zu ſehen. Ihm ſtellte ſich Alles vor die Seele, worin er jemals eine höhere Beſtimmung zu erkennen gemeint hatte. Er wählte zu ſeinem Sinnſpruch: „Von Mutterleib an biſt du, o Gott, mein Beſchützer.“ Wenn er ſich öffentlich zeigte, ſtaunte das Volk über ſeinen majeſtätiſchen Gang, und die Cardinäle merkten bald, daß ſie einen Herrn im vollen Sinne des Wortes hatten. Da war von keinem Mitregieren, von keiner Vertraulichkeit die Rede. Sixtus gebot allein, ſorgte allein, ordnete allein. Er verlangte unbedingten Gehorſam, von den Cardinälen ſo gut, wie von dem geringſten Römer.

Der ganze Kirchenſtaat erſchrak über das Auftreten dieſes Papſtes und über die entſchiedene Neigung zum Herrſchen, die er offenbarte. Ja, Sixtus V. war herrſchſüchtig. Allein er beſaß auch Kühnheit und Kraft des Willens, unermüdliche Thätigkeit des Geiſtes, Feſtigkeit des Charakters, ſo wie eine Vorliebe für alles Große und Würdige, wodurch ſich wahrhaft zum Herrſchen geborne Männer auszeichnen. Er hatte, ſagt ein Zeitgenoſſe von ihm, eine bewundernswürdige Energie in ſeinen Ausdrücken, und wenn er gar im Zorne ſprach und dazu ſeine ſchrecklichen Blicke funkeln ließ, ſo ſchien es, als wenn er donnerte. Selbſt ſeine Milde war mit einem furchtbaren Ernſte gemiſcht.

Wenn man bedenkt, daß Sixtus V. nur fünf Jahre regierte, ſo muß man erſtaunen, wie viel er zu Stande brachte. Sein erſtes Werk war die Herſtellung der Ruhe und Sicherheit im Staate. Unter ſeinem Vorgänger hatte die Zahl der Räubereien und Mordthaten auf eine ganz unglaubliche Weiſe zugenommen. Viele Hochadelige hielten es für eine Ehrenſache, Verbrecher gegen jede Verfolgung zu ſichern oder gar in Dienſte zu nehmen; Kirchen und Klöſter dienten nicht mehr als Zufluchtsörter für die Unſchuldigen, ſondern für die Schuldigen; die Söldner, welche Gregor mit großen Koſten in den verſchiedenen Theilen des Kirchenſtaates unterhielt, waren nur zu oft mit den Räubern ein-

verſtanden, und man ſpottete aller Obrigkeit, ſtatt ſie zu fürchten. Sixtus entließ, zum Erſtaunen Vieler, jene Söldner und eben ſo die meiſten Sbirren, weshalb die Räuber und Banditen meinten, nun gehe ihre gute Zeit erſt an. Allmählig aber entwickelte ſich ſein bei weitem zweckmäßigerer, ſtreng durchgeführter Plan. Nicht in der großen Menge der Polizeiſoldaten, ſondern in der unnachſichtlichen Beſtrafung der ergriffenen Schuldigen ſah er das Heil. „So lange er lebe", erklärte er am Tage ſeiner Krönung, „müſſe jeder Verbrecher ſterben." Er kam mit den benachbarten Staaten überein, daß man Uebelthäter wechſelſeitig bis über die Grenzen verfolgen könne. Vornehme und Geringe, Obrigkeiten und Verwandte wurden wegen begangener Unthaten mit zur Verantwortung gezogen. Man hatte die Gewohnheit gehabt, auf den Kopf eines Banditen einen Preis zu ſetzen. Sixtus verordnete, daß dieſe Preiſe nicht mehr von der päpſtlichen Kammer, ſondern vielmehr von den Verwandten des Banditen oder, wenn dieſe zu arm, von der Gemeinde, aus der er ſtamme, zu tragen ſeien. Gleicherweiſe beſtimmte er, daß die Barone und Gemeinden den Schaden, den die Banditen in ihrem Gebiete anrichteten, zu tragen hätten. Es leuchtet ein, daß er hierdurch das pecuniäre Intereſſe der Herren, der Gemeinden, der Verwandten für ſeine Zwecke in Anſpruch nahm. Aber auch das Intereſſe der Banditen

ſelbſt bemühte er ſich zu erwecken. Er verſprach einem jeden, der einen Genoſſen todt oder lebendig einliefern würde, nicht nur die eigne Begnadigung, ſondern auch die Begnadigung einiger ſeiner Freunde, die er nennen könne, und überdies ein Geldgeſchenk.

Nachdem dieſe Anordnungen getroffen waren und man ihre ſtrenge Handhabung an ein paar Beiſpielen erlebt hatte, bekam die Verfolgung der Banditen in Kurzem eine andere Geſtalt. Die furchtbaren Häuptlinge Roberto Malateſta und Marianazzo hörten bald auf, der Schrecken des Volkes zu ſein. Ihre Banden wurden geſprengt, ſie ſelbſt hingerichtet. Prete Guercino, der ſich den „König der Campagna" nannte, fiel in die Hände der gegen ihn aufgebotenen Bauern. Sein Kopf ward, zum Hohne mit einer vergoldeten Krone geſchmückt, an der Engelsburg ausgeſtellt, und der Ueberbringer empfing ſeinen Preis, 2000 Scudi. Dennoch wagte ein anderer Räuberchef, della Fara, einſt des Nachts die Wächter an der Porta Salara zu Rom herauszuklopfen; er nannte ſich und bat ſie, dem Papſt und dem Stadtcommandanten ſeinen Gruß zu bringen. Hierauf gebot Sixtus den Verwandten deſſelben, ihn herbeizuſchaffen; bei eigener Leibesſtrafe gebot er's ihnen. Es verging kein Monat, ſo brachte man den Kopf des Fara ein. Niemand wurde verſchont, wer mit den Räubern in Verbindung ſtand, er mochte Pa-

trizier oder Plebejer, Greis oder Knabe ſein. Bei Sixtus galt kein Anſehen der Perſon. Der Graf Giovanni Pepoli, aus einem der erſten Häuſer von Bologna, hatte an dem Banditenweſen vielen Antheil genommen. Er wurde eingezogen und im Kerker erdroſſelt; ſeine Güter, ſein baares Geld fielen dem Fiscus zu. Kein Tag verging ohne Hinrichtung; aller Orten in Wald und Feld traf man auf Pfähle, worauf Banditenköpfe ſtaken. Wagten es Obrigkeiten, Edelleute, Klöſter oder Kirchen, dem päpſtlichen Verbote zuwider einen Verbrecher zu ſchützen, ſo mußten ſie 2—5000 Scudi Strafe erlegen. Leiſtete man auf ergangenes Glockenläuten nicht bewaffnete Hülfe, ſo betrug die niedrigſte Geldſtrafe 500 Scudi und konnte nach Befinden bis zur Todesſtrafe ſteigen. Nur diejenigen von ſeinen Legaten und Governatoren lobte der Papſt, die ihm in der Gerechtigkeit genug thaten und ihm viele Banditenköpfe einſendeten. Es lag zugleich etwas Barbariſch-Orientaliſches in dieſer Juſtiz! Wen ſie aber nicht erreichte, der fiel durch die Räuber ſelbſt. Die Verſprechungen des Papſtes hatten ſie uneins gemacht; keiner traute dem andern; ſie mordeten ſich untereinander. Und ſo vergingen nicht zwölf Monate, ſo war Sixtus eines Uebels Herr geworden, welches man im Kirchenſtaate für unaustilgbar, ja faſt für natürlich und nothwendig gehalten hatte. Im Jahre 1586 hatte man die Nach-

richt, daß auch die letzten Räuberhauptleute, Montebrandano und Arara, getödtet worden seien.

Glücklich fühlte sich Sixtus, wenn ihm nun die eintreffenden Gesandten bemerkten, sie seien in seinem Staate allenthalben durch ein sicheres, friedliches Land gereist. Nicht mit Unrecht sagte er zu einem derselben: „Ich habe bei meiner Erhebung auf den heiligen Stuhl die päpstliche Macht selbst in Rom und Italien sehr erniedrigt gefunden; aber ich habe sie wieder gehoben. Damals waren die Fürsten Italiens unter sich keineswegs in gutem Einverständniß, und noch weniger hegten sie Ehrfurcht vor dem Statthalter Christi. Die vornehmsten Familien und ersten Häuser Roms lebten in offener Fehde und schienen nur hinsichtlich eines Punktes einig, nämlich, durchaus sich nicht um das zu kümmern, was der Papst etwa sagen und thun werde. Der ganze Kirchenstaat war angefüllt mit Verbannten und Verbrechern. In kurzer Zeit aber brachte ich es dahin, daß auch die Größten sich unter das Joch beugen mußten und daß die Räuber und anderes Gesindel zerstreut und ausgerottet wurden."

Ein weiterer Gegenstand der Sorgfalt des Papstes war, die Finanzen zu ordnen; denn er sagte: „Ein Fürst ohne Geld ist Nichts." Bei seiner Thronbesteigung fand er eine völlige Erschöpfung der Staatscassen vor; die Einkünfte waren bereits im Voraus bis zum

nächsten October verpfändet. Um nun die Cassen wieder zu füllen, ging er sogleich mit Entschlossenheit und Ueberlegung an's Werk. Er beschränkte den päpstlichen Haushalt auf das Nöthigste, erhöhte die Steuern und suchte auf allen Seiten, namentlich durch Aemterverkauf, Geld zu erhalten, was ihm auch über alles Erwarten gelang. Es ist wahr, er zeigte sich in der Wahl der Mittel zu Aufbringung der nöthigen Summen etwas zu wenig scrupulös; aber nicht minder wahr ist es, daß er die eingehenden Gelder zu den größten, dauerndsten Zwecken verwendete. Ja, so sehr umschloß das Herz dieses Papstes die allgemeinen Angelegenheiten und so sehr sorgte er für die Zukunft, daß er noch einen Schatz von 3 Millionen Scudi Gold (gegen 5 Millionen Scudi Silber) für außerordentliche Gefahren sammelte und in der Engelsburg niederlegte.

Allenthalben förderte Sixtus Ackerbau und Gewerbe. Er ließ an der Austrocknung der pontinischen Sümpfe arbeiten; er gründete Webereien in Seide und Wolle; er gab den Unternehmern Vorschüsse und befahl, in seinem ganzen Staate, in allen Gärten, Wiesen und Waldstrecken, in allen Thälern und Hügeln, wo kein Getreide wachse, Maulbeerbäume zu pflanzen. So kamen die Seidenfabriken in Gang, von denen man bisher in Rom noch nichts gewußt hatte. Da Sixtus hörte, daß das Unglück vieler Kaufleute daher rühre,

daß die vornehmen Herren nach Belieben bei ihnen nähmen und sie, wenn sie ihr Geld zu fordern kämen, mit Schlägen ablohnten, so befahl er einmal allen Kaufleuten, ihm die Schuldregister zu bringen. Wie schnell liefen da die Schuldner in die Läden und bezahlten noch in der Nacht ihre Rechnungen, um nur nicht den Papst zum Gläubiger zu bekommen!

Besonders aber hatte ihm Rom die erheblichsten Verbesserungen und Verschönerungen zu danken. Die zeitherige Unreinlichkeit nahm ein Ende; neue Wege, neue Brücken, Straßen, Paläste, Schulen, Armen- und Krankenhäuser entstanden. Seine colossale Wasserleitung erinnerte an ähnliche Werke zur Zeit der alten römischen Kaiser; sie wurde von 4000 Arbeitern in 3 Jahren zu Stande gebracht, kostete 300,000 goldne Scudi und führte der Stadt aus einer Entfernung von 22 italiesischen Meilen, in unterirdischen Canälen und über gewölbte Bogen hin, das klarste Wasser zu. Die vaticanische Bibliothek vergrößerte und bereicherte er auf eine solche Weise, daß sie als eine neue Schöpfung betrachtet werden konnte. Auf sein Geheiß wölbte sich die majestätische Kuppel über die Peterskirche; 600 Menschen mußten Tag und Nacht daran arbeiten, und in 22 Monaten war man fertig. Die Rossebändiger des Phidias und Praxiteles wurden wieder hergestellt, die Säulen des Trajan und Antonin wieder aufgerichtet

und den Apoſteln Petrus und Paulus geweiht. Alles aber übertraf die Aufſtellung des Obelisken vor der Peterskirche, worüber Sixtus ſelbſt in ſeinem Tagebuche anmerkte, daß ihm das größte und ſchwierigſte Werk gelungen ſei, welches der menſchliche Geiſt habe erdenken können.

Dieſer Obelisk gehörte zu den 40 ägyptiſchen Spitzſäulen, die eine Zierde des alten Rom geweſen waren, jetzt aber in Trümmern lagen. Er war der einzige, der ſich ganz erhalten hatte; allein er ſteckte faſt zur Hälfte im Schutte und ſtand an einem unpaſſenden Platze. Mehrere Päpſte hatten ihn ſchon wollen ausgraben und an einen Ort bringen laſſen, wo er beſſer in's Auge fiele; aber die Schwierigkeit und Koſtſpieligkeit des Unternehmens hatte ſie wieder abgeſchreckt; denn der bloße Schaft dieſer ungeheuren Granitſäule wog 1 Million Pfund. Es war in der That eine rieſenhafte Aufgabe, dieſe Steinmaſſe von ihrer Baſis, auf der ſie 1500 Jahre geruht hatte, zu erheben, dann niederzuſenken, auf eine neue Stelle zu führen und hier wieder aufzurichten. Aber gerade das Rieſenhafte des Gedankens reizte Sixtus. Er trug das Werk dem berühmten Baumeiſter Domenico Fontana auf, der ſich unter ſeinen Augen vom Maurerlehrburſchen heraufgearbeitet hatte, und dieſer führte es aus. Die complicirteſten Maſchinen, 35 Winden, 140 Pferde und 900 Men-

schen waren dabei thätig. Am 30. April 1586 begann die Arbeit; in den heißen Sommermonaten ruhte sie, und am 10. September wurde sie vollendet. Zweiundfünfzig abgesetzte Bewegungen waren erforderlich gewesen, um den Obelisken an seinen neuen Ort, den großen Platz vor der Peterskirche, zu schaffen. Als er nun dastand auf den Rücken der vier bronzenen Löwen, die das Piedestal verzierten und den Koloß zu tragen schienen, da war der Jubel des Volks unbeschreiblich. Der Papst aber fühlte die vollkommenste Genugthuung; er ließ Medaillen darauf prägen und gab den auswärtigen Mächten davon Kunde.

In den drei folgenden Jahren ließ Sixtus noch drei kleinere Obelisken ausgraben, zusammensetzen und an schicklichen Plätzen aufrichten, wo sie noch zu sehen sind. Auch den Wallfahrtsort Loretto, der in seiner geliebten Mark Ancona lag, beschloß er zur Stadt zu erheben. Fontana stellte ihm die Schwierigkeiten davon vor. „Mache dir keine Gedanken, Fontana!“ sagte Sixtus; „schwerer war es mir, mich zu entschließen, als mir die Ausführung fallen wird.“ Und mit dem Zauberstabe seines eisernen Willens machte er das Unmögliche möglich. Er kaufte Land, füllte Thäler aus, ebnete Berge, bezeichnete die Straßen und ersuchte sämmtliche Gemeinden der Mark, daß jede ein Haus daselbst baue. So entstand die Stadt Loretto. Nicht minder

widmete er allen andern Städten in den andern Provinzen seine Fürsorge. Er traf Einrichtungen, um dem Anwachsen ihrer Schulden zu steuern, und ließ ihr gesammtes Geldwesen genau untersuchen. Zur Zeit der Theurung theilte er Getreide aus seinen eignen Vorräthen an die Aermsten aus und wehrte allem Kornwucher.

Dieses Alles verdient gerechte Bewunderung. Fragen wir nun nach der kirchlichen und religiösen Stellung des Papstes, so bemerken wir an ihm weder den finstern Mönchsernst mehrerer seiner Vorgänger, noch deren blinden Ketzerhaß, obwohl auch er von zelotischen Anwandlungen nicht frei war. Daß er als Oberhaupt der katholischen Christenheit vor Allem die Aufrechthaltung der katholischen Kirche im Auge behalten mußte, versteht sich von selbst. Doch war er über den Standpunkt der bigotten, zu erhöhtem Widerstande führenden Grausamkeit erhaben. Er nahm die Dinge im Ganzen und Großen. Seine protestantischen Zeitgenossen, Heinrich den Vierten von Frankreich und Elisabeth von England, that er zwar in den Bann, aber, wie behauptet wird, mehr des Anstands wegen, als aus Ueberzeugung. Wenigstens verbot er bei Galeerenstrafe, in Rom Schmähschriften und Satyren auf sie zu machen. Seine Achtung vor dem klugen und kräftigen Geiste der englischen Königin soll ihn sogar einmal zu dem Aus-

rufe hingeriſſen haben: „Wäre ich nicht Papſt, ich würde ſie heirathen, und aus unſrer Verbindung würde ein Alexander hervorgehen.“

In der Mitte des Jahres 1590 überfiel ihn eine bedenkliche Krankheit. Er ließ ſich aber dadurch in ſeinen gewöhnlichen Geſchäften nicht ſtören, ſondern wiederholte ſich öfters die Worte Veſpaſian's: „ein Herrſcher müſſe ſtehend ſterben.“ So ereilte ihn, mitten unter den großartigſten Entwürfen, der Tod am 27. Auguſt 1590.

Sixtus V. hatte die fünf Jahre ſeiner Herrſchaft wohl genutzt. Er hatte in dieſer kurzen Zeit Außerordentliches ausgeführt, und das in einem Alter (vom 64. bis zum 69. Jahre), wo Andere ſchon zu wirken aufgehört haben. *) Zufällig entlud ſich eben ein Ungewitter über den päpſtlichen Palaſt, als der gewaltige Prieſterfürſt verſchied. Die alberne Menge überredete ſich, Sixtus habe einen Pact mit dem Böſen gehabt, durch deſſen Hülfe er von Stufe zu Stufe geſtiegen ſei; nach abgelaufener Zeit ſei nun ſeine Seele in dem Unwetter hinweggeführt worden. So verſinnbildlichten die Römer ihr Mißvergnügen über die neuen ſchweren Auflagen

*) Auch Heinrich IV. leiſtete in ſeinen fünf erſten Regierungsjahren Ungemeines, ſ. I. 343. Freilich war er zwölf Jahre jünger.

und ihre Zweifel an ſeiner vollkommenen Rechtgläubigkeit. In wildem Ungeſtüm riſſen ſie die Bildſäule nieder, die ſie dem großen Regenten einſt errichtet hatten; ja, auf dem Capitol ward ein Beſchluß gefaßt, daß man niemals wieder einem Papſt bei ſeinem Leben eine Bildſäule ſetzen wolle.

Man hatte den Verluſt dieſes Papſtes bald zu bereuen. Denn kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als auch der Banditenunfug wieder zum Vorſchein kam. Alfonſo Piccolomini, ein berüchtigter Bandenchef, der ſchon unter Gregor XIII. die Geißel des Kirchenſtaates geweſen war, unter Sixtus V. aber ſich ſtill und verborgen gehalten hatte, zeigte ſich wieder in der Romagna. Ein zweiter Räuberanführer, Battiſtella, wählte die Campagna, ein dritter, Sacripante, den unter dem Namen Maremma bekannten Küſtenſtrich zum Schauplatz ſeines Treibens. In geordneten Schaaren mit fliegenden Fahnen und Trommeln zogen ſie einher, brandſchatzten das Land und machten alle Straßen unſicher.

Doppelt wichtig wurde unter dieſen Umſtänden die neue Papſtwahl. Die Cardinäle theilten ſich in zwei Parteien, in die ſtrengkirchliche oder ſpaniſche und in die gemäßigte oder franzöſiſche. Die Anhänger der erſteren ſiegten. Giovanni Battiſta Caſtagna, ein Cardinal von unzweifelhaft ſpaniſcher Geſinnung, ging

als Papſt aus der Wahl hervor. Er nannte ſich Urban VII. Aber ſeine Partei hatte kein Glück mit ihm. Urban ſtarb, ehe er noch gekrönt worden war, ehe er noch einen einzigen Prälaten ernannt hatte, am zwölften Tage ſeiner Herrſchaft.

Sogleich eröffnete ſich der Wahlkampf auf's Neue. Diesmal zog er ſich etwas in die Länge. Unterdeß waren die Banditen Herren im Lande; täglich hörte man von geplünderten Gütern und verbrannten Dörfern; in Rom ſelbſt war eine Bewegung zu fürchten. Dieſe Noth trieb endlich das Conclave zu einem Entſchluſſe. In ſeine Zelle zurückgezogen, vielleicht auch darum, weil man ihm geſagt hatte, durch Stillſchweigen werde er am beſten befördert, lebte, vom Fieber geplagt, Cardinal Sfondrato, ein Mailänder. Ueber dieſen vereinigten ſich die Parteien. Er wurde am 5. December 1590 zum Papſt gewählt und nannte ſich Gregor XIV.

Gregor war ein Mann, der alle Wochen zweimal faſtete, alle Tage ſeine Meſſe las, das Penſum ſeiner Horen auf den Knieen betete und dann eine Stunde dem Studium ſeines Lieblingsautors, des heiligen Bernhards, widmete, aus dem er ſich die Sentenzen, die ihm beſonders einleuchteten, ſorgfältig aufzeichnete. Eine jungfräuliche, unſchuldige Seele! Man bemerkte aber in halbem Scherz: wie er zu früh (im ſiebenten Monat) auf die Welt gekommen und nur mit Mühe aufgebracht

worden ſei, ſo habe er überhaupt zu wenig irdiſche Elemente in ſich. Von der Praxis und den Umtrieben der römiſchen Curie hatte er nie etwas begriffen. Die Sache, welche die Spanier verfochten, hielt er ohne Weiteres für die Sache der Kirche. Er war als Mailänder ein geborner Unterthan Philipp's II. und ein Mann nach Philipp's Herzen. Ohne alles Schwanken erklärte er ſich zu Gunſten der katholiſchen Ligue in Frankreich, weil auch Philipp dieſelbe unterſtützte. Und er ließ es nicht bei Worten bewenden; er ſchickte ihr ſeinen eigenen Neffen, Ercole Sfondrato, Herzog von Montemarciano, mit einer beträchtlichen Streitmacht zu Hülfe und griff ſogar den Schatz Sixtus des Fünften an, damit ſie den Krieg gegen Heinrich IV. energiſcher betreiben könne. In ſeiner beſchränkten Anſicht glaubte er das Geld nicht beſſer verwenden zu können; aber ſicher lag es nicht in Sixtus' Plane, daß ſein mühſam geſammelter, für außerordentliche Fälle beſtimmter Schatz zu Gunſten einer fremden Macht muthwillig und nutzlos vergeudet werde. Gregor XIV. regierte nur zehn Monate; er ſtarb am 15. October 1591. Es war der größte Verluſt, den die liguiſtiſch-ſpaniſche Partei erleiden konnte.

Noch einmal drangen zwar die Spanier beim Conclave durch. Sie ſtellten ſieben Candidaten auf, und einer von dieſen, Cardinal Giovanni Antonio Fa-

chinetto, wurde gewählt (am 31. October 1591). Er nannte sich Innocenz IX. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß Innocenz gut spanisch gesinnt war; wenigstens schickte er der Ligue Geld. Aber er war schon sehr alt und schwach; fast niemals verließ er das Bett. Nachdem er zwei Monate die höchste Gewalt gekostet, rief ihn der Tod ab. Der letzte Tag des Jahres 1591 war auch sein Sterbetag.

Und so erneuerten sich die Wahlkämpfe des Conclaves zum vierten Male. Sie wurden um so wichtiger, da sich in dem unaufhörlichen Wechsel die Meinung festgesetzt hatte, daß es jetzt vor Allem eines kräftigen, lebensfähigen Mannes bedürfe. Die Spanier zögerten nicht, den Mann auf die Wahl zu bringen, von dem sie sich die thätigste Mitwirkung zu dem französischen Kriege versprechen konnten. Dies war Santorio, mit dem Titel Sanseverina. Von allen Cardinälen konnte er als der eifrigste angesehen werden. Schon in seiner Jugend hatte er zu Neapel manchen Kampf mit den Protestanten durchgemacht; in seiner Selbstbiographie, welche handschriftlich übrig ist, bezeichnete er die Pariser Bluthochzeit als „den berühmten Tag des heiligen Bartholomäus, hocherfreulich für die Katholischen;“ immer hatte er sich zu den heftigsten Meinungen bekannt; er war seit lange die Seele der Inquisition, übrigens noch gesund und in ziemlich frischem Alter.

Dieſen Mann wünſchten die Spanier mit der höchſten geiſtlichen Würde zu bekleiden; einen ergebenern hätten ſie nicht finden können. Der ſpaniſche Geſandte Olivarez hatte Alles vorbereitet; es ſchien kein Zweifel übrig zu bleiben; von 52 Stimmen hatte man 36 bejahende, eben genug, um die Wahl zu entſcheiden, wozu immer zwei Drittel der Stimmen erforderlich ſind. Und ſo ſchritt man gleich nach dem Beginn des Conclaves zu dem Wahlactus. Die Häupter der ſpaniſchen Partei holten Sanſeverina aus ſeiner Zelle ab, die, wie es bei der Zelle der Erwählten Gebrauch iſt, ſogleich von den Dienern geplündert wurde; 36 Cardinäle begaben ſich mit ihm nach der Capella Paolina. Schon bat man ihn um Gnade für ſeine Gegner; er erklärte, er wolle Allen vergeben und ſich zum erſten Zeichen ſeiner Geſinnung „Clemens“ (der Milde) nennen; Völker und Reiche wurden ihm empfohlen.

Indeſſen hatte man bei dieſem Vorſchlage einen Umſtand aus der Acht gelaſſen. Sanſeverina galt für ſo ſtreng, daß Jedermann ihn fürchtete. Dadurch war es ſchon geſchehen, daß Viele nicht hatten gewonnen werden können. Eine Anzahl von Cardinälen, aus jüngeren Leuten und alten perſönlichen Gegnern Sanſeverina's beſtehend, verſammelte ſich in der Capella Siſtina. Es waren ihrer allerdings, als ſie ſich beiſammen ſahen, nur 16; es fehlte ihnen ſomit an einer

Stimme, um die Wahl zu vereiteln; doch bewog sie der erfahrene französische Cardinal Altemps, vor der Hand noch Stand zu halten und sich nicht mit den Gegnern zu vereinigen.

Und in der That wirkte die nämliche Abneigung auch auf Diejenigen, die Sanseverina'n ihr Wort gegeben; gar Manche unter ihnen verwarfen ihn im Herzen. Sie hatten sich dem Wunsche König Philipp's bequemt; doch erwarteten sie nur eine Gelegenheit, um abtrünnig zu werden. Bei dem Eintritte in die Wahlkapelle zeigte sich eine Bewegung, die bei einem so entschiedenen Falle ganz ungewöhnlich war. Man machte einen Anfang, die Stimmen zu zählen; man schien damit nicht zu Stande kommen zu wollen; die eigenen Landsleute Sanseverina's legten ihm Hindernisse in den Weg. Es fehlte nur an Jemandem, der dem Gedanken, den so Viele hegten, Bahn bräche. Endlich faßte sich der Cardinal Ascanio Colonna ein Herz. Er gehörte zu einer der römischen Baronenfamilien, welche vor Allen die inquisitorische Härte Sanseverina's fürchteten. Er rief aus: „Ich sehe, Gott will Sanseverina nicht, auch Ascanio Colonna will ihn nicht." Er verließ die Paolina und begab sich zu den Gegnern in die Sistina. Hiermit hatten diese gewonnen. Es ward ein geheimes Scrutinium beliebt. Es gab Einige, die es nie gewagt hätten, öffentlich und laut ihre bereits zugesagte Stimme

zurückzuziehen, die das aber wohl insgeheim thaten, sobald sie nur wußten, daß ihre Namen verschwiegen bleiben würden. Als die Zettel eröffnet wurden, fanden sich nur 30 Stimmen für den Vorgeschlagenen.

Seiner Sache gewiß, war Sanseverina gekommen; die Fülle der geistlichen Gewalt, die er so hoch anschlug, die er so oft verfochten, glaubte er schon in Besitz zu haben. Zwischen der Erfüllung seiner höchsten Wünsche und der Zukunft eines immerwährenden Gefühls von Zurücksetzung, zwischen „Herr sein" und „Gehorchen müssen" hatte er sieben Stunden zugebracht, wie zwischen Leben und Tod. Endlich war es entschieden. Seiner Hoffnung beraubt, ging er in die geplünderte Zelle zurück. „Die nächste Nacht," sagt er in seiner Lebensbeschreibung, „war mir schmerzvoller, als je ein unglücklicher Augenblick, den ich erlebt habe. Die schwere Betrübniß meiner Seele und die innerliche Angst preßten mir, es klingt beinahe unglaublich, blutigen Schweiß aus." Er kannte die Natur eines Conclaves genugsam, um sich weiter keine Hoffnung zu machen, und so bewährte sich auch hier das alte Sprüchwort, daß, wer als Papst in's Conclave geht, nicht immer als Papst wieder herauskommt.

Auch die Spanier hatten hiermit ihr Spiel verloren. Zwar brachte Cardinal Madruzzi den Sanseverina noch einmal auf die Wahl; aber es war nur ein

rufe hingeriſſen haben: „Wäre ich nicht Papſt, ich würde ſie heirathen, und aus unſrer Verbindung würde ein Alexander hervorgehen.“

In der Mitte des Jahres 1590 überfiel ihn eine bedenkliche Krankheit. Er ließ ſich aber dadurch in ſeinen gewöhnlichen Geſchäften nicht ſtören, ſondern wiederholte ſich öfters die Worte Veſpaſian's: „ein Herrſcher müſſe ſtehend ſterben.“ So ereilte ihn, mitten unter den großartigſten Entwürfen, der Tod am 27. Auguſt 1590.

Sixtus V. hatte die fünf Jahre ſeiner Herrſchaft wohl genutzt. Er hatte in dieſer kurzen Zeit Außerordentliches ausgeführt, und das in einem Alter (vom 64. bis zum 69. Jahre), wo Andere ſchon zu wirken aufgehört haben. *) Zufällig entlud ſich eben ein Ungewitter über den päpſtlichen Palaſt, als der gewaltige Prieſterfürſt verſchied. Die alberne Menge überredete ſich, Sixtus habe einen Pact mit dem Böſen gehabt, durch deſſen Hülfe er von Stufe zu Stufe geſtiegen ſei; nach abgelaufener Zeit ſei nun ſeine Seele in dem Unwetter hinweggeführt worden. So verſinnbildlichten die Römer ihr Mißvergnügen über die neuen ſchweren Auflagen

*) Auch Heinrich IV. leiſtete in ſeinen fünf erſten Regierungsjahren Ungemeines, ſ. I. 343. Freilich war er zwölf Jahre jünger.

und ihre Zweifel an ſeiner vollkommenen Rechtgläubigkeit. In wildem Ungeſtüm riſſen ſie die Bildſäule nieder, die ſie dem großen Regenten einſt errichtet hatten; ja, auf dem Capitol ward ein Beſchluß gefaßt, daß man niemals wieder einem Papſt bei ſeinem Leben eine Bildſäule ſetzen wolle.

Man hatte den Verluſt dieſes Papſtes bald zu bereuen. Denn kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als auch der Banditenunfug wieder zum Vorſchein kam. Alfonſo Piccolomini, ein berüchtigter Bandencheſ, der ſchon unter Gregor XIII. die Geißel des Kirchenſtaates geweſen war, unter Sixtus V. aber ſich ſtill und verborgen gehalten hatte, zeigte ſich wieder in der Romagna. Ein zweiter Räuberanführer, Battiſtella, wählte die Campagna, ein dritter, Sacripante, den unter dem Namen Maremma bekannten Küſtenſtrich zum Schauplatz ſeines Treibens. In geordneten Schaaren mit fliegenden Fahnen und Trommeln zogen ſie einher, brandſchatzten das Land und machten alle Straßen unſicher.

Doppelt wichtig wurde unter dieſen Umſtänden die neue Papſtwahl. Die Cardinäle theilten ſich in zwei Parteien, in die ſtrengkirchliche oder ſpaniſche und in die gemäßigte oder franzöſiſche. Die Anhänger der erſteren ſiegten. Giovanni Battiſta Caſtagna, ein Cardinal von unzweifelhaft ſpaniſcher Geſinnung, ging

seiner Haltung und Bewegung, seiner Mienen und des Tons seiner Rede setzte selbst diesen Hof in Erstaunen, der doch an Umwandlungen aller Art gewöhnt war. Paul fühlte sich aber auch zugleich gebunden und verpflichtet. Mit derselben Unbeugsamkeit, mit der er in seinen bisherigen Aemtern den Buchstaben des Gesetzes gehandhabt, nahm er sich vor auch die höchste Würde zu verwalten.

Andere Päpste pflegten ihre Thronbesteigung mit Gnaden zu bezeichnen. Paul V. begann mit einem Richterspruche, der noch heute Gauen erregt. Er ließ einen armen Schriftsteher, Namens Piccinardi, der eine Schrift gegen Clemens den Achten geschrieben, aber nicht durch den Druck publicirt hatte, auf der Engelsbrücke enthaupten. Allerlei strenge Anordnungen folgten. Allein das Bedenklichste war, daß sich Paul bei seinen canonistischen Studien mit einem überschwenglichen Begriffe vom Papstthum durchgrungen hatte. Die Lehre, daß der Papst der einzige Stellvertreter Jesu Christi, daß die Gewalt der Schlüssel seinem Gutdünken anvertraut, daß er von allen Völkern und Fürsten in Demuth zu verehren sei, wollte er in ihrer vollen Bedeutung behaupten. Er sagte, nicht von Menschen, sondern vom göttlichen Geiste sei er auf diesen Stuhl erhoben worden, mit der Obliegenheit, die Immunitäten der Kirche, die Gerechtsame Gottes wahrzunehmen,

und er wolle lieber sein Leben lassen, als einst wegen einer Vernachlässigung seiner Pflicht zur Rechenschaft gezogen werden, wenn er vor Gottes Thron erscheinen müsse.

Treu diesen Grundsätzen, suchte er nach allen Seiten die höchsten Ansprüche für die geistliche Herrschaft geltend zu machen und gerieth dadurch mit den italienischen Regierungen in mannigfache Händel. Besonders setzte ihm Venedig einen beharrlichen Widerstand entgegen. Dieser Freistaat hatte seine Geistlichkeit stets in strenger Ordnung und von Staatsämtern fern gehalten und fast alle Pfründen und Bisthümer selbst besetzt. Ohne Zustimmung der weltlichen Obrigkeit ward keine Kirchenversammlung eröffnet, kein päpstlicher Befehl bekannt gemacht und keine Berufung nach Rom gestattet. Ketzereien nahmen nie überhand, weil keinerlei Unterdrückung den Reiz dazu gab oder erhöhte. Dies und manches Andere widersprach zu sehr den Forderungen unbedingter Kirchenherrschaft, als daß Zwist und Streit mit einem Manne, wie Paul, hätten ausbleiben können. Aber die Venetianer besaßen in ihrem Staatsconsultor, dem Servitenmönch Paolo Sarpi, einen eben so kühnen als gewandten Vertheidiger. Er führte mit unerbittlicher Strenge den Grundsatz durch: „daß die obrigkeitliche Gewalt unmittelbar von Gott stamme und daß Geistliche wie Weltliche dieser Gewalt unterworfen seien.“

Dagegen wandten die Jesuiten, welche die Advokaten des Papstes machten, ein: „daß die Priesterschaft keinen weltlichen Obern anzuerkennen habe; es wäre thöricht, wenn das Schaaf den Hirten richten wolle.“ Es kam so weit, daß der Papst die Republik mit dem Banne belegte. Doch der Senat von Venedig hatte Ansehen genug, die gesammte Geistlichkeit zum Gehorsam und zur Fortsetzung der kirchlichen Verrichtungen zu vermögen; die Jesuiten und Karthäuser, welche allein widersprachen, wurden fortgejagt. Als ein Priester in Padua bei dieser Gelegenheit sagte: „er werde thun, was ihm der heilige Geist eingebe“, erhielt er die Antwort: „der heilige Geist habe dem Rathe der Zehn (die oberste Behörde in Venedig) eingegeben, jeden Ungehorsamen hängen zu lassen.“ Maaßregeln von solcher Festigkeit erweckten nicht unnatürlich die Besorgniß, Venedig werde sich ganz von der römischen Kirche trennen, weßhalb im April 1607 unter französischer Vermittlung eine Aussöhnung zwischen dem Freistaate und dem Papste zu Stande kam, wornach Letzterer für einige Ehrenbezeigungen in allem Wesentlichen nachgeben mußte.

Nach dieser belehrenden Erfahrung ward Paul V., wie der Cardinal Richelieu sich ausdrückt, ein wahrer Vater des Friedens und wollte dem Kaiser Ferdinand nicht einmal Geld zur Bekriegung der Protestanten geben. Unter ihm begannen nämlich die böhmischen Unru-

hen, welche die Einleitung zum dreißigjährigen Kriege bildeten. Zur Feier des Sieges am weißen Berge veranstaltete er eine Proceſſion, wobei er einen Schlaganfall erlitt. Kurz darauf folgte ein zweiter, an deſſen Folgen er ſtarb, am 28. Januar 1621.

Die neue Wahl vollzog ſich im Allgemeinen, wie die frühern. Paul V. hatte ſo lange regiert, daß unter ihm beinahe das geſammte Cardinalcollegium erneuert worden war; bei weitem der größte Theil der Cardinäle hing deshalb von ſeinem Nepoten *), dem Cardinal Borgheſe, ab. Nach einigem Schwanken fand derſelbe den Mann, über den ſich alle ſeine Anhänger vereinigten, Aleſſandro Ludoviſio von Bologna, der denn auch ſofort (am 9. Februar 1621) gewählt ward und den Namen Gregor XV. annahm.

Gregor war ein kleiner phlegmatiſcher Mann, der ſich in frühern Zeiten den Ruf eines geſchickten Diplo-

*) Nepot (von dem lateiniſchen Nepos), eigentlich Neffe, überhaupt Verwandter. Wenn ein Papſt zur Regierung kam, ſo erhob er gewöhnlich einen oder einige ſeiner Verwandten zu Cardinälen, und dies waren vorzugsweiſe Diejenigen, welche man unter dem Namen „Nepoten" verſteht. Ein ſolcher Nepot war in der Regel der erſte Miniſter des Papſtes, das Factotum, der allmächtige Vertraute; durch ſeine Hand gingen alle Geſchäfte, und auch auf die nächſte Papſtwahl war er nie ohne Einfluß.

maten erworben hatte, jetzt aber schon vom Alter gebeugt, schwach und krank war. Was sollte man von einem Papste erwarten, dem man sich oft nicht getraute schwierige Geschäfte mitzutheilen, aus Furcht, seiner Gebrechlichkeit den letzten Stoß zu geben! Allein zur Seite dieses hinsterbenden Greises trat ein junger Mann von 25 Jahren auf, sein Nepote Lodovico Ludovisio, der sich sogleich in den Besitz der päpstlichen Allgewalt setzte und so viel Geist und Kühnheit zeigte, als die Lage der Dinge nur immer erforderte. Lodovico Ludovisio liebte Pracht und Glanz; er versäumte nicht, Reichthümer an sich zu bringen, vortheilhafte Familienverbindungen zu schließen und seine Freunde zu befördern; er lebte und ließ leben. Aber dabei hatte er doch auch die großen Interessen der Kirche im Auge; selbst seine Feinde gestehen ihm wahrhaftes Talent für die Leitung der Geschäfte zu, einen richtig fühlenden Geist, der in den schwierigsten Verwicklungen eine befriedigende Auskunft entdeckte, und allen den unbesorgten Muth, der dazu gehört, ein mögliches Ergebniß in dem Dunkel der Zukunft wahrzunehmen und darauf hinzusteuern. Hätte ihn nicht die Schwächlichkeit des Oheims, die ihm keine lange Dauer seiner Gewalt verhieß, in Schranken gehalten, er würde keiner Rücksicht auf der Welt Raum gegeben haben.

Sowohl der Papst selbst, als sein Neffe sahen in

der Ausbreitung des Katholicismus das Heil der Welt. Darum begünstigten sie auch die Jesuiten. Der Cardinalnepot war von denselben erzogen und ihnen daher vollkommen ergeben. Will man sich den Geist der neuen Verwaltung im Allgemeinen vergegenwärtigen, so braucht man sich nur zu erinnern, daß Gregor XV. es war, unter dem die Propaganda, jene berühmte und berüchtigte Gesellschaft zur Ausbreitung des christlich-katholischen Glaubens, gestiftet und die Begründer des Jesuitenordens, Ignatius Loyola und Franz Xaver, heilig gesprochen wurden. „Zu der Zeit", heißt es in der Canonisationsbulle der beiden Jesuiten, „als man neue Welten gefunden und als in der alten sich Luther zur Bekämpfung der katholischen Kirche erhoben habe, sei der Geist Ignaz Loyola's zur Stiftung einer Gesellschaft erweckt worden, die sich vorzugsweise der Bekehrung der Heiden und Ketzer widme. Vor allen andern Mitgliedern derselben habe sich aber Franz Xaver würdig gemacht, der Apostel der neugefundenen Nationen zu heißen. Deshalb seien sie jetzt beide in das Verzeichniß der Heiligen aufgenommen. Kirchen und Altäre, wo man Gott sein Opfer darbringe, sollen ihnen geweihet werden." *)

*) Man scheint dem Inhalte dieser Bulle noch heute gewissenhaft nachzuleben. Wenigstens wurde im Jahre 1844 in

In dem Geiſte nun, der ſich in dieſen Acten darſtellt, traf die neue Regierung auch unverweilt Anſtalt, den Siegen, welche die Katholiken in Deutſchland erfochten, Bekehrungen folgen zu laſſen und die Eroberungen, die ſie gemacht, durch Wiederherſtellung der katholiſchen Religion zu rechtfertigen und zu befeſtigen. Böhmen, die Pfalz, Oberdeutſchland, ſo weit es von den kaiſerlichen Waffen beherrſcht ward, wurden von jeſuitiſchen Miſſionarien überſchwemmt und mit größerem oder geringerem Erfolge katholiſirt. Der Kaiſer erhielt bedeutende Summen zur Fortſetzung des Kriegs gegen die Proteſtanten. Der Papſt erklärte, er werde geben, ſo lange er habe, und wenn er ſelbſt kaum zu leben übrig behalte. Spanien wurde zu erhöhtem Eifer angeſpornt. Ein Länderſteit, welcher zwiſchen dem Pariſer und Madrider Cabinet auszubrechen drohte, wurde geſchlichtet, damit unter den katholiſchen Mächten keine Zwietracht entſtehe. Daß die pfälziſche Kurwürde auf Baiern überging, hatte

---

dem Altar der neuerbauten katholiſchen Kirche zu Annaberg im Königreich Sachſen eine ſolche Weihetafel entdeckt. Es gab das damals einen großen Lärm, weil in Sachſen der Jeſuitenorden laut der Verfaſſungsurkunde ausdrücklich verboten iſt. Man ſuchte katholiſcherſeits die Geſchichte in Abrede zu ſtellen; ſie iſt aber nichtsdeſtoweniger wahr und wird auch durch jene päpſtliche Verordnung vollkommen erklärt.

Herzog Maximilian vornehmlich den Bemühungen Gregor's zu danken, der ihm wegen seiner strengkatholischen Gesinnungen wohlwollte. Der Herzog schenkte dafür dem Papste die Heidelberger Bibliothek, was diesem große Freude machte.

Selten hat die römische Curie eine angestrengtere Thätigkeit entfaltet, als damals. Sie griff überall ein; sie wirkte nach allen Richtungen; sie ermahnte, belohnte, strafte, lobte, tadelte, versöhnte, predigte, belehrte, je nachdem Zweck und Umstände es erforderten. Es war erstaunlich, welchen Impuls Cardinal Ludovisio der katholischen Sache zu geben verstand, und es läßt sich nicht absehen, was geschehen sein würde, wenn er seine Gewalt einige Jahre inne gehabt hätte. So aber starb Gregor XV. schon 1523.

Die Hoffnung, welche sich Ludovisio gemacht hatte, nach dem Tode des Oheims die päpstliche Krone zu tragen, ging nicht in Erfüllung; denn der vorletzte Nepot, Cardinal Borghese, stand ihm im Conclave mit gleichen Kräften gegenüber. Bei dieser Lage der Dinge gelang es einem Dritten, dem Cardinal Maffeo Barberino, sich zu erheben. Barberino stammte aus einem reichen florentinischen Hause. Auf jeder Stufe, die er auf seiner geistlichen Laufbahn betreten, hatte er eine gewisse Ueberlegenheit über seine Amtsgenossen behauptet und während eines längern Aufenthalts in Frank-

reich als Nuntius ſich die volle Gewogenheit des dortigen Hofes erworben. Nach Gregor's Tode dachte ihm die franzöſiſche Partei von allem Anfang die Tiara zu. Er ſelbſt ſoll ſich in dem Conclave äußerſt klug benommen haben. Man behauptet, daß er jedem der beiden Cardinalnepoten zu verſtehen gegeben habe, er ſei ein Gegner des andern, worauf er von beiden und zwar von jedem aus Haß wider den andern unterſtützt worden ſei. Noch wirkſamer jedoch war es ohne Zweifel, daß er ſich immer als einen gewandten Verfechter der römiſchen Anſprüche gezeigt und ſich dadurch der Mehrzahl der Cardinäle werth gemacht hatte. Genug, von eigenem Verdienſt und fremder Unterſtützung gleich ſehr gefördert, drang Barberino durch und ſtieg in dem friſchen Alter von 55 Jahren zur Würde des Papſtthums auf.

Urban VIII. — ſo nannte ſich Barberino — betrachtete ſich vornehmlich als einen weltlichen Fürſten. Er hegte den Gedanken, der Kirchenſtaat müſſe durch Befeſtigungen geſichert, durch eigene Waffen furchtbar ſein. Man zeigte ihm die marmornen Denkmale ſeiner Vorfahren; er ſagte, er wolle ſich eiſerne ſetzen. Er baute Caſtelle, verſah ſie mit Munition und Mundvorrath, richtete in Tivoli eine Gewehrfabrik ein, beſtimmte die vaticaniſche Bibliothek zum Zeughauſe, warb Soldaten und erfüllte den friedlichen Bezirk der ewigen Stadt

mit militäriſchem Lärmen. Auch einen Freihafen mußte ein wohleingerichteter Staat haben. Civitavecchia ward mit vielen Koſten dazu eingerichtet. Eine Maaßregel, die freilich keinen andern Erfolg hatte, als daß die Barbaresken daſelbſt die den chriſtlichen Seefahrern abgenommene Beute verkauften. Dazu alſo mußten die Anſtrengungen des Oberhirten der Chriſtenheit dienen. Seltſame Ironie des Schickſals!

In allen dieſen Dingen verfuhr Urban VIII. mit unbedingter Selbſtherrſchaft. Niemand durfte ihm drein reden, Niemand einen Rath geben; denn er war von einem Dünkel, von einer Zuverſicht auf ſeine eigne Vortrefflichkeit erfüllt, die wirklich oft in's Lächerliche gingen. Schlug man ihm vor, das Cardinalcollegium zu Rathe zu ziehen, ſo entgegnete er: „er allein verſtehe mehr, als alle Cardinäle zuſammengenommen.“ Machte man ihm einen Einwurf aus den alten päpſtlichen Conſtitutionen, ſo antwortete er: „der Ausſpruch eines lebenden Papſtes ſei mehr werth, als die Satzungen von hundert verſtorbenen.“ Den Beſchluß, welchen das römiſche Volk nach Sixtus des Fünften Tode gefaßt, niemals wieder einem Papſte bei ſeinen Lebzeiten eine Bildſäule zu errichten, hob er mit den Worten auf: „ein ſolcher Beſchluß könne nicht für einen Papſt gelten, wie er einer ſei.“ Einſt lobte man ihm das Betragen eines ſeiner Nuntien in einer ſchwierigen Angelegenheit; er verſetzte: „Der Nuntius hat

ganz nach meiner Anleitung gehandelt." Dergleichen Ausſprüche, die ſich leicht vervielfältigen ließen, bezeichnen ganz das Eigenwillige, Selbſtgefällige, Launiſche, Hochfahrende in dem Charakter dieſes Papſtes.

Urban VIII. herrſchte während der meiſten Jahre des dreißigjährigen Kriegs (1623 — 1644), leiſtete aber, bei ſeiner Vorliebe für Frankreich und ſeiner Beſorgniß vor ſpaniſcher Uebermacht, dem Hauſe Oeſterreich nur ungern und wenig Hülfe. Die Erfolge der Schweden in Deutſchland erfüllten ihn ſogar mit heimlicher Freude, ſofern ſie zur Schwächung der habsburgiſchen Macht beitrugen und die drohenden Maaßregeln, welche der Kaiſer gegen Italien ergreifen wollte, für immer abwendeten. Ferdinand II. beklagte ſich laut, daß der Papſt ihn im Stiche laſſe, ja daß er nicht einmal die Verbindung der katholiſchen Franzoſen mit den ketzeriſchen Schweden durch ſeine Amtsgewalt hintertreibe. Urban blieb dabei, der Krieg ſei kein Religionskrieg, ſondern betreffe nur Staatsangelegenheiten. Nicht eher entſchloß er ſich, von ſeiner ſelbſtſüchtigen, verkehrten und eines katholiſchen Kirchenfürſten ganz unwürdigen Politik zu laſſen, bis Baiern gefallen war, Bernhard von Weimar die Päſſe Tyrols eingenommen hatte und ganz Deutſchland den Waffen des Lutherthums zu erliegen ſchien. Aber nun war es zu ſpät; der Proteſtantismus konnte nicht mehr überwältigt werden. Dennoch widerſetzte ſich Urban in ſtarr-

ſinniger Hartnäckigkeit Allem, was einer Ausgleichung ähnlich ſah. Den Prager Frieden ſuchte er auf jede Weiſe zu hintertreiben. Eine ſolche eigenſinnige, auf keine Machtmittel baſirte Politik des heiligen Stuhles mußte denſelben immer mehr den lebendigen und wirkſamen Intereſſen entfremden und in eine luftige Höhe ſtellen, die ohne Verbindung mit den unter ihr vorgehenden Ereigniſſen blieb.

In Italien führte Urban Krieg mit dem Herzoge von Parma; aber ohne Glück. Dagegen vergrößerte er den Kirchenſtaat durch die Erwerbung des Herzogthums Urbino, indem er den letzten Beherrſcher deſſelben zu der Erklärung zu bringen wußte, daß Alles, was er beſitze, ein Lehen des apoſtoliſchen Stuhles ſei. So ging das ſchöne Land nach dem Tode des letzten Herzogs ohne große Schwierigkeit an den Krummſtab über. — Das fürchterliche Ereigniß des iriſchen Blutbades *) feierte Urban mit Dankgebeten. Er ſah in dieſer Metzelei, wie einſt ſein Vorfahr in der Bluthochzeit, eine heroiſche That zur Ehre Gottes und gab den Irländern zur Belohnung dafür und zur Aufmunterung ihres ferneren Widerſtandes gegen die engliſche Regierung einen Ablaßbrief, indem er ſie nicht nur von allen bisher begangenen Sünden freiſprach, ſondern auch von allen denen, die ſie noch

*) ſ. das Nähere II. 156 ff.

in Zukunft während des Ketzerkriegs begehen würden.

Am 29. Juli 1644 starb Urban VIII. Er hatte drei Barberini (Franzesco, Antonio und Taddeo) als Nepoten zur Seite gehabt und 48 Cardinäle während seiner langen Regierung ernannt. Diese hielten natürlich bei dem nächsten Conclave zusammen; nie hatte es eine so starke Partei gegeben. Gleichwohl sahen die Nepoten bald, daß sie den Mann ihrer Wahl, den Cardinal Sacchetti, nicht durchsetzen würden. Die Scrutinien fielen von Tage zu Tage ungünstiger aus. Um nicht einen erklärten Gegner zur Tiara kommen zu lassen, entschied sich endlich Franzesco Barberino für Cardinal Pamfili, der wenigstens eine Creatur Urban's war, obwohl er sich stark auf die spanische Seite neigte und der französische Hof ihn ausdrücklich verbeten hatte. Am 16. September 1644 ward Pamfili gewählt. Er nannte sich Innocenz X.

Innocenz war an sich ein Mann von keineswegs gemeinen Eigenschaften. In seiner frühern Laufbahn hatte er sich thätig, unbescholten und redlich gezeigt; auch jetzt bewährte er diesen Ruf. Man fand seine Anstrengungen um so außerordentlicher, da er schon 72 Jahre zählte, als er gewählt wurde. Die Arbeit machte ihn nicht müde; er war nach derselben so frisch, wie vorher. Es gewährte ihm Vergnügen, Leute zu sprechen; Jedermann ließ er aussprechen, und statt der stolzen Zurück-

gezogenheit Urban's zeigte er Zugänglichkeit und muntere Laune. Beſonders ließ er ſich die Ordnung und Ruhe von Rom angelegen ſein. Er ſuchte einen Ehrgeiz darin, die Sicherheit des Eigenthums wie der Perſonen bei Tag und Nacht aufrecht zu erhalten, keine Mißhandlungen der Untern von den Obern, der Schwachen von den Mächtigen zuzulaſſen. Er nöthigte die Barone, ihre Schulden zu bezahlen, zwang den Herzog von Parma durch Beſchlagnahme ſeiner römiſchen Beſitzungen, ſeine Gläubiger zu befriedigen, und verjagte die übermüthigen Barberini aus Rom, obgleich ſie ihn erſt auf den päpſtlichen Stuhl erhoben hatten. Uebrigens erlitt unter ihm die Politik des römiſchen Hofes einige Modificationen. Die geſammte ſpaniſche Partei erwachte wieder und hielt der franzöſiſchen, die bis dahin vorwiegend geweſen war, das Gleichgewicht.

In allen dieſen Verhältniſſen erſcheint Innocenz kräftig, klug und entſchloſſen. Er litt aber an einem Fehler, der es ſchwer machte, mit ihm auszukommen, und der ihm ſelbſt ſein Leben verbitterte; er hatte zu Niemandem ein unerſchütterliches Vertrauen. Gunſt und Ungunſt wechſelten nach den Eindrücken des Augenblicks in ihm ab. So ſehen wir bald ſeine Schwägerin, Olimpia Maidalchina, bald deren Sohn, Camillo Pamfili, bald deſſen Gattin, Olimpia Aldobrandina, Alles bei ihm vermögen. Einmal entfernte er alle Drei

und erhob einen entfernten Verwandten, Camillo Astalli, zum Cardinalnepoten. Aber auch dieser verlor bald wieder seine Gunst. Olimpia Maidalchina setzte sich von Neuem fest, und diesmal gelang es ihr, eine dauernde Herrschaft auf den Papst auszuüben. Der alte Herr fühlte am Ende selbst, daß er das Werkzeug weiblicher Herrschsucht und Habgier war. Er mißbilligte es und hätte es gern abgestellt; doch fühlte er nicht Kraft und Entschluß dazu; auch hatte er sich so an die Olimpia gewöhnt, daß er nicht ohne sie fertig zu werden wußte. Seine Regierung, die ohne bemerkenswerthe Widerwärtigkeiten dahinging, gehörte sonst zu den glücklicheren; durch diese Uebelstände in Familie und Palast ist sie jedoch in schlechten Ruf gerathen. Innocenz X. ward dadurch persönlich noch mehr, als er es schon von Natur war, launisch, wankelmüthig, eigensinnig, sich selber beschwerlich. In diesem Unmuth starb er, am 5. Januar 1655.

In Bezug auf seine Politik ist anzumerken, daß auch er, wenn schon den Franzosen keineswegs ergeben, das österreichische Kaiserhaus aus Furcht vor der habsburgischen Macht mit äußern Mitteln nicht unterstützte und hiermit, gleich seinem Vorgänger Urban, die Bahn derjenigen päpstlichen Politik verließ, welche seit der Mitte des 16. Jahrhunderts mit Aufgebung aller eigenen politischen Rücksichten einzig und allein den Sieg des Katholicismus herbeizuführen bemüht gewesen war. Er-

gen den weſtphäliſchen Frieden proteſtirte er, wiewohl ohne Erfolg.

Drei Tage lag die Leiche dieſes Papſtes, ohne daß einer ſeiner Angehörigen, denen es nach dem Gebrauch des Hofes zugekommen wäre, Sorge für die Beerdigung derſelben getragen hätte. Donna Olimpia ſagte, ſie ſei eine arme Wittwe, das gehe über ihre Kräfte; kein Anderer glaubte dem Verſtorbenen verpflichtet zu ſein. Ein Canonicus, der früher in päpſtlichen Dienſten geſtanden, aber ſchon lange entfernt worden war, wendete endlich einen halben Scudo daran und ließ ihm die letzte Ehre erweiſen.

Gönnen wir uns hier einen Ruhepunkt. Wir haben eine lange Reihe von Päpſten betrachtet, welche von der Mitte des ſechzehnten bis zur Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts der katholiſchen Kirche vorſtanden. Es ſind vierzehn Namen, welche gerade einen Zeitraum von hundert Jahren ausfüllen. Unter dieſen Nachfolgern Petri war kein einziger perſönlich ſo unwürdig, wie das frühere Jahrhundert leider deren mehrere zeigte. Allein nur einer, Sixtus der Fünfte, war ein Herrſcher in größerem Style. Und ſelbſt dieſer verſtand nicht, wie Gregor der Große, Gregor der Siebente und Innocenz der Dritte, der Hierarchie einen neuen Schwung zu geben, ſie dem Sinne und der Beſchaffenheit der Zeiten angemeſſen zu geſtalten und ihr dadurch allgemeinen Ein-

gang und unumschränkten Sieg zu verschaffen. Freilich erscheint die Aufgabe des Verjüngens und Anpassens nach so tiefen Spaltungen und so mannigfaltiger Entwickelung fast ganz unlösbar. Die Hierarchie, wie sie sich im Mittelalter darstellte, war durch die Reformation unmöglich geworden. Dies konnten oder wollten aber die Päpste nicht einsehen, und ihre ganzen Bemühungen finden wir eben darauf gerichtet, jenen alten Zustand wiederherzustellen Natürlich mußten alle derartigen Versuche fehlschlagen und eben so natürlich mußte dieses Fehlschlagen nachtheilig auf das Papstthum zurückwirken. So sehen wir denn den ernsten, strengreligiösen Geist, welcher durch den gewaltigen, von Deutschland kommenden Anstoß geweckt worden und zunächst auf die Wiedereroberung des verlorenen Terrains gerichtet war, in der letzten Hälfte des in diesem Capitel geschilderten Zeitraums wieder erschlaffen und die alten, nur auf einige Zeit zurückgedrängten Uebel des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts in der Verwaltung der Kirche wiederkehren. Nepoten leiten die Geschäfte und bereichern sich mit den Einkünften des heiligen Stuhls. Schulden werden auf Schulden gehäuft; Egoismus und Genußsucht treten von Neuem hervor. Aber nicht genug, daß die Pläne auf eine allgemeine Herstellung des Katholicismus gescheitert sind, nicht genug, daß die Protestanten sich behauptet haben; von nun an geräth das Papst-

thum auch den Thronen ſeiner eignen Bekenner gegenüber in Nachtheil. Die Kirche beginnt von Neuem zu zerfallen; der heilige Stuhl darf nicht mehr auf neue Erwerbung und Erhebung denken; er muß das Errungene nur ſo gut als möglich zu bewahren ſuchen. — War die Stellung des Papſtthums vor der Reformation eine herrſchende, ſo wurde ſie nach derſelben eine kämpfende. In dem Kampfe ſelbſt bemerken wir aber zwei Epochen. In dem erſten Jahrhundert von Beginn der Reformation ab verfuhr Rom angriffsweiſe, von da an nur vertheidigungsweiſe.

Fünftes Capitel.

Das Concil zu Trient.

1545 — 1563.

Ihr Heuchler, Phariſäer, Otterbrut,
Wohl hat von euch Jeſaias prophezeit:
„Es ſpricht der Herr: dieweil ich es erfahren,
„Daß, wenn ſie mich bekennen mit dem Munde,
„Sie mit dem Herzen ferne von mir ſind,
„Will ſeltſam ich mit dieſem Volk verfahren,
„Daß ſeiner Weiſen Weisheit geh' zu Grunde
„Und ſeiner Klugen Klugheit werde blind."
v. Chamiſſo.

Die Grundlage des neuern Katholicismus bilden die Beſchlüſſe des Tridentiner Concils, von welchem ſchon mehrfach in dieſem Werke die Rede geweſen iſt *) und das wir jetzt etwas näher in Augenſchein nehmen wollen.

Lange hatten die Päpſte ohne Kirchenverſammlung

*) ſ. I. 34. 46. 54.

regiert; denn Kirchenverſammlungen waren ihnen eben ſo widerwärtig, wie manchen Fürſten die Ständeverſammlungen. Als aber die Mißbräuche im Innern der Kirche ſich ſo gehäuft hatten, daß ſie ſelbſt dem blödeſten Auge nicht mehr verborgen bleiben konnten; als, durch Luther's Donnerworte geweckt, die allgemeine Aufmerkſamkeit ſich den kirchlichen Zuſtänden zuwandte; als nun immer mehr Stimmen ſich erhoben für Abſtellung der Uebelſtände und Einberufung einer allgemeinen Kirchenverſammlung; als endlich ſogar Kaiſer Karl V. ſein gewichtiges Wort hiefür in die Wagſchale legte, da mußte die römiſche Curie ſich wohl oder übel entſchließen, in den ſauern Apfel zu beißen. Doch wenn ſie die gebieteriſche Forderung ſelbſt nicht mehr abweiſen konnte, ſo ſuchte ſie wenigſtens die Befriedigung derſelben durch allerlei kleinliche Mittel hinauszuſchieben. Im Jahre 1530 verſprach Clemens VII. das erſehnte Concilium, und — bei dem Verſprechen blieb es. Er ſtarb, ohne daß das Concil zuſammengekommen wäre. Neues Drängen von Seite des Kaiſers und der deutſchen Fürſten. Da geſchah nach ſieben Jahren ein weiterer Schritt, indem Paul III. 1537 die Verſammlung wirklich nach Mantua berief. Doch auch ihm ſchien es kein rechter Ernſt zu ſein; die Mantuaniſche Verſammlung unterblieb; eine neue ward nach Vicenza ausgeſchrieben, und als auch aus dieſer nichts wurde, erfolgte endlich 1542 die Einladung nach

Trient in Tyrol. Neu aufgeregte Hinderniſſe verzögerten indeß abermals die Eröffnung des Concils, und erſt am 13. December 1545 konnte die erſte Sitzung gehalten werden.

Nach dem urſprünglichen Plane ſollte die Verſammlung eine allgemeine ſein, an welcher nämlich auch die Abgeordneten der vom Katholicismus abgefallenen Länder Theil nähmen. Man ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, eine Wiedervereinigung bewirken zu können. Dieſer Täuſchung gaben ſich freilich nur die Deutſchen hin. Dem Papſte war von allem Anfang nichts an dem Erſcheinen der proteſtantiſchen Delegaten gelegen, und während er öffentlich ſich den Anſchein gab, als beklage er deren Ausbleiben, gab er ihnen insgeheim Vorwände zu Einreden und Entſchuldigungen an die Hand. Am 21. März 1547 decretirte er plötzlich die Verlegung des Concils von Trient nach Bologna, um es näher bei ſich zu haben und eine unmittelbare Aufſicht darüber führen zu können. *) Es hatten im Ganzen erſt 7 Sitzungen ſtattgefunden. In Bologna fanden während eines Zeitraums von 4 Jahren nur 3 Sitzungen ſtatt. Papſt Julius III. war es, der, um dem Kaiſer zu gefallen, die Rückkehr der Verſammlung nach Trient bewirkte **), wo ſie am 1. Mai 1551 ihre 11. Sitzung hielt. Zum

*) I. 143—44. 146. **) I. 173, 175—76.

Schrecken des Papſtes fanden ſich aber um dieſe Zeit auch proteſtantiſche Abgeordnete ein. Nichts konnte ihm daher gelegener kommen, als der Krieg des Kurfürſten Moritz gegen Kaiſer Karl. Er ergriff dieſe Gelegenheit mit beiden Händen, um die Suſpenſion der Verſammlung auszuſprechen*). Erſt zehn Jahre nachher, am 15. Januar 1562, ward ſie unter Pius IV. wieder eröffnet, theils weil etliche katholiſche Mächte darauf drangen, theils weil der Papſt Reformationen durch Laien und Fürſten, gleichwie nationale Kirchenverſammlungen noch mehr als eine allgemeine zu fürchten hatte. Mit der 17. Sitzung begann dieſe dritte Periode des Concils. Sie währte bis zum 4. December 1563, an welchem Tage mit der 25. Seſſion die Verſammlung geſchloſſen ward **). Sie hatte alſo im Ganzen 18 Jahre gedauert. Zugegen waren geweſen: mehrere Legaten und Cardinäle, 3 Patriarchen, 25 Erzbiſchöfe, 168 Biſchöfe, 7 Aebte, 36 Stellvertreter derſelben, 7 Ordensmeiſter, 22 Gottesgelehrte und 70 Glieder der Bettelorden.

Es iſt eine erhabene Idee, daß es in ſchwierigen Zeiten und lebhaften Irrungen der Kirche vor Allem eine Verſammlung ihrer Oberhirten ſei, die denſelben abhelfen könne. „Ohne Anmaßung und Neid, in heili-

*) I. 193.

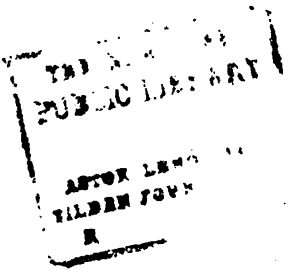
**) Raumer (Geſchichte Europas ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts, III, 294) ſetzt den Schluß des Concils erſt in den Februar 1564.

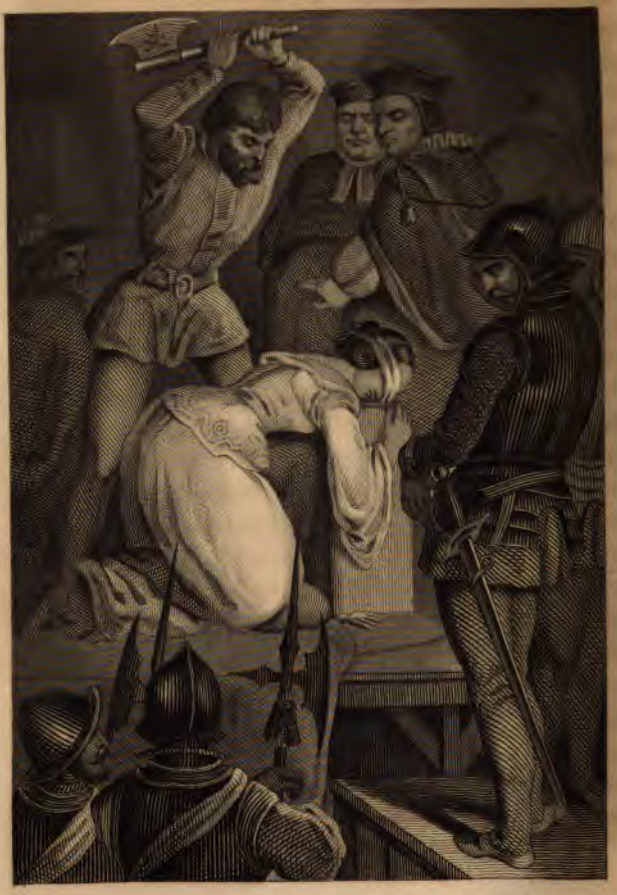
ger Niedrigkeit, im katholischen Frieden," sagt der Kirchenvater Augustinus, „berathschlage eine solche; nach weiterentwickelter Erfahrung eröffne sie, was verschlossen, und bringe an den Tag, was verborgen sei." Allein schon in den frühesten Zeiten war man weit entfernt, dies Ideal zu erreichen. Es hätte eine Reinheit der Gesinnung, eine Unabhängigkeit von fremdartigen Einwirkungen dazu gehört, die dem Menschen nicht verliehen zu sein scheint. Wie viel weniger aber war es jetzt zu erreichen, wo die Kirche in so unzählige, wider einander laufende Verhältnisse mit dem Staate verflochten war! In der That bot das Concilium zu Trient ein höchst unerquickliches Schauspiel dar. Es war von Anfang bis zu Ende von Parteiungen zerrissen; rohe Zänkereien erfüllten die Sitzungen, und nicht selten kam es unter den heiligen Vätern sogar zu Thätlichkeiten.

Vier Nationen vertraten in der Versammlung die abendländische Christenheit, die Spanier, Deutschen, Franzosen und Italiener. Die Italiener waren aber in überwiegender Anzahl vorhanden, und da nicht nach Nationen, sondern nach Köpfen gestimmt wurde, so setzten sie allemal ihre Meinung durch. Dies war sehr wichtig für die römische Curie, indem die Italiener die Gewohnheit hatten, die Ansicht Roms, von dem sie größtentheils abhingen, unbedingt zu verfechten. Sie waren die Janitscharen des Papstes, und er konnte in allen Fällen auf sie zählen.

Wäre die Abſtimmung nach Nationen eingeführt worden, ſo dürfte das Concil leicht andere Reſultate hervorgebracht haben; denn die Nichtitaliener befanden ſich meiſt in der Oppoſition d. h. ſie forderten zeitgemäße Reformen und wollten die Gewalt des Papſtes beſchränken. So verlangten, um nur Einiges anzuführen, die Deutſchen die Erlaubniß des Kelches und der Prieſterehe, für gewiſſe Fälle Nachlaß der Faſten, Errichtung von Schulen für die Armen, Reinigung der Breviere, Legenden und Poſtillen, verſtändlichere Katechismen, deutſche Kirchengeſänge und eine Reform der Klöſter, „damit deren große Reichthümer nicht ſo ruchlos angewendet würden.“ Die Franzoſen ſchloſſen ſich im Allgemeinen den deutſchen Vorſchlägen an. Hauptſächlich forderten ſie die Gewährung des Laienkelchs, die Adminiſtration der Sacramente in der Mutterſprache, die Erlaubniß, in voller Kirche die Pſalmen in franzöſiſcher Sprache zu ſingen, ſo wie Unterricht und Predigt in der Meſſe — alles Dinge, von denen man ſich in Frankreich den größten Erfolg verſprach. „Wir haben die Gewißheit,“ ſagte der Cardinal von Lothringen, „daß die Gewährung des Laienkelchs viele beunruhigte Gewiſſen ſtillen, ganze Provinzen, die ſich von der katholiſchen Kirche abgeſondert, mit derſelben vereinigen und eins der beſten Mittel ſein werde, die Unruhen in unſerm Reiche beizulegen.“ Ueberdies behaupteten die Franzoſen offen, ein Concilium

ſtehe über dem Papſte. Was endlich die Spanier anlangt, ſo waren ſie zwar mit den Forderungen der Deutſchen und Franzoſen rückſichtlich des Laienkelches und der Prieſterehe nicht einverſtanden; aber es gab Punkte, in denen auch ſie ſich den Anſprüchen Roms entgegenſtellten. Es hätte daher leicht kommen können, daß der Papſt in manchen Fragen den Kürzern gezogen hätte, wenn eben nicht Alles ſo eingerichtet geweſen wäre, daß ihm der Sieg bleiben mußte. Die Italiener waren allein ſo ſtark, als die übrigen Nationen zuſammengenommen. Vorſchläge durften nur die päpſtlichen Legaten machen, und dieſe mußten wieder über jeden Beſchluß, der zu faſſen war, erſt das Gutachten ihres Oberhauptes einholen. Mit Recht erſchien dies dem Kaiſer Ferdinand als mit der Würde eines Conciliums unvereinbar. „Auf ſolche Weiſe," meinte er, „gebe es eigentlich zwei Concilien, das eine in Trient, das andere, wahrere, in Rom." Und die Franzoſen machten die ſarkaſtiſche Bemerkung: „der heilige Vater ſchicke dem Concil poſttäglich den heiligen Geiſt in dem Felleiſen, worin ſich die Inſtructionen für die Legaten befänden." Die Italiener rächten ſich dadurch, daß ſie von „ſpaniſchem Ausſatz" und „franzöſiſchen Krankheiten" redeten, „von denen die Rechtgläubigen nach einander heimgeſucht würden." Zudem behaupteten ſie mit dreiſter Stirn: „die Kirchenverſammlung ſei völlig frei, denn der Papſt brauche weder Gewalt,


PUBLIC LIBRARY



noch Befehl, ſondern nur Vorſtellungen und überzeugende Gründe; daß er aber an der Spitze ſtehe, ſei der geiſtlichen Lehre und dem Herkommen gemäß, wogegen es thöricht und geſetzwidrig zugleich ſei, ihn bei Seite ſchieben und Alles anarchiſcher Willkühr preisgeben zu wollen."

Dieſe Anſichten und Gründe erſchienen indeß nicht blos den Proteſtanten, ſondern ſelbſt den Katholiken ungenügend. „Daß das Concil unter römiſcher Botmäßigkeit ſtehe," klagte der Spanier Vargas, „könne leider nicht geläugnet werden. Die Legaten leiteten nebſt den italieniſchen, vom Papſte abhängigen Biſchöfen alle Geſchäfte. Nirgends herrſche wahre Unbefangenheit und Freiheit. Wichtige Dinge würden leichtſinnig behandelt oder zur Seite geſchoben, unwichtige hingegen mit unerträglicher Weitläufigkeit und Spitzfindigkeit erörtert. Die meiſten Biſchöfe ſagten, weil ſie die Sachen nicht verſtänden, zu Allem Ja, und nähme ſich ja einer heraus, zu widerſprechen, ſo werde er vom Legaten wie ein vorlauter Menſch oder wie ein Thor behandelt." Und Kaiſer Ferdinand äußerte: „Wenn das Concilium auch hundert Jahre auf die Art, wie es angefangen und fortgeſetzt worden ſei, dauern ſollte, ſo würde er ſich doch entweder gar keinen, oder nur einen ſehr geringen Nutzen davon verſprechen können; ja, es wäre vielmehr zu fürchten, daß noch weit größere Aergerniſſe zum Leidweſen,

der ganzen christlichen Welt daraus entstehen möchten, als bis daher Gutes daraus erfolget sei. Da nun ohnehin der Papst dasselbe auf alle Weise zu enden trachte, die Bischöfe, die sich noch in Trient aufhielten, dessen im höchsten Grade überdrüssig und Andere, die sich dabei hätten einfinden sollen, gar nicht erschienen wären, so sehe er nicht ein, warum er seinerseits sich allein dagegen setzen und einen so großen Haß auf sich nehmen solle."

Genug, die päpstliche Herrscherpolitik feierte in dem Hauptresultate des gefürchteten, aber trefflich bearbeiteten Concils ihren höchsten Triumph, und der letzte Laut, der aus dem Munde der versammelten christlichen Väter durch den Dom zu Trient schallte, war ein Fluch gegen alle Ketzer. Hiernach kann man ohngefähr bemessen, welcherlei Art die Beschlüsse der Versammlung waren. In Disciplinarsachen wurden manche Verbesserungen eingeführt. Dahin gehören die Bestimmungen über den Wandel der Geistlichen und die Sittenzucht im Allgemeinen, das Verbot, mehr als eine Pfründe zu besitzen, die Anordnung, in bestimmten Zwischenräumen die Klöster zu revidiren und geistliche Synoden zu halten u. dgl. m. In Glaubenssachen dagegen wurde alles das auf's Neue als unumstößliche Kirchenlehre bestätigt, was am meisten den Angriffen der Protestanten ausgesetzt gewesen war. Während also die Protestanten die heilige Schrift als die einzige Richtschnur des Glaubens aufstellten, setzte das

Concil von Trient das Anſehen der Ueberlieferung feſt und machte die Auslegung der Bibel abhängig von den Beſtimmungen der Kirche. Während die Proteſtanten, der Lehre von der Erbſünde zufolge, den Menſchen einzig und allein auf die Gnade Gottes wieſen, öffnete das Concil der Werkheiligkeit Thür und Thor. Eben ſo ging es mit den übrigen, von den Proteſtanten beſtrittenen Lehren. Die Bedeutung des Meßopfers, die Ohrenbeichte, das Fegefeuer, der Ablaß, die Verehrung der Heiligen und Reliquien, die Eheloſigkeit der Prieſter *), die Satzungen über Bann, Kirche, Hierarchie und Prieſterthum, ſie wurden ſammt und ſonders in ihrer ganzen Strenge aufrecht erhalten. Das Schlimmſte aber von Allem war, daß die Curie es dahin zu bringen wußte, daß die Auslegung der Concilienbeſchlüſſe jeweilen in die Befugniß des Papſtes geſtellt ſein ſollte, ſo daß dieſem frei ſtand, aus denſelben zu machen, was er wollte. Auch ſäumte er nicht, ein Verbot zu erlaſſen, des Inhalts, daß Niemand es wagen ſolle, ohne ſeine Erlaubniß jene Beſchlüſſe zu erläutern oder darüber zu ſchreiben. Dieſe Befugniß blieb allein der von ihm niedergeſetzten Congregation vorbehalten,

*) Wie wenig übrigens das Gebot der Eheloſigkeit befolgt ward, zeigte unter Anderm 1563 eine Unterſuchung von 122 Klöſtern in Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Man fand da 436 Mönche, 160 Nonnen, 199 Concubinen, 55 Eheweiber und 443 Kinder!

welche die Pflicht hatte, das zu Trient Festgesetzte in Vollzug zu setzen. Sie stand unter seiner unmittelbaren Aufsicht, und die erste Frucht ihrer Arbeiten war die Entwerfung eines römischen Katechismus, welcher der gesammten katholischen Welt vorschrieb, was sie denken und glauben solle.

Die Beurtheilungen des Concils mußten natürlich, je nach den verschiedenen Standpunkten, verschieden ausfallen. Die Freunde Roms erklärten: die katholische Kirche sei durch die Versammlung zu Trient gereinigt und befestigt, von Irrthümern und bösen Bestandtheilen gesondert und für alle Zeiten sicher und siegreich hingestellt worden. Die Gegner hinwiederum behaupteten: die Versammlung habe sich halsstarrig vom wahren Lichte abgewandt, dem Aberglauben und den Menschensatzungen rettungslos hingegeben und nach thörichtem Abweisen aller segensreichen Entwicklung für immer versteinert. — Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß durch das Tridentinische Concil eine unübersteigliche, mit Bannflüchen wohl gekittete Scheidemauer zwischen der katholischen und protestantischen Kirche aufgeführt worden ist. Der ganze katholische Lehrbegriff ist starrer gemacht worden, als er früher gewesen, indem selbst solche Sätze, die bisher noch Gegenstand abweichender Ansichten hätten sein können, durch Hinzufügung neuer Bestimmungen zu festen Glaubenslehren in unabänderlichen Formen erhoben wurden.

Es ging mit der Verſammlung zu Trient, wie mit manchen ähnlichen Verſammlungen. Sie ſollte den Kirchenfrieden wieder herſtellen und machte den Zwieſpalt unheilbar. Darum koſtete auch die Einführung ihrer Beſchlüſſe in den verſchiedenen Staaten manchen Kampf. Frankreich wollte die Autorität des Concils nur anerkennen in Beziehung auf den Glauben, nicht aber in Beziehung auf die kirchliche Verfaſſung. Spanien nahm die Beſchlüſſe zwar an, jedoch unter dem Vorbehalte, daß dadurch die königlichen Rechte nicht beeinträchtigt würden. Belgien wollte ſie ablehnen, obſchon fruchtlos. Italien, Polen und das katholiſche Deutſchland fügten ſich ſchweigend. Die Proteſtanten, welche ſich durch jene Beſchlüſſe feierlichſt von der Kirche ausgeſchloſſen ſahen, nahmen gar keine Notiz davon.

Die Geſchichte des Concils iſt von zwei italieniſchen Schriftſtellern umfänglich beſchrieben worden, von dem Jeſuiten Pallavicini im Geiſte der römiſchen Curie und von dem Servitenmönche Paolo Sarpi im Sinne der Oppoſition. Es iſt dies derſelbe Sarpi, den wir im vorigen Capitel bei Gelegenheit der Streitigkeiten Venedigs mit Papſt Paul V kennen lernten. Auch er war ein kühner Wahrheitsfreund, und von einer Gelehrſamkeit, die ſelbſt ſeine Feinde nicht zu beſtreiten wagten. *)

*) Die Erbitterung über ſeinen Freiſinn und die Hochachtung vor ſeinen Kenntniſſen ſpricht ſich recht deutlich in einem

Geboren im Jahre 1552, diente er in jenen Streitigkeiten der venetianischen Republik als Staatsconsultor und legte dabei eine Energie und einen Freimuth an den Tag, als deren Opfer er beinahe gefallen wäre. Denn als er eines Abends in sein Kloster zurückkehren wollte, wurde er von fünf Banditen angefallen, die ihm funfzehn Dolchstiche beibrachten. Sinkend rief er: „Ich erkenne den Styl der römischen Curie *)". Glücklicherweise waren die Wunden nicht absolut tödtlich. Der Senat von Venedig ließ ihn auf Staatskosten kuriren und gab ihm nach seiner Genesung eine Leibwache. Sarpi starb 1620. Mehrere ausgezeichnete historische Schriften bewahren sein Andenken bei der Nachwelt.

---

neuerdings herausgegebenen Briefwechsel mehrerer gelehrten Cardinäle des vorigen Jahrhunderts aus. Dort wird Sarpi (in einem Briefe des Cardinals Passionei an Marco Foscarini vom 24. Febr. 1753) „ein schurkischer, aber über allen Begriff gelehrter Mönch" genannt.

*) Cognovi Stilum Curiae Romanae. Ein unübertreffliches Wortspiel! Stilus heißt nämlich: 1. der Styl, die Schreibart, 2. der Griffel, womit man schreibt, 3. ein spitziges Werkzeug, ein Dolch. Alle drei Bedeutungen passen hier.

Sechſtes Capitel.

Neue geiſtliche Orden. Die Jeſuiten.

Ihr traurigen Kapuzen,
Ihr aller Wahrheit Feind,
Ihr wollt die Geiſter ſtutzen?
Die Sonne wollt ihr putzen,
Weil ſie zu hell euch ſcheint?

Prutz.

Wir haben ſchon mehrmals darauf hingedeutet, daß auch der Katholicismus ſich dem Einfluß der Reformation nicht habe entziehen können, daß er durch den Anprall der proteſtantiſchen Oppoſition aus ſeiner Lethargie geweckt und zu einem ernſteren kirchlichen Streben angeregt worden ſei. Als eine Folge dieſes Strebens kann zum Theil ſchon das Concilium von Trient betrachtet werden. Aber mit den bloßen Beſtimmungen auf dem Papiere hätte es der Katholicismus ſchwerlich wieder zu einer lebensfähigen Organiſation gebracht. Es

bedurfte auch hier lebendiger wirksamer Kräfte und einer eigenthümlichen Begeisterung, um die erlöschende Flamme des alten Kirchenthums wieder anzufachen. Und wirklich nehmen wir bald nach der Reformation eine derartige Begeisterung für den Katholicismus wahr, wie denn immer dem Menschen die Güter wieder doppelt lieb zu werden anfangen, die er aus langem und schwerem Kampfe gerettet hat. Diese, neue Sprossen treibende Kraft des Katholicismus zeigt sich vor Allem in der Entstehung neuer geistlicher Orden, welche sich zu eben so vielen entschiedenen Advokaten der päpstlichen Hoheit und der Untrüglichkeit der Kirche aufwerfen.

Zunächst waren es die Camaldulenser, unter denen das Bedürfniß einer sittlichen Wiedergebnrt sich offenbarte. Paolo Giustiniani stiftete 1522 eine Unterabtheilung dieses Ordens, die von einem Berge bei Perugia, auf welchem sie hernach ihren vornehmsten Sitz hatte, den Namen Monte Corona empfing. Zur Erreichung geistlicher Vollkommenheit hielt Giustiniani drei Dinge für wesentlich: Einsamkeit, Gelübde und die Trennung der Mönche in verschiedene Zellen. Die Idee fand Anklang, und bald sah man überall auf hohen Bergen, in reizender Wildniß, wo die Seele zugleich zu erhabenem Schwung und tiefer Ruhe eingeladen wurde, die kleinen Zellen und Bethäuser dieser Eremiten sich erheben.

Auch der Orden der Franziskaner trieb einen neuen Zweig hervor, die Capuziner. Gegründet von Matteo de Baſſi, einem Franziskaner aus dem Kloſter Montefalco, wurden ſie 1528 von Papſt Clemens VII. beſtätigt. Sie beabſichtigten die von dem heiligen Franzesco de Aſſiſi geſchaffenen Einrichtungen herzuſtellen: den Gottesdienſt um Mitternacht, das Gebet in den beſtimmten Stunden, Disciplin und Stillſchweigen, die ganze ſtrenge Lebensordnung der urſprünglichen Inſtitution. Eine ſpitz zulaufende Capuze und ein Bart von einem ganz beſondern Schnitte zeichneten ſie vor den übrigen Franziskanern aus. Man muß über die Wichtigkeit lächeln, die ſie ſo geringfügigen Dingen beilegten; darüber iſt aber nicht zu verkennen, daß ſie bald einen großen Einfluß in der katholiſchen Welt erlangten. Sie bewegten ſich mitten unter dem Volke; man konnte ſie haben, wenn und ſo oft man wollte; ſie ſcheuten weder Hitze noch Kälte, weder Entfernung noch Gefahr, wenn es galt, an das Bett eines Kranken zu eilen und ihm den letzten Troſt zu ſpenden; ſie betraten die Spitäler der Peſtkranken und begruben die Körper der Geſtorbenen; kurz, ſie bethätigten eine Aufopferungsfähigkeit, die nicht verfehlen konnte, ſie ſelbſt und den Katholicismus populär zu machen. Hierzu trug auch die ihnen eigene Beredſamkeit bei. Die Capuzinerpredigten ſind zum Sprüchwort geworden. Eine derbe Trivialität, welche die

Grenzen des guten Geſchmacks unbedenklich überſchritten, wenn ſie nur der Wirkung gewiß iſt, macht das Charakteriſtiſche derſelben aus. Freilich ſind auch die Capuziner zugleich die Stützen des kraſſeſten Aberglaubens geworden. Sie waren es, welche das Teufels- und Hexenbannen und Anderes der Art zu ihrem beſondern Beruf machten. Und doch war es derſelbe Capuzinerorden, aus dem, wie wir im vierten Capitel ſahen, der italieniſche Reformator Bernardino Ochino hervorging! Der Orden gerieth deshalb in den Verdacht der Ketzerei. Später verſchwanden indeß die reformatoriſchen Tendenzen aus ſeiner Mitte, und die Kirche konnte ſich, je mehr ſeine Ausbreitung zunahm, deſto zuverſichtlicher auf ihn verlaſſen.

Ein anderer, um dieſe Zeit geſtifteter Orden iſt der Orden der Theatiner. Seine Gründer waren Gaetano da Thiene, ein ſtiller, frommer Mann, und Pietro Caraffa, ein ſtürmiſcher Zelot, der ſpäter als Paul IV. den päpſtlichen Thron beſtieg. *) Am 14. September 1524 legten dieſe beiden Prieſter nebſt zwei mit ihnen enge verbündeten Freunden zu Rom die drei Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams ab, das Gelübde der Armuth mit dem beſondern Zuſatz, daß ſie nicht allein nichts beſitzen, ſondern auch

*) ſ. I, 231. II, 231—32.

das Betteln vermeiden wollten; in ihrem Hause wollten sie Almosen erwarten. Auf dem Monte Pincio unweit Rom bezogen sie eine bescheidene Wohnung. Hier lebten sie einträchtig zusammen in geistlichen Uebungen, in dem genau vorgezeichneten und alle Monate wiederholten Studium der Evangelien. Sie gewannen bald Anhang und wuchsen zu einem förmlichen Orden an, dessen Mitglieder sich, ihrem Stifter Caraffa zu Ehren, der damals Bischof von Chieti oder Theate im Neapolitanischen war, Theatiner nannten.

Die Theatiner betrachteten sich nicht als Mönche, sondern als reguläre Kleriker; sie waren Priester mit Mönchsgelübden. Ihre Absicht ging dahin, eine Art von Priesterseminar einzurichten. Das Breve ihrer Stiftung erlaubte ihnen ausdrücklich, Weltgeistliche aufzunehmen. Eine bestimmte Form und Farbe der Tracht legten sie sich ursprünglich nicht auf; der Gebrauch der Landesgeistlichkeit sollte dieselbe bestimmen. Auch den Gottesdienst wollten sie allenthalben nach landesüblichen Gebräuchen halten. Und so machten sie sich von Vielem frei, was die Mönche fesselte. Sie erklärten ausdrücklich: weder in Leben, noch Gottesdienst solle irgend ein Gebrauch das Gewissen verpflichten; dagegen wollten sie sich den klerikalischen Pflichten widmen: der Predigt, der Verwaltung der Sacramente, der Besorgung der Kranken. Da sah man wieder, was in Italien ganz außer

Gebrauch gekommen war, Prieſter auf den Kanzeln erſcheinen, mit dem Barett, dem Kreuz und der klerikaliſchen Cotta. Caraffa ſelbſt predigte; er entwickelte jene überſtrömende Beredſamkeit, die ihm bis zu ſeinem Tode eigen blieb. Er und ſeine Gefährten, meiſtens Männer, die dem Adel angehörten, fingen an, die Kranken in Privathäuſern und Spitälern aufzuſuchen und den Sterbenden beizuſtehen. Eine Wiederaufnahme der klerikaliſchen Pflichten, die von großer Wichtigkeit iſt! Zwar wurde dieſer Orden nicht eigentlich ein Seminar von Prieſtern; dazu war er niemals zahlreich genug; allein er bildete ſich zu einem Seminar von Biſchöfen aus. Er ward mit der Zeit der eigentlich adlige Prieſterorden, und wie ſchon die Begründer deſſelben von edler Herkunft waren, ſo haben ſpäter hier und da Adelsproben dazu gehört, um darin aufgenommen zu werden. Man begreift leicht, daß der urſprüngliche Plan, von Almoſen leben zu wollen, ohne darum zu bitten, nur unter ſolchen Bedingungen ausführbar war.

Die Hauptſache indeſſen war, daß der Gedanke, die klerikaliſchen Pflichten und Weihen mit Mönchsgelübden zu vereinigen, ſich auch an andern Stellen Beifall und Nachahmung erwarb. Seit 1521 war Oberitalien mit fortwährendem Krieg und in deſſen Gefolge mit Verwüſtung, Hungersnoth und Krankheiten angefüllt.

Wie viele Kinder namentlich waren da zu Waiſen geworden und drohten an Leib und Seele zu Grunde zu gehen! Glücklicherweiſe wohnt unter den Menſchen neben dem Unglück das Erbarmen. Ein venetianiſcher Senator, Girolamo Miani, ſammelte die Kinder, welche die Flucht nach Venedig geführt, und nahm ſie in ſein Haus auf. Er fuhr nach den Inſeln um die Stadt umher, um ſie zu ſuchen. Ohne viel auf die keifende Schwägerin zu hören, verkaufte er das Silberzeug und die ſchönſten Teppiche des Hauſes, um den Kindern Wohnung und Kleidung, Lebensmittel und Lehrmeiſter zu verſchaffen. Allmählig widmete er dieſem Berufe ausſchließend ſeine Thätigkeit. Vorzüglich in Bergamo hatte er großen Erfolg. Das Hospital, das er daſelbſt gründete, fand ſo gute Unterſtützung, daß er Muth bekam, auch in andern Städten etwas Aehnliches zu verſuchen. Nach und nach wurden in Verona, Brescia, Ferrara, Como, Mailand, Pavia, Genua ähnliche Spitäler gegründet. Endlich trat er mit einigen gleichgeſinnten Freunden, nach dem Muſter der Theatiner, in eine Congregation von regularen Klerikern zuſammen. Sie nannten ſich Somasker von der Stadt Somasca in der Lombardei, wo Miani geboren war. Hauptſächlich die Erziehung war ihre Beſtimmung. Ihre Spitäler bekamen eine gemeinſchaftliche Verfaſſung. Im Jahre 1540 erfolgte die päpſtliche Beſtätigung des Ordens,

und im Laufe der Zeit wurde er reichlich mit Privilegien bedacht.

Eine ähnliche Tendenz hatte der Barnabitenorden, der 1530 in Mailand sich bildete. Diese Stadt war vor allen andern von den Uebeln des Kriegs heimgesucht worden, indem sie bald von den Franzosen, bald von den Spaniern angegriffen und erobert worden war. Jene Uebel nun durch Mildthätigkeit zu lindern, die damit verbundene Verwilderung durch Unterricht, Predigt und Beispiel zu heben, war der Zweck der drei Stifter des Barnabitenordens: Zaccaria, Ferrari und Morigia. Man sieht, wie nahe er dem Orden der Somasker verwandt ist. Auch er wählte die Form von regularen Klerikern. Im Jahre 1533 erhielt er die päpstliche Bestätigung, und 1545 wurde ihm die Kirche des heiligen Barnabas in Mailand als Stiftskirche eingeräumt. Davon der Name des Ordens. Die Barnabiten trugen die Kleidung der Weltgeistlichen, wählten ihre Vorsteher selbst und verwalteten jedes priesterliche Geschäft. Sie standen unmittelbar unter dem Papste; ihre Klöster nannten sie Collegien.

Die Priester des Oratoriums verdanken ihre Begründung dem frommen Florentiner Filippo de Neri, welcher auf die reiche Erbschaft, die ihm von seinem Oheim zugefallen war, verzichtete und sich nach Rom begab, wo er arme Kinder unterrichtete, den Kran-

kennwärter in den Spitälern machte und 1548 eine Brüderschaft zu frommen Uebungen um sich sammelte, die von ihrem Bethaus oder Oratorium den Namen erhielt. Die Väter des heiligen Oratoriums setzten sich den Zweck, die theologische Wissenschaft zu pflegen und tüchtige Prediger zu bilden. Bald entstanden ähnliche Oratorien zu Neapel, Fermo, Lucca, Palermo und andern Städten Italiens. Der Stifter selbst wurde 1622 von Papst Gregor XV. unter die Heiligen der katholischen Kirche aufgenommen.

Die Gesellschaft des Filippo de Neri fand auch in Frankreich Nachahmung, indem Pierre de Berulle, Sohn eines Parlamentsraths zu Paris, im Jahre 1611 in einer Vorstadt von Paris das Oratorium Jesu gründete, das 1613 von Papst Paul V. seine Bestätigung erhielt. Berulle, von ernstem Eifer für die katholische Religion beseelt, wußte diesen Geist auch seinen Genossen einzuhauchen. Er duldete keine Gelübde, sondern ließ nur einfache Verpflichtungen zu; er war verständig genug, zu wünschen, daß Jeder sich wieder entferne, der den Geist dazu nicht in sich spüre. In der That hatte nun auch sein Institut ungemeinen Fortgang; durch seine Milde zog es selbst vornehmere Zöglinge an. Bald sah sich Berulle an der Spitze einer glänzenden, kräftigen, gelehrigen Jugend. Bischöfliche Seminarien, gelehrte Schulen wurden ihm übertragen. In der Geistlichkeit,

die aus dem Institute hervorging, regte sich ein neuer, frischer Geist; eine große Anzahl bedeutender Prediger hat es gebildet, darunter Malebranche, Thomassin und Simon. Von dieser Zeit an setzte sich der Charakter der französischen Predigt fest.

Gleichem Streben gab sich die Congregation des heiligen Maurus hin. Sie ging aus den französischen Benedictinern hervor und wurde 1618 von Nicolas Hugues Menard gegründet. Hundert Jahre später zählte sie schon mehr als 180 Abteien. Ihre Mitglieder predigten fleißig und gründeten treffliche Seminarien, aus denen Männer hervorgingen, wie Mabillon, Montfaucon, Martene, d'Achery und Andere, deren Namen sich an die Blüthenperiode der französischen Kanzelberedsamkeit knüpfen.

An dieser Stelle darf auch Romillon's nicht vergessen werden, welcher, nachdem er bis zu seinem 26. Jahre den Katholicismus mit den Waffen in der Hand bekämpft, dann aber sich zu demselben bekehrt hatte, mit einem gleichgesinnten Freunde die Gesellschaft der Väter der christlichen Lehre stiftete, die den Elementarunterricht in Frankreich neu begründet hat.

Ein Portugiese, Joao de Evora, von seinen bewundernden Anhängen auch Iohannes de Deo (Johann von Gott) genannt, bürgerte um das Jahr 1572 unter der Regentschaft der Maria von Medici die barmherzigen

Brüder in Frankreich ein. Das Geſchäft derſelben war die Krankenpflege; ſie unterzogen ſich ihr mit der größten Hingebung, und in kurzer Zeit hatten ſie 30 Spitäler gegründet.

Das Beiſpiel der barmherzigen Brüder blieb nicht ohne Nacheiferung. Namentlich fühlten ſich der berühmte Prediger Vincenz de Paula und eine vornehme Dame, Namens Louiſe de Gras, davon ergriffen. Sie ſtifteten 1634 zu Paris eine Schweſterſchaft milder Frauen und einen Verein barmherziger Jungfrauen (Filles de Charité). Letztere wurden von der grauen Kleidung, die ſie wählten, auch graue Schweſtern (Soeurs grises) genannt. Die Glieder dieſes Jungfrauenordens waren nicht wie die eigentlichen Nonnen durch ewige Gelübde gebunden; vielmehr ſtand ihnen der Austritt zu jeder Zeit frei. Thätige Menſchenliebe, eine allen Ekel, alle Weichlichkeit, alle Vorurtheile des Standes und der falſchen Schaam überwindende Hingebung an den Dienſt der Kranken und andrer Hülfsbedürftigen war, verbunden mit den Uebungen katholiſcher Andacht, das Grundgeſetz des Ordens. Frauenzimmer vornehmen Standes traten bald in denſelben ein, und noch vor ſeinem Tode ſah Vincenz 28 Häuſer dieſer Genoſſenſchaft in Paris.

Eine andere Schöpfung des Vincenz de Paula war die Congregation der Miſſion, deren Mitglieder,

von Ort zu Ort ziehend, die religiösen Anregungen bis in die entfernteſten Winkel des Landes ausbreiten ſollten. Vincenz war ſelbſt ein Bauerſohn, demüthig, voll von Eifer und praktiſchem Sinn. Wo nur immer zu helfen, zu heilen, zu beſſern war, eilte er mit ſeinen Genoſſen hin. Den Galeerenſclaven, den Soldaten, dem Hofe, wie den Bettlerſchaaren trat ihr Ernſt und ihre Liebe entgegen, und in kurzer Zeit verbreiteten ſich ihre Anſtalten über ganz Frankreich. Im Jahre 1627 gab ihnen Ludewig XIII. ſeine königliche und 1631 Urban VIII. ſeine päpſtliche Beſtätigung. Da ihnen in der Folge auch noch die weitläufige Priorei von Saint-Lazare zu Paris eingeräumt wurde, ſo erhielten ſie von da den Namen der Lazariſten oder der Väter des heiligen Lazarus. Im Jahre 1638 wurde auch in Rom ein Prieſterhaus für den Orden errichtet.

Ein Zeitgenoſſe des Vincenz de Paula, der fromme Biſchof von Genf François de Sales, rief ebenfalls einen religiöſen Frauenverein ins Leben, den Orden der Viſitation oder der Heimſuchung unſerer lieben Frauen. Er war der Krankenpflege gewidmet und ausdrücklich für ſolche beſtimmt, deren zartere Leibesbeſchaffenheit ſie abhalte, in die ſtrengeren Vereinigungen einzutreten. Die Mitglieder hießen Viſitantinnen. Die Stiftung fällt in das Jahr 1610.

Geraume Zeit vorher, im Jahre 1537, hatte Angela

von Brescia, eine Clariſſennonne, in Italien den Orden der Urſulinerinnen geſtiftet. Er war der heiligen Urſula und ihren 1100 Jungfrauen geweiht und wurde von Paul III. 1544 beſtätigt. Außer den drei gewöhnlichen geiſtlichen Gelübden legten die Urſulinerinnen noch ein viertes ab, ſich dem Unterrichte junger Mädchen zu widmen. Ein ausgezeichneter Prälat der katholiſchen Kirche, Cardinal Borromeo (II, 234), nahm ſich ihrer mit beſonderer Wärme an und wirkte ihnen manche Vergünſtigung aus. Zu Ende des 16. Jahrhunderts ſetzten ſie ſich auch in Frankreich feſt, und hier wurde ihnen die weibliche Erziehung mit einem ſo unbegrenzten Zutrauen übertragen, daß ihre Penſionate am Ende die häusliche Erziehung des weiblichen Geſchlechts faſt ganz verdrängten. Es mochte dies damals ein Vortheil ſein; ſpäter ſchlug es aber zum Nachtheil um.

Daß die alten Orden der Dominicaner, Benedictiner, Ciſterzienſer und Franziscaner durchgängig einer Reform unterworfen wurden, ſei beiläufig noch erwähnt. Aus den Franziskanern gingen neben den Capuzinern noch die Barfüßer und die Recollecten hervor. Die heilige Thereſe in Spanien reformirte die Carmeliterinnen und eine andere Begeiſterte in Paris die Feuillantines, die nach der Regel des heiligen Bernhard lebten. Die Kloſterzucht, die bei Beginn der Reformation ſehr verfallen war, wurde allenthalben wieder hergeſtellt.

Man ſieht, der Katholicismus machte gewaltige Anſtrengungen, um den gegen ihn andrängenden Kräften nicht zu unterliegen. Er richtete ſeine Aufmerkſamkeit gleichmäßig auf die Erziehung, den Unterricht, die Predigt, die gelehrten Studien und die Wohlthätigkeit. Was man anderwärts dem ſich immer verjüngenden Geſchlechte, dem jedesmaligen Bedürfniß überließ, dem ſuchte er durch geſchloſſene Vereinigungen eine unerſchütterliche Grundlage zu geben. Der religiöſe Antrieb ſollte eine feſte Form bekommen; Alles ſollte in den unmittelbaren Dienſt der Kirche gezogen und die künftigen Geſchlechter unvermerkt zu demſelben Sinne herangebildet werden. Schwerlich würde es ihm jedoch gelungen ſein, dieſen Zweck in ſeinem vollen Umfange zu erreichen, wenn ihm nicht ein Orden, deſſen wir bisher noch nicht gedachten, der aber eine allgemeinere und durchgreifendere Wirkſamkeit entfaltete, als alle übrigen zuſammengenommen, ſeine reichen Kräfte und ſeinen energiſchen Willen zur Verfügung geſtellt hätte. Wir meinen die Jeſuiten.

Der Urſprung dieſes ſo verſchrieenen Ordens iſt allzu merkwürdig, um nicht noch jetzt einige Beachtung zu verdienen. Der Stifter deſſelben hat nur Lobredner oder Verächter gefunden. Beide haben ihm gleich ſehr geſchadet. Wenn aber die Letzteren ihn blos lächerlich gefunden haben, ſo haben ſie vergeſſen, daß auch die ungemeinſten Köpfe den Einfluß derjenigen Zeiten empfinden, in welchen

ſie geboren werden, und daß große Verirrungen nur in einem ſtarken Gemüth ihre Quelle haben können.

Don Inigo Lopez de Recalde, der jüngſte Sohn aus dem Hauſe Loyola, wurde 1491 auf dem Schloſſe Loyola in der ſpaniſchen Provinz Guipuzcoa geboren. Seine Familie war von altem Adel, aber nicht ſehr bemittelt. Der junge Inigo wuchs an dem Hofe Ferdinand's des Katholiſchen und im Gefolge des Herzogs von Najara auf. Er ſtrebte nach dem Lobe der Ritterſchaft. Schöne Waffen und Pferde, der Ruhm der Tapferkeit, die Abenteuer des Zweikampfs und der Liebe hatten für ihn ſo viel Reiz, wie für einen Andern; aber auch die geiſtliche Richtung trat in ihm lebhaft vor. Seine Biographen erzählen, daß er damals den Apoſtel Petrus in einer Ritterromanze beſungen habe. Wahrſcheinlich jedoch würden wir ſeinen Namen unter denen jener tapfern Spanier leſen, denen Karl V. ſo viele Gelegenheit gab, ſich hervorzuthun, hätte er nicht das Unglück gehabt, 1521 bei der Vertheidigung von Pampelona gegen die Franzoſen eine ſchwere Wunde zu erhalten, in Folge deren er auf ein hartes Krankenlager geworfen ward. Die Langeweile trieb ihn an, nach den Büchern zu greifen. Er las neben den Ritterromanen die ſeiner Phantaſie zuſagten, auch religiöſe Bücher, Heiligengeſchichten und andere ſtreng ascetiſche Schriften. Die Thaten des heiligen Franziscus von Aſſiſi und des heiligen

Dominicus, der beiden Stifter der berühmteſten Bettelorden, machten einen gewaltigen Eindruck auf ihn, und er beſchloß, mit ritterlichem Muthe in die Fußtapfen dieſer Glaubenshelden zu treten. In ſolchem Entſchluſſe mochte ihn der Umſtand beſtärken, daß der linke Fuß, an dem er verwundet worden war, in Folge ungeſchickter Behandlung eine merkliche Verkürzung erlitten hatte. Die Ausſichten auf ferneren Kriegsdienſt und auf Erwerbung ritterlicher Ehren waren ihm ſomit verſchloſſen. Da aber ſein hochſtrebender Sinn nach Ruhm und Auszeichnung dürſtete, ſo mußte er andere Mittel ausfindig machen, dieſen Drang zu befriedigen. Kein Wunder, daß er auf den Gedanken verfiel, die Laufbahn eines Heiligen zu wählen!

Nach ſeiner Herſtellung ging er mit Eifer an die Ausführung ſeines Plans. Er unterwarf ſich den härteſten Kaſteiungen und unternahm 1523 eine Wallfahrt nach Jeruſalem, ohne jedoch dort, wie er anfangs gehofft hätte, mit großem Erfolge für das Chriſtenthum wirken zu können. Nach ſeiner Rückkehr beſtrebte er ſich mit angeſtrengteſtem Fleiße, die Lücken ſeiner Bildung auszufüllen. Er beſuchte die Univerſitäten Barcelona, Alcala und Paris. Von letzterer ward er zum Magiſter ernannt, als welcher er nun den Namen Ignatius führte. Am 15. Auguſt 1534 verband er ſich in einer Kapelle zu Montmartre bei Paris mit einigen gleichgeſinnten Freunden

(den Spaniern Francisco Xavier, Jago Lainez, Nicholas Bobadilla, Alonzo Salmeron, Simon Rodriguez und dem Savoyarden Pierre Lefebre) durch Eidschwur und gemeinschaftlichen Genuß des Abendmahls zur Entsagung aller Güter und zur Bekehrung der Ungläubigen. Hieran reihte sich der Plan, einen neuen Orden zu stiften. Die Verbündeten gefielen sich in dem Gedanken, als Soldaten dem Satan den Krieg zu machen, und den alten militärischen Phantasien Loyola's zufolge, beschlossen sie, sich die Compagnie Jesu zu nennen, ganz wie eine Compagnie Soldaten, die von ihrem Hauptmann den Namen trägt. Von solchen Ideen erfüllt gingen sie nach Rom. Hier hatten sie anfangs keinen ganz leichten Stand. Schwierigkeiten aller Art stellten sich ihrem Plane entgegen. Sie ließen sich aber durch nichts abschrecken. Zwei Gelübde hatten sie bereits gethan; jetzt legten sie auch das dritte, das des Gehorsams, ab und fügten die besondere Verpflichtung hinzu, „Alles zu thun, was ihnen der jedesmalige Papst befehlen würde, in jedes Land zu gehen, zu Türken, Heiden und Ketzern, wohin er sie senden wollte, ohne Widerrede, ohne Bedingung und Lohn, unverzüglich.“ Paul III., der damals auf dem Stuhle Petri saß, sah ein, welchen Gewinn er aus einer den Zeitverhältnissen sich anpassenden und von ihm beherrschten Gesellschaft so begeisterter Männer ziehen könne. Er rief aus: „Hier ist Gottes Finger!“ und bestätigte

mit Freuden einen Orden, der, wenn irgend einer, die Stütze des päpſtlichen Throns zu werden verſprach. Dies geſchah am 27. September 1540. Der Orden änderte den Ausdruck „Compagnie“ in „Geſellſchaft“ um, ſo daß er nun Geſellſchaft Jeſu hieß. Ignaz Loyola wurde der erſte Ordensgeneral. Er lebte von da noch 16 Jahre, und als er am 30. Juli 1556 ſtarb, ſah er ſeine Genoſſenſchaft ſchon über die ganze katholiſche Welt ausgebreitet.

Loyola war von mittler Statur und nach den beſten Verhältniſſen gebaut. Eine hohe Stirn, tiefliegende und in einem trüben Feuer brennende Augen, eine Habichtsnaſe und ein kleiner, geſchloſſener Mund waren das Charakteriſtiſche ſeiner Geſichtsbildung. Sein ganzes Aeußere verkündigte Ruhe, und indem die meiſten Dinge gar nicht für ihn vorhanden zu ſein ſchienen, hätte man ihn für phlegmatiſch halten können. Diejenigen ſeiner Biographen, welche zu ſeiner Secte gehören, haben ihm jede mögliche Tugend beigelegt, um ihn zu einem großen Manne zu machen. In der That iſt es auch nicht zu leugnen, daß er von der Natur alle Anlagen dazu erhalten hatte und daß er einer der erſten Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts hätte werden können, wenn er nicht, durch Mangel an Einſicht in die wahre Beſtimmung des Menſchen verleitet, eine Richtung genommen hätte, welche uns nichts weiter zu bewundern übrig läßt, als die Kraft ſeines Genies und die eiſerne Ausdauer ſeines Strebens

Nach Loyola's Tode wurde Jago Lainez zum Ordensgeneral erwählt. Er und einer seiner Nachfolger, der Neapolitaner Aquaviva, beides Männer von der größten Klugheit und Gewandtheit, waren es eigentlich, welche dem Orden seine umfassende und bedeutende Richtung gaben. Nicht genug, daß sie seine Vorrechte erweiterten, daß sie ihm die Erlaubniß auswirkten, zu predigen, Beichte zu hören, Sacramente zu verwalten, Gelübde zu verwandeln, akademische Würden zu verleihen u. s. w.; nicht genug, daß sie ihm mehr Rechte, Freiheiten und Vorzüge zuwandten, als alle andern Orden, Stifter, Kirchen und Klöster besaßen; sie thaten mehr, sie schufen ein Gesetzbuch, welches eine so klare Umsicht, einen so folgerechten Zusammenhang, und bewunderungswerthen Verstand zeigt, daß in dieser Beziehung kaum eine Gesetzgebung irgend einer geistlichen oder weltlichen Genossenschaft ihm gleich gestellt werden kann. So lange die Jesuiten daran festhalten, können sie niemals für bedeutungslos und wirkungslos gehalten werden.

Die Verfassung des Jesuitenordens ist durchaus monarchisch. Es giebt in demselben eine Menge von Abstufungen. Die Mitglieder zerfallen in drei Classen, in Scholastiker, Coadjutoren und Professen. Die ersteren beiden legen nur drei Gelübde ab. Zur Meisterschaft der Professen gelangen nur die Tüchtigsten

und Klügſten. Aus dieſer höchſten Claſſe werden die Obern, die Superioren und Rectoren, gewählt, deren höchſtes Oberhaupt der Ordensgeneral in Rom iſt. Der Orden theilt ſich geographiſch ein in verſchiedene Provinzen, denen je ein Provinzial vorgeſetzt iſt. Die Provinziale berufen Provinzialverſammlungen zur Wahl der Bevollmächtigten, die aller drei Jahre an den General abgeſendet werden, und zur Wahl des Generals ſelbſt. Keine Provinzialverſammlung ſoll über 40 bis 50 Profeſſen und Rectoren von Stiftern zählen; Perſonen geringerer Grade ſind ganz davon ausgeſchloſſen. Außer den Provinzialverſammlungen finden auch Generalcongregationen, d. h. allgemeine Verſammlungen der angeſehenſten Beamten und auserwählter Profeſſen, ſtatt, wo jeder Erſcheinende eine, der General zwei Stimmen hat. Dem General ſtehen ferner gewiſſe Beamte unter dem Namen der Aſſiſtenten, ſo wie ein engerer und ein größerer Ausſchuß zur Seite, welche er nach Maaßgabe der Wichtigkeit des Gegenſtandes befragen ſoll.

Ob nun gleich dieſe Formen auf eine ariſtokratiſche Majoritätsherrſchaft hindeuten, ſo bekam doch, wie geſagt, das Monarchiſche mehr als in irgend einem andern Orden das Uebergewicht, und der auf Lebenszeit erwählte General übte eine faſt unbegrenzte Herrſchaft. Er entſchied über Aufnahme, Beförderung, Beſtrafung, berief und entließ Verſammlungen nach Belie-

ben, ernannte alle Profeſſen, Rectoren und Beamten, verſetzte oder entfernte ſie nach Willkühr, hatte die Leitung aller Anſtalten, ſowohl in Hinſicht der perſönlichen als der ſachlichen Verhältniſſe, und war mit einem Worte die Quelle aller Gewalt und Macht, ein Papſt im Kleinen. „Ihm," ſo heißt es in den Geſetzen, „muß Jeder gehorchen, in ihm Chriſtus, als wäre er gegenwärtig, anerkennen und, wie es ſich gebührt, verehren. Er ſoll ſein: fromm, ſittlich, frei von heftigen Leidenſchaften, ſtreng und mild zugleich, von Kraft und Größe des Geiſtes, von ausgezeichnetem Verſtand und Urtheil, vorſichtig, wachſam, thätig, geſund, von würdigem Aeußern, gutem Rufe und inniger Liebe zum Orden."

Es trat hierbei nur die Gefahr ein, daß der General, dem ſolche Machtfülle anvertraut war, ſelbſt von den Principien der Geſellſchaft abtrünnig werden könnte. Um dieſes zu verhüten, unterwarf man ihn einer gewiſſen Beſchränkung durch die Aſſiſtenten, die nicht von ihm ernannt wurden. Dieſelben beaufſichtigten ihn fortwährend. Einer von ihnen, der ſogenannte Admonitor oder Ermahner, hatte die Pflicht, ihn auf etwaige Mißgriffe aufmerkſam zu machen, ihn zur Thätigkeit anzutreiben, wenn er ſäumig war, ihm Schonung anzuempfehlen, wenn er ſich übertrieben anſtrengte. Bei großen Fehltritten, z. B. bei Ketzerei, unnützer Verſchleuderung der Ordensgüter u. dgl. m., konnten die Aſſiſtenten die Generalcongregation

berufen, die dann befugt war, ſelbſt die Abſetzung des Generals auszuſprechen.

Durch alle Verhältniſſe des Ordens hindurch zieht ſich dieſes Syſtem gegenſeitiger Beaufſichtigung. Wer in die Geſellſchaft eintrat, bekam einen Beichtvater zugewieſen, dem er ſofort eine Generalbeichte abzulegen hatte, worin er weder ſeine Fehler, noch ſeine Tugenden verſchweigen durfte. Kein Mitglied durfte Briefe empfangen oder ſchreiben, ohne daß ſie von einem Obern geleſen wurden. Der Orden wollte den ganzen Menſchen haben; von allen gewohnten Verhältniſſen, ſelbſt von der Liebe zu den Blutsverwandten wollte er ihn losreißen; alle ſeine Neigungen wollte er feſſeln, alle ſeine Geheimniſſe mit ihm theilen. An die Stelle jeder andern Rückſicht, jedes Antriebes, den die Welt zur Thätigkeit anbieten könnte, trat bei den Jeſuiten der Gehorſam. Mit völliger Verleugnung alles eignen Urtheils, in blinder Unterwürfigkeit und Demuth mußte der Jünger Loyola's ſich von ſeinen Obern regieren laſſen, wie ein lebloſes Ding, wie der Stab, der Demjenigen, der ihn in ſeinen Händen hat, auf jede beliebige Weiſe dient. Niemand ſollte nach einem andern Grade verlangen, als dem, den er hatte; ja, wenn ein weltliches Mitglied des Ordens noch nicht leſen und ſchreiben konnte, ſo durfte es dies nicht lernen ohne Bewilligung der Vorgeſetzten. Natürlich; denn ſo gut die Wiſſenſchaft und die Gewandtheit des Geiſtes an

dem einen Orte den Zwecken der Geſellſchaft förderlich waren, eben ſo gute Dienſte konnte an einem andern Orte die Unwiſſenheit leiſten. Für beides waren Pflanzſchulen nöthig; unter beiderlei Klaſſen von Menſchen mußte ein Vorrath von Kräften zu beliebiger Verwendung vorhanden ſein.

Dieſes Erſticken aller individuellen Freiheit iſt eine der größten Gewaltthaten des Ordens. Der freie Wille des Einzelnen war gänzlich verkauft an den Willen einer Geſammtheit, deren künſtliche Gliederung der Einrichtung einer großen Maſchine glich, wo die Räder alle ineinander greifen, ohne daß eins den Zweck ſeiner eignen Thätigkeit, geſchweige denn die Wirkſamkeit des andern kennt, und wo nur der Lenker der Maſchine mit dem Organismus derſelben vertraut iſt. So war auch das Gewiſſen des Einzelnen nicht mehr ſein Gewiſſen. Was er im Auftrage des Ordens that, das war gerecht, und wenn es hundertmal das größte Verbrechen ſchien. Jedes Mittel war erlaubt, das zum Zweck führte. Ja, der Zweck heiligte die Mittel! Alle Familienbande, alle bürgerlichen Pflichten, alle Pflichten des gemeinen Chriſten ſind aufgehoben für den Jünger Jeſu, der keinen andern Gehorſam kennt, als den gegen ſeine Obern.

Nicht einmal eine kirchliche Würde oder irgend ein feſtſtehendes Amt durfte ein Jeſuit annehmen, blos aus dem Grunde, damit er durch kein anderes Intereſſe von dem des Ordens abgezogen würde. Eigenthümlich iſt es, daß,

während das jeſuitiſche Inſtitut ſolchergeſtalt in der Welt eine eigene Welt zu bilden bemüht war, während es die Individualität ſeiner Mitglieder gefangen nahm und ein neues Lebensprinzip in ihnen erzeugte, daß es, ſage ich, auf der andern Seite die individuelle Entwicklung nicht allein begünſtigte, ſondern ſogar forderte. Es zwang Keinen zu einer beſtimmten Beſchäftigung; Jeden ließ es nach ſeiner Neigung und ſeinen Fähigkeiten ſich entwickeln. Wozu Einer Luſt und Talent hatte, dem konnte er ſich mit voller Seele hingeben, und nöthigenfalls dispenſirte man ihn von allen übrigen Obliegenheiten. Mit den gehäuften Buß- und Andachtsübungen, wodurch andere Orden ihre Zeit vergeudeten, wurden die Jeſuiten nicht gequält. Der Orden ließ alles unnütze Beiwerk fallen und widmete ſich nur den weſentlichen, wirkſamen Einfluß verſprechenden Tendenzen. Die Leiter deſſelben hatten ganz richtig erkannt, daß, wer die Welt beherrſchen will, ſich des Entwicklungsgangs der Menſchheit bemächtigen muß. Sie trafen daher ihre Einrichtungen ſo, daß die Mitglieder ihrer Geſellſchaft ſich auf die Höhe der Entwicklung ſchwingen konnten. Andern Mönchen ſollte das Vorrecht bleiben, Gott zu loben. Die Jeſuiten aber ſollten Zeit behalten, ihren Geiſt durch Künſte und Wiſſenſchaften auszubilden. Zu dieſem Ende wurden ſie nicht, wie die übrigen Mönche, an die Glocke gebunden. So geringfügig auch dieſer Umſtand auf den erſten An-

blick erſcheinen mag, ſo wird doch Jeder, der den ſtörenden Einfluß häufiger Unterbrechungen zu berechnen verſteht, bekennen, daß gerade aus dieſem Umſtande jene Univerſalität hervorgegangen iſt, vermöge welcher die Mitglieder des Jeſuitenordens in Europa gute Schriftſteller, geiſtreiche Erzieher, ſpitzfindige Theologen, leidenſchaftliche Kanzelredner und eifrige Beichtiger waren, in China geſchickte Meßkünſtler, Aſtronomen und Mechaniker wurden und in Paraguay als kluge Geſetzgeber auftraten. Dieſe Vielſeitigkeit mußte ihnen nothwendigerweiſe Achtung erwerben.

Was ihnen aber bei der Menge den größten Eingang verſchaffte, war die Uneigennützigkeit, mit der ſie ſich überall des Jugendunterrichts annahmen. Wo die Jeſuiten waren, hatte man nichts für den Unterricht zu zahlen; denn ihr Gelübde verbot ihnen, Lohn oder Almoſen zu fordern oder anzunehmen. Es brauchte ihnen in einer Stadt nur ein Collegium gebaut zu werden, und man war aller Sorge für das Schulweſen überhoben. Da dies nicht nur eine Hülfe für die Armen, ſondern auch eine Erleichterung für die Reichen war, ſo bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß man ſich überall beeilte, den Jüngern Jeſu eine Stätte zu bereiten. Dazu kam, daß ſie ſich ihren Lehrerpflichten mit eben ſo viel Erfolg als Eifer unterzogen. Sie verfuhren ſyſtematiſch; ſie theilten die Schulen in Claſſen; von den erſten An-

fangsgründen an bis zu der letzten Ausbildung hinauf gaben sie ihren Unterricht in demselben Geiste; sie beaufsichtigten ferner die Sitten und bildeten wohlgezogene Leute. Die hervorragendsten Talente wußten sie sich natürlich selbst zuzueignen. So ging aus ihrer Mitte ein Lehrerstand hervor, der, indem er sich über alle katholischen Länder verbreitete und in Disciplin, Methode und Lehre eine strenge Einheit behauptete, dem katholischen Unterrichte die geistliche Farbe erst verlieh, die er seitdem behalten hat.

Auch als Prediger und Beichtväter gefielen die Jesuiten weit mehr, als die andern Geistlichen. Wie für den Unterricht, nahmen sie auch für Predigt und Messe kein Geld; sie duldeten in der Kirche nicht einmal einen Gotteskasten. Dann waren sie auch nicht sehr scrupulös; sie verstanden sich den Verhältnissen zu accomodiren. Weit entfernt, durch eine düstere Mönchsmoral die Menschen abzustoßen, glätteten sie die Falten derselben zierlich aus, streuten Blumen auf die Dornenbahn der Tugend, lösten die traurigen Bußpsalmen der alten Kirche auf in süße, schmelzende Melodien, schmückten Kirche und Altäre nach weltlicher Mode aus, überzogen die harten Betschemel mit weichem Sammet, damit die Kniee der Könige und der Vornehmen sich ja nicht daran stoßen sollten. Dabei wurde immerhin ein gewisser Schein von Strenge und Andacht bewahrt und unter dem angenehmen Beigeschmack die bittere Arznei der Buße gereicht.

So sehen wir in der Gesellschaft Jesu einen Orden, der auf geschickte Weise das Weltliche mit dem Geistlichen, die Weichlichkeit mit der Strenge, das Mittelalterliche mit dem Modernen, die Geistesfreiheit mit dem Geisteszwange, die Demuth mit der Anmaßung, die klösterliche Einfalt mit diplomatischer Schlauheit verbindet, einen Orden, dessen Mitglieder keine rauhen, ungeschliffenen und unwissenden Mönche sind, sondern weltmännisch gebildete Priester, feine Staatsmänner, tüchtige Gelehrte, geschickte Aerzte, gefeierte Künstler, Dichter und Literaten, welche alle dem Ganzen auf ihre Weise nützlich werden und, obwohl scheinbar in divergirenden Richtungen auseinandergehend, doch durch das Band des unbedingtesten militärischen Gehorsams eine streng geschlossene, vollkommene Einheit voll Nerv und Thatkraft bilden.

Ein solcher Bund trug alle Keime der Macht und Größe in sich. Und in der That erhoben sich die Jesuiten zu einem Ansehen, einem Glanze und Einflusse in Europa, Asien und Amerika, die ihres Gleichen in der Weltgeschichte nicht finden. Sie erwarben unermeßliche Reichthümer, die sie theils freiwilligen Geschenken und Vermächtnissen, theils dem Handel, welchen ihre Missionäre in Indien und Amerika trieben, verdankten. Länger als zweihundert Jahre übten sie als Beichtväter der Könige und Fürsten eine außerordentliche politische Gewalt aus, waren im Besitz der Erziehung fast der

ganzen katholischen Jugend, verbreiteten das Papstthum in den fernsten Weltgegenden und errichteten sogar ein großes selbstständiges Reich im Innern von Südamerika. Auf einen Wink des Ordensgenerals flogen die ausgezeichnetsten Männer in die unbekanntesten Länder der Erde, um dort für die Zwecke des Ordens zu arbeiten. Francisco Xavier (Franciscus Xaverius), der Freund Loyola's, ging als Bekehrer nach Ostindien, Ceylon und Japan, und erwarb sich den Namen eines „Apostes der Indier" und später die Glorie des Heiligen. Nach seinem Tode setzten Geronimo Xavier, sein Neffe, Pater Nobili und Andere sein Werk fort. Ricci und Adam Schall wirkten in China, und Castaldino und Mazeta waren es, welche die christliche Republik Paraguay gründeten. Selbst in Abyssinien drangen die Jesuiten ein. Von ihnen rühren die ersten umständlichen Nachrichten her, die wir von jenen Ländern besitzen.

Die Schnelligkeit, mit welcher der Orden um sich griff, erscheint beinahe fabelhaft. Als Loyola 1540 den Papst um die Sanctionirung desselben bat, hatte er nur 10 Schüler. Als er 1556 starb, war seine Gesellschaft bereits über 1000 Mitglieder stark. Im Jahre 1608 zählte man 10,581 Jesuiten und 1710 nahe an 20,000.

Am wichtigsten und nützlichsten für den römischen Stuhl und das katholische Kirchenthum wurden die Jesuiten jedenfalls in Europa. Hier war ihr Hauptbestre-

ben gegen die Reformation und den Proteſtantismus gerichtet. Der Ausbreitung der neuen Lehre Grenzen zu ſetzen und die Uebergetretenen wo möglich in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurückzuführen, das waren die Zielpunkte, zu deren Erreichung ſie ihre zahlloſen Triebfedern in Bewegung ſetzten. Und in der That ſchien dem Werke Luthers nichts gefährlicher werden zu wollen, als dieſer Orden, der mit unwiderſtehlicher Kraft auf das Gegentheil von dem hinarbeitete, was das letzte Reſultat der Reformation werden mußte. In Böhmen, Steiermark, Oeſterreich und Polen gelang es ſeinen Mitgliedern, den Proteſtantismus binnen kurzer Zeit faſt ganz auszurotten, und hätte der dreißigjährige Krieg, deſſen hauptſächlichſte Urſachen ſie waren, nicht eine für das Habsburgiſche Kaiſerhaus ſo ungünſtige Wendung genommen, ſo wäre vielleicht das geſammte proteſtantiſche Deutſchland wieder katholiſch gemacht worden, wenn auch nicht für immer.

Es iſt nicht zu leugnen, daß der Jeſuitenorden eine unendliche Dauer hätte erhalten müſſen, wenn ſein Zweck ein anderer geweſen wäre. Hier ſtoßen wir aber auf den faulen Fleck des Jeſuitismus. Die menſchliche Geſellſchaft bedarf für jeden ihrer Zuſtände der Moralität; die Jeſuiten dagegen wollten nur eine falſchverſtandene Religioſität, die ihrem Egoismus trefflich diente. Die Welt lechzte nach Licht und Freiheit,

und die Jeſuiten wollten den alten Aberglauben in die Gemüther der Menſchen zurückführen und auf dieſer breiten Baſis die zerfallende Herrſchaft einer bevorrechteten Prieſterkaſte neu befeſtigen. Dies war es, was in ihre ganze Thätigkeit einen ſittlichen Widerſpruch legte, der nur durch ihren Sturz gelöſt werden konnte. Denn wer ſich, wie die Jeſuiten, an die Spitze der Entwicklung ſtellt, um von dieſem Standpunkte aus die Entwicklung ſelbſt aufzuhalten, der übernimmt Etwas, was ihn nothwendig zu Grunde richten muß, weil ſeine individuelle Kraft der ganzen menſchlichen Geſellſchaft nicht gewachſen ſein kann.

Muß nun ſchon der Zweck des Jeſuitenordens als verwerflich betrachtet werden, ſo waren es noch mehr ſeine Mittel. Ihm war Alles recht, was zum Ziele führte. Liſt, Ueberredung, Ränke, Verhetzungen, Verläumdungen, Wortbruch, Meineid, Gewalt: nichts wurde verſchmäht. Mag es ſein, daß die Ankläger des Ordens in einzelnen Beſchuldigungen zu weit gehen; aber rechnen wir ſelbſt dieſe Uebertreibungen ab, ſo bleibt noch genug übrig, was gegen den Orden zeugt. Es iſt erwieſen, daß die Jeſuiten die gefährlichſten Grundſätze verkündeten. Um die Großen und Mächtigen zu gewinnen, bezeichneten ſie Vergehungen gegen die Vorſchriften der Sittlichkeit und des Rechts in gewiſſen Fällen als zuläſſig und erlaubt. Sie brachten die Lehre von dem

„geiſtigen Vorbehalt“ (reservatio mentalis) auf, wornach man z. B. ungeſtraft einen Meineid leiſten kann, wenn man nur bei Ablegung deſſelben an etwas Anderes, Löbliches denkt und den Schwur darauf bezieht. Mit ihrem Wahlſpruche: „Alles zur Ehre Gottes!“ (Omnia ad majorem Dei gloriam!) beſchönigten ſie die größten Niederträchtigkeiten, und die ſogenannte „Jeſuitenmoral“ kam bald bei allen Rechtſchaffenen in den übelſten Geruch. Selbſt die Anſtrengungen, welche die heiligen Väter in fernen Welttheilen für die Ausbreitung des Chriſtenthums machten, verlieren ſehr an Werth, wenn man ſieht, wie trefflich ſie dabei ihren Vortheil wahrzunehmen wußten, wie treulich bei ihnen Ehrgeiz, Herrſch- und Habſucht mit dem Bekehrungseifer Hand in Hand gingen. Den Verdacht, daß ſie bei den Mordverſuchen auf Eliſabeth von England und Wilhelm von Oranien die Hand im Spiele gehabt, haben ſie nicht ganz von ſich weiſen können. Noch klarer tritt ihre Betheiligung an der Ermordung Heinrich's III. und Heinrich's IV. von Frankreich hervor. Heinrich IV. verdankte ihnen ſeinen Tod aus keinem andern Grunde, als weil er zuerſt die Idee einer allgemeinen Duldung zu verwirklichen ſtrebte, eine Idee, welche den Katholicismus in ſeinem ganzen Weſen zu vernichten drohte und eben deshalb das Todesurtheil der Jeſuiten enthielt. Es war daher ein Kampf auf Leben und Tod, den ſie mit Heinrich führten und der

bei dem damaligen Grade der Entwicklung nicht anders endigen konnte, als mit dem gewaltſamen Tode dieſes Königs. Auch ſcheuten ſich jeſuitiſche Schriftſteller nicht, den Königsmord in ihren Schriften offen zu predigen und jene Thaten laut zu preiſen. Vergebens bemühte ſich der Orden, die Verantwortlichkeit deſſen, was einige ſeiner Mitglieder geſagt, von ſich zu wälzen; es iſt ihm nicht gelungen. Denn wenn einzelne Mitglieder einer Geſellſchaft, welche unbedingten Gehorſam fordert, Grundſätze, die einer ſtrengen Sittenlehre durchaus widerſprechen, kühn entwickeln, ja darnach handeln, ſo fällt mit Recht der Vorwurf auf den ganzen Orden zurück, da er das Uebel, ehe es geſchah, verhindern konnte und, nachdem es geſchehen, beſtrafen mußte, was erwieſenermaßen in den erwähnten Fällen unterblieben iſt.

Nimmt man dies Alles zuſammen, ſo kann es nicht Wunder nehmen, daß die Jeſuiten bei allem Rufe der Klugheit, den ſie genoſſen, den Haß der Welt auf ſich luden, daß ſie nicht nur den Proteſtanten Gegenſtände der Furcht und des Abſcheus waren, ſondern ſelbſt vielen ihrer Glaubensgenoſſen mehr als gefährlicher Auswuchs des Katholicismus, denn als Reiniger deſſelben erſchienen. Freilich darf nicht vergeſſen werden, daß die Jeſuiten der ſpätern Zeit andere waren, als die der frühern Zeit. Der erſte Plan des Ordens kann, wie Johannes von Müller bemerkt, einfach, ſalbungsvoll,

unſchuldig genannt werden. Aber die Geſellſchaft war auf ein zu großes perſönliches Uebergewicht des Generals berechnet. Als daher bejahrte oder ſchwache oder einſeitig gebildete Männer an die Spitze kamen, erhielt aller Orten eine falſche Richtung die Oberhand und die Mißbräuche wuchſen ins Rieſenhafte. Dies entging ſchon dem dritten Ordensgeneral, Franz Borgia, nicht; ihn mochte eine Ahnung deſſen überkommen, was die Zukunft bringen würde, und mit richtigem Blick auf die Entſtehung, das Wachsthum, die Feindſchaft und das eigenthümliche Weſen des Ordens ſprach er die merkwürdigen Worte: „Wie Lämmer haben wir uns eingeſchlichen; wie Wölfe regieren wir; wie Hunde wird man uns vertreiben; aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen.“

Siebentes Capitel.

Deutſchland. Die katholiſche Reaction u. die proteſtantiſche Theologie. 1558—1612.

Was die Theologie betrifft,
So iſt es ſchwer, den falſchen Weg zu meiden;
Es liegt in ihr ſo viel verborgnes Gift,
Und von der Arzenei iſt's kaum zu unterſcheiden.
Göthe's „Fauſt."

Seit Karl's V. Abdankung erfreute ſich Deutſchland in politiſcher Beziehung eines ziemlich ungetrübten Friedens. Es gab zwar fort und fort Händel mit den Türken; auch fehlte es nicht an Verdrießlichkeiten im Innern, verurſacht durch widerſpenſtige Feudalherren und eigenſinnige Fürſten; doch waren dieſe Zwiſtigkeiten ſchon an ſich nicht von der Art, um eine nachhaltige Unruhe hervorzubringen, und überdies wurden ſie auch immer zeitig genug beigelegt. Das Leben der Bürger floß im

Ganzen ohne Beläſtigung dahin, und Handel und Gewerbfleiß gelangten zu ſeltener Blüthe. Die Hauptſache war, daß die freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Frankreich, Spanien und Italien nicht geſtört wurden, alſo die Ruhe von dieſer Seite keinen Riß erhielt. Es mag dies zum Theil dem glücklichen Umſtande zuzuſchreiben ſein, daß Frankreich mit ſich ſelbſt alle Hände voll zu thun hatte und Spanien durch den Krieg gegen die Niederlande, die franzöſiſchen Hugenotten und England hinlänglich in Anſpruch genommen war; aber ſicher iſt auch dem friedliebenden Sinne der damaligen deutſchen Kaiſer Rechnung zu tragen.

Ferdinand I. regierte von 1558 an, wo er die von ſeinem Bruder Karl niedergelegte Kaiſerkrone empfing, nur noch 6 Jahre. So heftig und ſtreng er in ſeiner Jugend geweſen war, ſo mild und nachſichtig zeigte er ſich in ſeinen ſpätern Jahren. Er herrſchte mit Mäßigung und Einſicht, hielt den Augsburger Religionsfrieden aufrecht und ertheilte ſelbſt den evangeliſchen Unterthanen ſeiner Erbländer anſehnliche Freiheiten. Er that es aus Sehnſucht nach Ruhe. Sonſt blieb er ſehr katholiſch geſinnt und nahm auch, was nachmals großes Unheil wirkte, die Jeſuiten in ſeine Erbſtaaten auf. Er ſtarb am 25. Juli 1564.

Ihm folgte ſein älteſter Sohn, Maximilian II. Dieſer vortreffliche Monarch hat durch die Weisheit und

Milde, worin er alle andern Fürsten seines Hauses überstrahlt, das ungetheilte Lob der Protestanten wie der Katholiken erhalten. Alle jene Regententugenden, die man bei diesem oder jenem Herrscher vereinzelt oder in schroffer Uebertreibung oder als Folge mühsamen Entschlusses findet, gingen bei ihm aus der schönen, ungetrübten Harmonie seiner eigensten Natur hervor. Daher war er nicht bloß gerecht, sondern auch billig und großmüthig, nicht bloß Freund edlen Ernstes, sondern auch heitern Scherzes; daher thaten mannigfache Ergötzungen seinem Fleiße keinen Eintrag, und er brauchte den Kaiser nicht pedantisch zu spielen und Würde zu erkünsteln, da er ein kaiserliches Gemüth besaß, welches Liebe und Vertrauen erweckte, weil es Liebe und Vertrauen in sich trug. Jedem war er zugänglich; mit Jedem wußte er in der Landessprache (er redete acht Sprachen) und nach Landessinn und Sitte zu sprechen. Ueberall hörte er Rath, und wo die Ansichten weit auseinander gingen, suchte er nicht durch leidenschaftliche Parteinahme die Spaltungen zu erweitern, sondern, wie es dem Höhergestellten gebührt, durch weise Vermittlung einem erhabenen Ziele entgegenzuführen. Unter seiner Regierung schlummerte der Religionshaß oder verbarg sich.

Schon als Prinz hatte Maximilian öfters dem protestantischen Gottesdienst beigewohnt und die Jesuiten von sich und seinem Hofe ferngehalten, weshalb ihm

manche Zurechtweiſung von ſeinem Vater zugekommen war. Als Kaiſer blieb er ſowohl ſeinen Gewohnheiten, als ſeinen Anſichten treu. Er beſtätigte den Augsburger Religionsfrieden, vermehrte die kirchlichen Freiheiten ſeiner Erbländer und wies die heftigen Einreden des Cardinals Commendone zurück; ja, nur die Hoffnung, ſeine Tochter mit dem nachmaligen Könige Philipp III. zu verheirathen oder dereinſt Spanien zu erben, ſoll ihn vom öffentlichen Uebertritt zum Proteſtantismus abgehalten haben. Natürlich machte er es auf dieſe Weiſe den Eiferern keiner Partei recht, und ſie ſuchten ſein Benehmen aus unreinen Nebengründen zu erklären. Indeſſen iſt es unzweifelhaft, daß er ſich auf einem höheren, wahrhaft kaiſerlichen und chriſtlichen Standpunkte befand. Maximilian hegte die Ueberzeugung und ſprach ſie zu wiederholtenmalen aus: „Wer den religiöſen Glauben vorſchreibe, greife in die Rechte Gottes und verliere darüber leicht die irdiſche Herrſchaft; nie müſſe man mit Gewalt die Gewiſſen zwingen wollen, denn ſie wären unbezwinglich.“ In demſelben Sinne mißbilligte er auf's Höchſte die Greuel der Bartholomäusnacht in Frankreich. Für ſeine Perſon war er gewiß in den meiſten Punkten weder katholiſch, noch proteſtantiſch geſinnt, ſondern ſtellte ſich die höhere und ſchwierigere Aufgabe, beide Theile in Ordnung zu halten, zu dulden und Alles zur Milde hinzulenken. So erſchien er in allen Dingen als das vollkommene Gegenſtück ſeines

nächsten Verwandten, Philipp's des Zweiten. Welches Glück, wenn er so lange gelebt und geherrscht hätte, als dieser! Deutschland hätte dann den dunkelsten Theil seiner Geschichte, den dreißigjährigen Krieg, wohl nicht erlebt! Leider starb der edle Mann schon am 12. October 1576, nachdem er zwölf Jahre regiert hatte und 49 Jahre alt geworden war.

Sein Sohn und Nachfolger, Rudolph II., bestieg als vierundzwanzigjähriger Jüngling den Kaiserthron. Man hatte große Erwartungen von ihm gehegt; aber er täuschte sie. Ihm fehlten die wesentlichsten Herrschertalente; er war ohne Thatkraft, Einsicht und Ueberblick. Statt Scepter und Schwert zu handhaben, ergab er sich mit Leidenschaft gelehrten Spielereien, brachte seine Zeit mit alchemistischen Versuchen und astrologischen Berechnungen hin, entfremdete sich dadurch den Staatsgeschäften und machte sich jedem Schwärmer und jedem Betrüger dienstbar. All sein Denken und Thun erhielt eine falsche Richtung, und da er in Folge seiner vielfachen Mißgriffe die Achtung von Freund und Feind verlor, so wurde er mißtrauisch, trübsinnig und menschenscheu. Das deutsche Reich gerieth unter dieser kraftlosen Regierung in Verwirrung, und obwohl der Widerstreit der gährenden Leidenschaften noch nicht zum offenen Ausbruch kam, so sammelten sich doch unter Rudolph schon die Wolken, aus denen später die Donner des dreißigjährigen Krieges

hervorbrachen. Unglücklicher Weise regierte dieser unfähige Fürst beinahe dreimal so lange, als sein Vater, nämlich 32 Jahre. Während dieser Zeit mußte er den Becher der Schande und des Unglücks bis auf die Hefen leeren. Wir werden dies in einem spätern Capitel, wo wir auf die Ursachen des dreißigjährigen Kriegs zu sprechen kommen, näher beleuchten. Jetzt müssen wir einen Blick auf das kirchliche Gebiet werfen.

Hier sah es nun keineswegs so friedlich aus, wie am politischen Horizonte. Alle waren gegen Alle. Katholiken, Protestanten und Reformirte kämpften theils gegen einander, theils befehdeten sie sich unter sich selbst.

Was zuvörderst die Streitigkeiten zwischen den Katholiken und Protestanten anlangt, so zogen sie ihre Nahrung aus dem Augsburger Religionsfrieden. Unstreitig war dieser Religionsfriede für Deutschland ein sehr großer Gewinn; denn während in andern Ländern die Parteien in entsetzliche Glaubenskriege geriethen und abwechselnd eine die andere unterdrückte und mißhandelte, erhielt sich in Deutschland ein Rechtsverhältniß, welches auf's Bestimmteste alle Gewalt verdammte und für Beilegung fortdauernder Zwiste lediglich milde Wege verstattete. Nicht unnatürlich entstanden aber sehr bald verschiedene Auslegungen einzelner Punkte, bis die Ansichten über Werth, Würde und Gültigkeit des ganzen Friedens immer weiter auseinander gingen. Ja, wäre

nächsten Verwanden, Philipp's des Zweiten. Welches Glück, wenn er so lange gelebt und geherrscht hätte, als dieser! Deutschland hätte dann den dunkelsten Theil seiner Geschichte, den dreißigjährigen Krieg, wohl nicht erlebt! Leider starb der edle Mann schon am 12. October 1576, nachdem er zwölf Jahre regiert hatte und 49 Jahre alt geworden war.

Sein Sohn und Nachfolger, Rudolph II., bestieg als vierundzwanzigjähriger Jüngling den Kaiserthron. Man hatte große Erwartungen von ihm gehegt; aber er täuschte sie. Ihm fehlten die wesentlichsten Herrschertalente; er war ohne Thatkraft, Einsicht und Ueberblick. Statt Scepter und Schwert zu handhaben, ergab er sich mit Leidenschaft gelehrten Spielereien, brachte seine Zeit mit alchemistischen Versuchen und astrologischen Berechnungen hin, entfremdete sich dadurch den Staatsgeschäften und machte sich jedem Schwärmer und jedem Betrüger dienstbar. All sein Denken und Thun erhielt eine falsche Richtung, und da er in Folge seiner vielfachen Mißgriffe die Achtung von Freund und Feind verlor, so wurde er mißtrauisch, trübsinnig und menschenscheu. Das deutsche Reich gerieth unter dieser kraftlosen Regierung in Verwirrung, und obwohl der Widerstreit der gährenden Leidenschaften noch nicht zum offenen Ausbruch kam, so sammelten sich doch unter Rudolph schon die Wolken, aus denen später die Donner des dreißigjährigen Krieges

hervorbrachen. Unglücklicher Weise regierte dieser unfähige Fürst beinahe dreimal so lange, als sein Vater, nämlich 32 Jahre. Während dieser Zeit mußte er den Becher der Schande und des Unglücks bis auf die Hefen leeren. Wir werden dies in einem spätern Capitel, wo wir auf die Ursachen des dreißigjährigen Kriegs zu sprechen kommen, näher beleuchten. Jetzt müssen wir einen Blick auf das kirchliche Gebiet werfen.

Hier sah es nun keineswegs so friedlich aus, wie am politischen Horizonte. Alle waren gegen Alle. Katholiken, Protestanten und Reformirte kämpften theils gegen einander, theils befehdeten sie sich unter sich selbst.

Was zuvörderst die Streitigkeiten zwischen den Katholiken und Protestanten anlangt, so zogen sie ihre Nahrung aus dem Augsburger Religionsfrieden. Unstreitig war dieser Religionsfriede für Deutschland ein sehr großer Gewinn; denn während in andern Ländern die Parteien in entsetzliche Glaubenskriege geriethen und abwechselnd eine die andere unterdrückte und mißhandelte, erhielt sich in Deutschland ein Rechtsverhältniß, welches auf's Bestimmteste alle Gewalt verdammte und für Beilegung fortdauernder Zwiste lediglich milde Wege verstattete. Nicht unnatürlich entstanden aber sehr bald verschiedene Auslegungen einzelner Punkte, bis die Ansichten über Werth, Würde und Gültigkeit des ganzen Friedens immer weiter auseinander gingen. Ja, wäre

auch alles Einzelne deutlich ausgesprochen und entschieden gewesen, von entgegengesetztem Standpunkte aus mußte doch Jegliches sich anders gestalten. Die eifrigen Katholiken nämlich betrachteten den Religionsfrieden und die Duldung der Protestanten immer nur als ein in Zeiten der Gefahr abgezwungenes Zugeständniß, welches man zur Herstellung der wahren Kirche bei günstigeren Verhältnissen aufzuheben nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet sei. Ueberhaupt hätten Kaiser und Stände in kirchlichen Sachen gar nicht zu entscheiden, und des Papstes Widerspruch gegen den Religionsfrieden hebe denselben für jeden ächten Katholiken auf. Oder wolle man auch seine einstweilige Gültigkeit zugestehen, so habe diese doch seit dem allgemein verbindlichen Ausspruche der Trienter Kirchenversammlung ein Ende genommen. — Umgekehrt behaupteten die Protestanten: der Religionsfriede sei, sofern er den bestimmten Zustand eines Jahres und Tages für alle Zeiten festhalten und alle Entwicklung hemmen wolle, ein höchst mangelhaftes Werk, und wenn die Katholiken ihm nur bedingte und einstweilige Gültigkeit zugestehen wollten, so wären sie (aus gleich zu entwickelnden Ursachen) noch weniger an alle Bestimmungen desselben gebunden.

So die allgemeine Betrachtungsweise. Dabei fehlte es nicht an speciellen Beschwerden über Proselytenmacherei und gegenseitige Uebergriffe. Die Schriften, welche

gewechselt wurden, gingen über alle Grenzen der Wahrheit und des Anstandes hinaus. Man schien um den Preis der Grobheit zu kämpfen. So sagte ein Jesuit von Luthern: er sei eine unsinnige Bestie, eine unsläthige Sau, ein unbeständiger Wetterhahn, ein leichtfertiger Lügner, ein schamloser Fleischbengel, eine zornige Hadermetze, ein hyperbolischer Thrason, ein übermüthiger Goliath, ein markolfischer Zotenreißer, ein öffentlicher Ketzer und Nonnenschänder, ein Wust, ein Abschaum und eine Grundsuppe. Dagegen verkehrten die Protestanten den Namen „Jesuiten" in Jesuwider, Esauiten, Suiten (Schweinejünger), und was dergleichen Bezeichnungen mehr waren. Eben so grob ging es bei den Religionsgesprächen her, deren mehrere von Pfalzgraf Friedrich IV. veranlaßt wurden.

Man blieb indeß nicht beim Sprechen und Schreiben stehen, sondern ging über zu leidenschaftlichen Thaten. Es muß hier bemerkt werden, daß unter den Regierungen Ferdinand's I. und Maximilian's II. sich der Protestantismus mehr und mehr ausgebreitet hatte und selbst ein Theil der Katholiken sehr lau geworden war. Das Ansehen des Papstes galt so gut wie nichts mehr; die Feier des Frohnleichnamsfestes, die Processionen und andere katholische Festlichkeiten wurden seltener; die Staats- und städtischen Aemter waren zum guten Theil in protestantischen Händen, und selbst in Ländern, die dem

Krummſtab unterworfen waren, zeigte ſich oft die ſeltſame Erſcheinung, daß die Mehrzahl der Bewohner proteſtantiſch und nur die Minderzahl katholiſch war. Mit Schrecken ſahen die eifrigeren katholiſchen Fürſten dieſes Umſichgreifen der Ketzerei, und angeſpornt von den Jeſuiten, zugleich auch begünſtigt von der Schwäche Rudolph's II., trafen ſie energiſche Anſtalten, ihre Territorien zum Katholicismus zurückzuführen. Die Proteſtanten wurden auf alle Weiſe und unter allen nur möglichen Vorwänden chicanirt. Man gab ihnen bei Klagen und Streitigkeiten nicht zu jeder Zeit oder doch nur langſam Gehör, ſchloß ſie von allen Begünſtigungen aus, kürzte ihnen, wenn ſie Beamtenſtellen bekleideten, ihre Beſoldungen oder ſetzte ſie ab, verjagte ihre Prediger, beraubte ſie ihrer Gotteshäuſer und Schulen und ſtrafte jedes, auch das kleinſte Verſehen auf das Härteſte. In einigen Ländern ließ man der geſammten proteſtantiſchen Bevölkerung nur die Wahl zwiſchen Abſchwörung ihres Glaubens und Auswanderung. Viele wählten das Letztere; doch mußten ſie den zehnten Theil ihres Eigenthums zurücklaſſen.

Unter den fürſtlichen Fanatikern, welche in dieſem Sinne wirkten, ſind vorzugsweiſe zu nennen: Erzherzog Karl von Steiermark, Krain und Kärnthen, Kaiſer Rudolph's Oheim; deſſen Sohn, Erzherzog Ferdinand, nachmaliger Kaiſer; Erzherzog Ferdinand von Tyrol,

ebenfalls ein Oheim Rudolph's, und deſſen Sohn, Cardinal Andreas; die Herzöge Albrecht V., Wilhelm V. und Maximilian I. von Baiern, letzterer ein Jeſuitenzögling; Theodor von Fürſtenberg, Biſchof von Paderborn; Julius Echter von Mespelbronn, Fürſtbiſchof von Würzburg; Ernſt von Mengersdorf, Fürſtbiſchof von Bamberg; Neithard von Thüngen, deſſen Nachfolger; Wolfdietrich von Raittenau, Erzbiſchof von Salzburg; Johann Adam von Bicken, Kurfürſt und Erzbiſchof von Mainz; Johann von Schweikard, deſſen Nachfolger; Balthaſar von Dernbach, gefürſteter Abt von Fulda; Jakob von Elz und Lothar von Metternich, Kurfürſten und Erzbiſchöfe zu Trier. Die Länder, welche von dieſen Fürſten und Prälaten regiert wurden, wurden durchweg von proteſtantiſchen Elementen geſäubert. Eben ſo ging es im Münſterſchen, im Hildesheimſchen, im Badiſchen und anderwärts. Sogar in reinproteſtantiſchen Städten, wie Aachen, Augsburg, Regensburg, Biberach ꝛc., wußte man dem Katholicismus Eingang und Obmacht zu verſchaffen. Nicht minder arbeiteten einzelne Grafen und Herren, einzelne Reichsritter, die vielleicht eben erſt von einem Jeſuiten bekehrt worden waren, auf dem platten Lande an der Wiederherſtellung des römiſch-katholiſchen Glaubens.

Es war eine unermeßliche Reaction. Wie der Pro-

testantismus vorgedrungen war, ſo ward er jetzt zurückgeworfen. Predigt und Lehre wirkten viel dabei, aber noch bei weitem mehr Anordnung, Befehl und offene Gewalt. Wie einſt die italieniſchen Proteſtanten ſich über die Alpen nach der Schweiz und nach Deutſchland geflüchtet, ſo wandten ſich jetzt deutſche Flüchtlinge, und in noch viel größeren Schaaren, vom weſtlichen und ſüdlichen Deutſchland verdrängt, nach dem nördlichen und öſtlichen. Zu derſelben Zeit wichen auch die belgiſchen Proteſtanten nach Holland. Es war ein großer katholiſcher Sieg, der ſich von Lande zu Lande wälzte. Den Fortgang deſſelben zu begünſtigen und auszudehnen, bemühten ſich nun vor Allem die päpſtlichen Nuntien, welche damals in Deutſchland regelmäßig zu reſidiren anfingen.

Man kann ſich eines gerechten Staunens nicht enthalten, wenn man ſieht, wie in allen den Ländern, die wir erwähnten, plötzlich eine ſo raſche und doch ſo nachhaltige Verwandlung hervorgebracht ward. Soll man annehmen, daß der Proteſtantismus in der Menge noch nicht recht Wurzel gefaßt hatte? Oder ſoll man es der methodiſchen Thätigkeit der Jeſuiten zuſchreiben? Letztere Anſicht dürfte wohl die richtigere ſein. Wenigſtens ließen es die Jeſuiten weder an Eifer, noch an Klugheit fehlen. Wenn in einer Stadt die proteſtantiſchen Prediger zu dem einen Thore hinauswanderten, wanderten die Jeſuiten zu dem andern herein. Ihre Collegien und

Seminarien wuchsen wie Pilze aus der Erde. Von allen Punkten, wo sie sich festgesetzt, zogen sie in weiten Kreisen umher. Sie wußten die Menge zu fesseln, und ihre Kirchen waren in der Regel die besuchtesten. Sie gingen immer auf die vornehmste Schwierigkeit los; war irgendwo ein bibelfester Lutheraner, auf dessen Urtheil die Nachbarn etwas gaben, so wandten sie Alles an, um ihn zu gewinnen, was ihnen auch, bei ihrer Uebung im Disputiren, selten fehlschlug. Sie zeigten sich hülfreich, heilten Kranke, suchten Feindschaften zu versöhnen. Durch heilige Eide verpflichteten sie alsdann die Ueberwundenen, die Bekehrten. Nach allen Wallfahrtsorten sah man die Gläubigen unter ihren Fahnen heranziehen; Menschen, die eben erst noch eifrige Protestanten gewesen, schlossen sich nunmehr den Processionen an.

Im Kölnischen kam es zu einem hartnäckigen Kampfe um die oberste Macht. Der dortige geistliche Kurfürst, Gebhard Truchseß von Waldburg, wollte das Beispiel eines seiner Vorfahren, des Kurfürsten Hermann *), nachahmen und sich zur reformirten Lehre bekennen, ohne doch seine Herrschaft aufzugeben. Der größere Theil des Adels war für ihn, desgleichen das ganze Herzogthum Westphalen und alle Evangelischen. Im November 1582 führte daher Gebhard seinen Ent-

*) I. 138.

ſchluß aus und verheirathete ſich kurz darauf, am 2. Februar 1583, mit der Gräfin Agnes von Mansfeld. Mit der Bibel in der einen und dem Kurſchwert in der andern Hand, zog er in Bonn ein, wo er ſeine Reſidenz aufſchlug. Um die Stadt Köln, das Domcapitel und das Erzſtift, die ſich ihm noch widerſetzten, zu bezwingen, erſchien ſein Bundesgenoſſe Caſimir von der Pfalz *) mit nicht unbedeutender Macht im Felde. Dagegen nahmen auch die katholiſchen Mächte alle ihre Kraft zuſammen. Papſt Gregor XIII. erklärte den Kurfürſten ſeiner erzbiſchöflichen Würde für entſetzt und ſein Nuntius Malaſpina eilte nach Köln, wo es ihm im Bunde mit den gelehrten Mitgliedern des Stiftes gelang, nicht allein alle minder Entſchiedenen von dem Capitel auszuſchließen, ſondern auch einen Fürſten aus einem erzkatholiſchen Hauſe, den Prinzen Ernſt von Baiern, der bis jetzt Biſchof von Freiſingen geweſen, auf den erzbiſchöflichen Stuhl zu erheben. Hierauf erſchien, von Herzog Wilhelm V. von Baiern und nicht ohne Subſidien des Papſtes zuſammengebracht, ein ſtattliches deutſches Heer im Felde. Gleichzeitig bedrohte Kaiſer Rudolph II. den Pfalzgrafen Caſimir mit Acht und Aberacht und erließ Abmahnungsſchreiben an ſeine Truppen, die wirklich zuletzt die Auflöſung des pfälziſchen Heeres be-

*) Derſelbe, der einige Jahre vorher den Hugenotten ein Hülfscorps zugeführt hatte. I. 289.

wußten. Als es ſo weit war, traf auch noch eine ſpaniſche Truppenabtheilung aus den Niederlanden ein, die aus 3500 Veteranen beſtand. So vielen Feinden erlag Gebhard. Er mußte flüchten und bei dem Prinzen von Oranien, dem er als ein Vorfechter des Proteſtantismus zur Seite zu ſtehen gehofft hatte, einen Gnadenaufenthalt ſuchen. Später wandte er ſich nach Straßburg, wo er Domdechant wurde und 1601 ſtarb.

Daß ſein Nachfolger, der neue Kurfürſt Ernſt, Alles wieder auf den katholiſchen Fuß zurückbrachte, braucht kaum erſt bemerkt zu werden. Vergebens klagten die Proteſtanten: wenn man dem Papſte erlaube, Kurfürſten abzuſetzen, die nicht blos geiſtliche Beamte, ſondern auch Reichsfürſten wären, ſo gehe die ganze Reichsverfaſſung zu Grunde; ſie fanden kein Gehör. Vielmehr ward ein ähnlicher Streit, der 1592 in Straßburg entſtand, auf die nämliche Weiſe entſchieden. Dort theilte ſich das Domcapitel in Proteſtanten und Katholiken. Die proteſtantiſchen Domherren wählten den Markgrafen Johann von Brandenburg und die katholiſchen den Herzog Karl von Lothringen zum Biſchof. Obgleich nun Jene ſich auf den „geiſtlichen Vorbehalt“ im Augsburger Religionsfrieden (ſ. I. 229) ſtützten und die Behauptung aufſtellten, derſelbe unterſage nur die Religionsänderung eines ſchon im Beſitz ſeienden Prälaten, nicht die Wahl eines Proteſtanten durch Proteſtanten,

ſo ſiegten ſie doch nicht ob und mußten 1602 die Hand zu einem beſchränkenden Vergleiche bieten.

In noch grellerem Lichte erſcheint die an der proteſtantiſchen Reichsſtadt Donauwerth verübte Gewaltthat. Der Abt des daſigen Kloſters hatte im Jahre 1606 einen ſeit vierzig Jahren unterlaſſenen feierlichen Umgang wieder einführen wollen und war dabei von dem Pöbel inſultirt worden. Dies genügte dem Reichshofrathe (einer neugeſchaffenen, gänzlich von dem Kaiſer abhängigen oberſten Behörde), die Acht über die Stadt auszuſprechen. Maximilian von Baiern bekam den Auftrag, den Spruch zu vollſtrecken. Dieſer begnügte ſich nicht, Donauwerth zu beſetzen; auf der Stelle berief er Jeſuiten herbei, erlaubte nur noch den katholiſchen Gottesdienſt und ſchritt in gewohnter Weiſe zur Gegenreformation.

Solchen bedrohlichen Erſcheinungen gegenüber, hätte man von den Proteſtanten erwarten ſollen, daß ſie wenigſtens unter ſich einig ſein würden, um nicht den Gegnern zur leichten Beute zu werden. Aber nein. Sie gefielen ſich in den widerwärtigſten theologiſchen Zänkereien über die unergründlichen Lehren von der Erbſünde, der menſchlichen Freiheit, der Rechtfertigung und der Gegenwart Chriſti im Abendmahle. Die unbedeutendſte Verſchiedenheit in der Auffaſſung einer dieſer Glaubensbeſtimmungen reichte oft hin, ehemalige Freunde zu unverſöhnlichen Feinden zu

machen. Namentlich waren es die beiden Universitäten Wittenberg und Jena, welche in den erbittertsten Streit darüber geriethen, welche von ihnen die Ansichten Luther's am besten vertrete. Matthias Flacius, von seinem Geburtslande Istrien Illyricus zubenannt, das Haupt der lutherischen Eiferer in Jena *), entblödete sich nicht, den gefeierten Melanchthon, die Zierde der Universität Wittenberg, mit den gröbsten Schmähungen zu überhäufen, weil er im Geiste Christi Frieden und Duldung predigte und sich in der Abendmahlslehre zu den Begriffen der schweizerischen Reformatoren hinneigte. Eben so ungemessen verfuhr Amsdorf in Jena gegen Major in Wittenberg, Pfeffinger in Leipzig gegen denselben Major, Victorin Striegel in Jena gegen Flacius und Flacius wieder gegen Brenz in Schwäbisch-Hall. Es gab jetzt nicht bloß Lutheraner und Calvinisten, sondern auch Flacianer, Brentianer, Striegelianer, Philippisten und wie die Schattirungen unter den Evangelischen alle hießen.

Wäre es indeß nur bei dem Schulgeplänkel, bei dem Wechsein gelehrter Streitschriften geblieben, so hätte dies allenfalls noch gehen mögen; allein das unerquickliche Gezänk stieg auch auf die Kanzel herab, und dem

*) Flacius war vor seiner Berufung nach Jena Prediger in Magdeburg gewesen, wo er sich ebenfalls den Ruf eines Polterers und Scandalmachers erworben hatte; s. I. 260.

ſo ſiegten ſie doch nicht ob und muſſten 1602 die Hand zu einem beſchränkenden Vergleiche bieten.

In noch grellerem Lichte erſcheint die an der proteſtantiſchen Reichsſtadt Donauwerth verübte Gewaltthat. Der Abt des daſigen Kloſters hatte im Jahre 1606 einen ſeit vierzig Jahren unterlaſſenen feierlichen Umgang wieder einführen wollen und war dabei von dem Pöbel inſultirt worden. Dies genügte dem Reichshofrathe (einer neugeſchaffenen, gänzlich von dem Kaiſer abhängigen oberſten Behörde), die Acht über die Stadt auszuſprechen. Maximilian von Baiern bekam den Auftrag, den Spruch zu vollſtrecken. Dieſer begnügte ſich nicht, Donauwerth zu beſetzen; auf der Stelle berief er Jeſuiten herbei, erlaubte nur noch den katholiſchen Gottesdienſt und ſchritt in gewohnter Weiſe zur Gegenreformation.

Solchen bedrohlichen Erſcheinungen gegenüber, hätte man von den Proteſtanten erwarten ſollen, daß ſie wenigſtens unter ſich einig ſein würden, um nicht den Gegnern zur leichten Beute zu werden. Aber nein. Sie gefielen ſich in den widerwärtigſten theologiſchen Zänkereien über die unergründlichen Lehren von der Erbſünde, der menſchlichen Freiheit, der Rechtfertigung und der Gegenwart Chriſti im Abendmahle. Die unbedeutendſte Verſchiedenheit in der Auffaſſung einer dieſer Glaubensbeſtimmungen reichte oft hin, ehemalige Freunde zu unverſöhnlichen Feinden zu

machen. Namentlich waren es die beiden Universitäten Wittenberg und Jena, welche in den erbittertsten Streit darüber geriethen, welche von ihnen die Ansichten Luther's am besten vertrete. Matthias Flacius, von seinem Geburtslande Istrien Illyricus zubenannt, das Haupt der lutherischen Eiferer in Jena *), entblödete sich nicht, den gefeierten Melanchthon, die Zierde der Universität Wittenberg, mit den gröbsten Schmähungen zu überhäufen, weil er im Geiste Christi Frieden und Duldung predigte und sich in der Abendmahlslehre zu den Begriffen der schweizerischen Reformatoren hinneigte. Eben so ungemessen verfuhr Amsdorf in Jena gegen Major in Wittenberg, Pfeffinger in Leipzig gegen denselben Major, Victorin Striegel in Jena gegen Flacius und Flacius wieder gegen Brenz in Schwäbisch-Hall. Es gab jetzt nicht bloß Lutheraner und Calvinisten, sondern auch Flacianer, Brentianer, Striegelianer, Philippisten und wie die Schattirungen unter den Evangelischen alle hießen.

Wäre es indeß nur bei dem Schulgeplänkel, bei dem Wechseln gelehrter Streitschriften geblieben, so hätte dies allenfalls noch gehen mögen; allein das unerquickliche Gezänk stieg auch auf die Kanzel herab, und dem

*) Flacius war vor seiner Berufung nach Jena Prediger in Magdeburg gewesen, wo er sich ebenfalls den Ruf eines Polterers und Scandalmachers erworben hatte; s. I. 260.

Volke wurden nun ſtatt der geſunden Frucht evangeliſcher Lehre die dürren und ſtachligen Hülſen einer jämmerlichen Schultheologie als religiöſe Nahrung vorgeſetzt. Der geiſtliche Lehrſtuhl, von wo Worte der Ermahnung und des Troſtes ausgehen ſollten, ertönte von Schmähungen, Beleidigungen, Verdächtigungen und Verwünſchungen, und Diejenigen, welche berufen waren, Prediger des Friedens zu ſein, ſtreuten den Samen des Unfriedens und der Parteiung unter betrogene Gemeinden aus. So theilte der Streit zweier Königsberger Prediger, Andreas Oſiander's und Andreas Mörlin's, die Bürgerſchaft dieſer Stadt in zwei feindliche Lager. Man that ſich gegenſeitig allen nur möglichen Schimpf an. Wer zu dem Einen in die Kirche ging, wurde von den Anhängern des Andern verachtet und verlor deren Kundſchaft. Ja, Mörlin ging ſo weit, alle Diejenigen vom Abendmahl und vom Taufſtein auszuſchließen, von denen er glaubte, daß ſie die Anſichten Oſiander's theilten. Und worüber ereiferten ſich die frommen Herren ſo gewaltig? Ueber eine feine und ſubtile Lehrbeſtimmung im Artikel der Rechtfertigung, deren Unterſcheidendes das heutige Geſchlecht kaum zu faſſen den Scharfſinn haben möchte, wenn dieſer nicht durch beſondere Fachſtudien dazu geübt iſt. Oſiander betrachtete die Rechtfertigung des Sünders vor Gott und ſeine Heiligung als gleichbedeutende Dinge, während Mörlin ſie von einander ſonderte,

indem die Heiligung erſt eintreten könne, wenn die Rechtfertigung geſchehen ſei.

Um einen Begriff von der Leidenſchaftlichkeit zu geben, womit damals ſolche theologiſche Kämpfe geführt wurden, erwähnen wir, daß Oſiander einen ſeiner Gegner einen „groben Tölpel“ und den Andern einen „unverſchämten Eſel“ nannte, „der ſtatt Seelenhirte ein Sauhirte ſei.“ Mörlin ſeinerſeits blieb ihm nichts ſchuldig. „Oſiander's Lehre von der Gerechtigkeit,“ ſagte er in einer ſeiner Predigten, „iſt ein Traum, und möchte ich wohl wiſſen, ob man ſie durch einen Filzhut, von hinten oder von vorn, eingießen oder eintrichtern ſolle. Eine ſolche Gerechtigkeit iſt weder im Himmel, noch auf Erden. Pfui dich, du ſchwarzer Teufel mit deiner Gerechtigkeit! Gott ſtürze dich in den Abgrund der Hölle! Hole der Teufel dieſe Gerechtigkeit; ich will ſie nicht holen.“ In einer anderen Predigt wiegelte er das Volk folgendermaßen gegen den gehaßten Gegner auf: „Thut dazu, liebe Kindlein, und leidet dieſen Greuel nicht länger im Lande! Es wäre euch tauſendmal nützer, daß ihr im Blute watetet bis über die Kniee, daß der Türke vor die Stadt käme und euch alle ermordete; ja, es wäre euch ſelbſt nützer, daß ihr Juden und Heiden wäret, als daß ihr ſolches leidet; denn ihr ſeid eben ſowohl mit dieſer Lehre verdammt, als die Heiden. Ich will euch gewarnt haben,

wer ſich noch will warnen laſſen. Wer aber nicht will, der fahre hin zum Teufel! Ich darf ſie nicht erſt dem Teufel übergeben, denn ſie ſind ſchon zuvor ſein, Alle, welche dieſe Lehre annehmen. Und ich will es wieder öffentlich anzeigen, daß ich derſelben keinen, der die Lehre annimmt oder in ſeine Predigten geht, zu dem Sacrament gehen laſſen will. Sie mögen hinlaufen, wo ſie hin wollen. Ihr ſollt ſie auch nicht grüßen, noch Gemeinſchaft mit ihnen haben, ſondern ſie fliehen, als wären ſie die Teufel ſelbſt."

Ein ähnliches Schauſpiel führte in Bremen der zelotiſche Pfarrer Tilemann Heßhus auf, indem er auf das Greulichſte gegen ſeinen Collegen Hardenberg losdonnerte, weil er nicht, wie er, glaubte, daß der wahre Leib Chriſti in, mit und unter dem Brode des Abendmahls enthalten ſei. Auch hier ſpaltete der Zwiſt der Geiſtlichen die Bürgerſchaft, und nur dem kräftigen und beſonnenen Auftreten des Bürgermeiſters Büren war es zu verdanken, daß die dogmatiſche Tobſucht des Heßhus nicht die gemeindlichen Verhältniſſe von Grund aus umkehrte. Als der ſtreitſüchtige Prediger und ſeine gleichgeſinnten geiſtlichen Genoſſen ſahen, daß der Rath entſchloſſen ſei, ſich ihrem despotiſchen Willen nicht zu fügen, gaben ſie, zwölf an der Zahl, trotzig ihre Entlaſſung ein und gingen, gefolgt von einem großen Theile ihrer Anhänger, von dannen. Aus Rache predigten ſie

zum einen förmlichen Kreuzzug gegen das ketzerische Bremen, und nicht ohne Erfolg. Die ſtrengluthe-riſchen Städte Hamburg und Lübeck kündeten der Bundesſtadt alle Handelsverbindungen auf; Danzig legte Beſchlag auf alle Bremer Schiffe und Waaren, und mehrere Stände der niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Kreiſe ſperrten den Bremer Bürgern ihr Gebiet. Erſt ſpät wurde der Streit durch Vergleich beigelegt.

Kann man ſich wundern, daß Angeſichts eines ſo unchriſtlichen Treibens innerhalb der proteſtantiſchen Kirche Manche, ſelbſt hellere Köpfe ſich mit Ekel von ihr abwandten und wieder zum Katholicismus zurückkehrten? Kann man ſich wundern, daß ein Melanchthon mit Sehnſucht ſeinem Ende (das am 19. April 1560 erfolgte) entgegenſah und ſich noch auf dem Sterbebette glücklich pries, nun bald der Wuth der Theologen entronnen zu ſein? Noch kurz vor ſeinem Tode, im Jahre 1558, hatte der wackere Mann einen Verſuch gemacht, dem innerlich zerriſſenen Proteſtantismus durch den ſogenannten Frankfurter Receß einen neuen Halt zu geben. Dieſer Receß war auch wirklich auf dem Fürſtentage zu Frankfurt von den drei Kurfürſten von Sachſen, von der Pfalz und von Brandenburg, dem Landgrafen von Heſſen, dem Herzoge von Würtemberg und dem Pfalzgrafen von Zweibrücken unterſchrieben worden und enthielt einestheils die Erklärung, daß die Unterzeichner fortwährend

bei der Augsburgischen Confession standhaft verbleiben wollten, anderntheils nähere Bestimmungen über die oben erwähnten vier Punkte, die zu den theologischen Händeln Anlaß gegeben hatten. Aber die Hoffnung, daß auch die übrigen protestantischen Fürsten beitreten würden, schlug fehl. Namentlich stemmte sich der Herzog von Sachsen-Weimar, Johann Friedrich der Mittlere, der Sohn des sogenannten Großmüthigen, mit aller Macht dagegen. Auf sein Geheiß fertigte Flacius, der ihn vollkommen beherrschte, eine andere Bekenntnißschrift, die sogenannte Confutation, nach deren Inhalte im herzoglichen Sachsen gelehrt werden sollte. Wer sich für dieses Glaubensgesetz nicht auf das Entschiedenste erklärte, wurde verketzert und verfolgt.

Noch einmal fand zwar 1561 auf Veranlassung des Herzogs Christoph von Würtemberg eine Zusammenkunft der evangelischen Fürsten zu Naumburg statt, welche die Herstellung der Einigkeit unter den Lutheranern zum Zweck hatte; aber auch sie lief fruchtlos ab, was ebenfalls wieder den Einwirkungen des halsstarrigen Flacius zuzuschreiben ist. Dieser unselige Mensch wirkte überhaupt höchst verderblich. Endlich traf ihn aber doch die Ungnade seines Landesherrn. Er wurde 1562 seiner Professur entsetzt und mußte aus Jena fliehen. Doch endeten damit die Umtriebe seiner Anhänger nicht.

Als Flacius noch Einfluß besessen, hatte er sich

fortwährend die eigenmächtigſten Handlungen erlaubt. Wir führen einige derſelben an, weil ſie charakteriſtiſch für den unduldſamen Geiſt der damaligen proteſtantiſchen Theologen ſind. Als Flacius einſt ein Kind taufen ſollte, bei dem ein Profeſſor der Rechte, Namens Weſenbeck, zum Pathen berufen war, verrichtete er die heilige Handlung nicht eher, bis dieſer Profeſſor, von dem er behauptete, er ſei kein wahrer proteſtantiſcher Chriſt, ſich entfernt hatte. Ein andermal that er Jemanden unter gleicher Anſchuldigung in Verruf. Kurz, er übte eine Art proteſtantiſches Bannrecht, führte eine Art proteſtantiſche Inquiſition in Jena ein und geberdete ſich ganz wie ein lutheriſcher Papſt. Der ſchwache Herzog, der ihm damals noch blindlings ergeben war, wurde von ihm zu vielfachen Gewaltthaten verleitet. So wußte der rachſüchtige Pfaffe unter Anderm von demſelben einen Verhaftsbefehl gegen ſeine theologiſchen Gegner, Victorin Striegel und Pfarrer Hugel, auszuwirken. In einer Märznacht des Jahres 1559 wurden Beide plötzlich überfallen, aus ihren Betten geholt, halbnackt auf einen Wagen geſetzt und unter vielen Mißhandlungen zuerſt nach der Leuchtenburg und dann nach dem Grimmenſteine geführt. Die Gattin Striegel's, die ſich der Gefangennehmung ihres Gatten widerſetzen wollte, ward auf's Roheſte von den Kriegsknechten mißhandelt. Man ſetzte ihr Spieße und Flintenläufe auf die Bruſt und ſtieß die gröbſten

Flüche und Beſchimpfungen gegen ſie aus. Während deſſen hielten einige hundert Reiter und Hakenſchützen die Stadt Jena beſetzt, um die Studenten im Zaum zu halten. Die Wittenberger trauerten über das ſchnöde Verfahren und ſtellten Gebete für die Gefangenen an.

So ging es in Sachſen, der Wiege der Reformation, zu. Noch Schlimmeres ereignete ſich an dem öſtlichen Ende Deutſchlands, in dem Herzogthume Preuſſen. Wir gedachten vorhin des Oſiandriſchen Streites in Königsberg. Nun gut, dieſer Streit endete auf eine höchſt tragiſche Weiſe. Oſiander ſtarb zwar; aber mit ſeinem Tode wurde die Flamme des Haſſes gegen ihn und ſeine Anhänger nicht gelöſcht. Vergebens ſuchte Herzog Albrecht die Parteien zu verſöhnen; der intolerante Mörlin wies den Vergleichsentwurf, als „vom Teufel eingegeben," zurück und eine Verſammlung von Geiſtlichen erklärte: „Wenn der Herzog ſich weigere, gegen Oſiander's Anhänger einzuſchreiten, ſo ſolle die ganze Welt erfahren, daß es noch Chriſten im Lande Preußen gebe, welche, durch Gottes Geiſt getrieben, dem Teufel ſelbſt in den Bart greifen dürften, wenn auch Himmel und Erde darüber brechen ſollten." In der That ruhten die frommen lutheriſchen Hyänen nicht eher, bis der Hofprediger Johannes Funk, der Schwiegerſohn Oſiander's, nebſt den vornehmſten ſeiner Anhänger vom Gerichte der Schöppenmeiſter zum Tode

verurtheilt und auf offenem Markte enthauptet wurde. Dazu ſang das von den Predigern fanatiſirte Volk: „Nun bitten wir den heiligen Geiſt“ und: „Du werthes Licht, gieb uns deinen Schein.“ — Leider ſollte dieſes Blut nicht das letzte ſein, was proteſtantiſche Verfolgungsſucht in jenen Zeiten fließen ließ!

Das Bedauerlichſte war, daß auch die Fürſten ſich bei den erbärmlichen Zänkereien der Gottesgelehrten betheiligten und ſo nur zu oft die Werkzeuge der Letzteren wurden. Es iſt kaum glaublich, wie weit bei Einzelnen in dieſer Hinſicht die Verblendung ging. So äußerte Kurfürſt Auguſt von Sachſen, der Bruder des bei Sieversshauſen gefallenen Moritz, mit einem eines Alba würdigen Fanatismus: „Wenn er nur eine calviniſche Ader im Leibe habe, wünſche er, daß der Teufel ſie ihm ausreiße.“ Nach ſolchen Grundſätzen wurde denn auch gehandelt. Die Unterthanen ſollten mit aller Gewalt das glauben, was die Fürſten für wahr hielten, und Verbannung, Abſetzung, Einkerkerung war meiſt das Loos Derer, deren Partei bei Hofe unterlag. Man beklagt ſich über Philipp den Zweiten von Spanien, daß er in ſeinem Lande keinen Ketzer habe dulden wollen. Aber die proteſtantiſchen Fürſten waren in dieſer Beziehung um kein Haar beſſer. Fiel es einem von ihnen ein, das Bekenntniß zu wechſeln, ſo mußten die Unterthanen dies nachmachen, und ſo kam es in einigen Län-

dern vor, daß die Bewohner bald lutherisch, bald reformirt waren. In der Pfalz z. B. führte nach dem Tode des lutherischen Kurfürsten Otto Heinrich 1559 dessen Nachfolger, Friedrich III., die reformirte Confession ein. Friedrich starb, und sein Sohn, Ludwig VI., hatte nichts Eiligeres zu thun, als die lutherische Kirchenform wieder herzustellen, was theilweise mit großer Härte gegen die bei ihrer Ueberzeugung verharrenden Geistlichen geschah. Ludwig regierte nur wenige Jahre und hinterließ bei seinem Tode 1583 einen unmündigen Sohn, Friedrich IV., für den der Bruder des Verstorbenen, Pfalzgraf Johann Casimir, die Regentschaft führte. Der Pfalzgraf war aber dem reformirten Bekenntniß eifrig zugethan und ließ auch seinen Neffen darin erziehen. Die Reihe, entsetzt zu werden, traf nun wieder die lutherischen Geistlichen und der Calvinismus wurde wieder herrschend. So wechselte die Pfalz in dem kurzen Zeitraume eines halben Jahrhunderts viermal das Religionsbekenntniß! Auf ähnliche Weise verdrängten sich in Anhalt und Brandenburg lutherische und reformirte Ansichten, und immer wurde Unduldsamkeit und Gewalt damit beschönigt: „Pflicht, Gewissen und Evangelium schreibe solches Verfahren vor!“

Jener Friedrich III., der zum erstenmale den Calvinismus in der Pfalz zur Geltung brachte, erwarb sich übrigens um die reformirte Kirche das Verdienst, daß er

durch zwei befähigte Köpfe, Zacharias Urſinus und Caſpar Olevianus, einen neuen Katechismus anfertigen ließ, in welchem die proteſtantiſche Lehre nach calviniſchen Grundſätzen vorgetragen wurde. Es iſt dies der berühmte pfälziſche oder Heidelberger Katechismus, der 1563 publicirt ward und in der reformirten Kirche ein ſo großes Anſehen erhielt, daß er faſt in alle Sprachen überſetzt und bis auf die neueſten Zeiten herab als Grundlage des chriſtlichen Religionsunterrichts gebraucht wurde.

Der Abfall der Kurpfalz vom Lutherthume machte, wie man ſich denken kann, unter den Augsburgiſchen Glaubensverwandten gewaltige Senſation; die Pfarrer donnerten von den Kanzeln herab und einzelne Stimmen drangen ſogar darauf, die Pfalz deßhalb von dem Religionsfrieden auszuſchließen. Dies geſchah nun zwar nicht; aber immer mehr kam jetzt ein Uebel in Schwang, das alle bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe vergiftete, die Calviniſtenriecherei. Wie man heutzutage nach heimlichen Jeſuiten, Demagogen und Communiſten ſchnopert, ſo ſpürte man damals nach heimlichen Reformirten oder Kryptocalviniſten, wie ſie mit dem Kunſtausdruck genannt wurden. Ein ſolcher Kryptocalviniſt nun war in den Augen des Volkes ein Irrgläubiger und Irrlehrer, der zu allen Verbrechen und Schand-

thaten fähig sei. So bliesen's ihm wenigstens tagtäglich seine Pfaffen ein.

Ueberall in Deutschland forderte die Calvinistenriecherei ihre Opfer. Nirgends aber grassirte diese Pest ärger, als in Kursachsen. Kurfürst August I. war, wie wir gesehen haben, ein orthodoxer Lutheraner. Merkwürdigerweise bestand jedoch seine theologische Umgebung keineswegs aus Leuten von gleicher Gesinnung. Es waren dies meist Männer aus Melanchthon's Schule, welche freieren Ansichten über die Religionsangelegenheiten huldigten. Das durfte freilich der Kurfürst nicht wissen, und Jene konnten ihren Einfluß über ihn nur dadurch behaupten, daß sie ihn täuschten, indem sie ihm ihre Auffassung des Protestantismus als das wahre Lutherthum verkauften.

Es handelte sich auch bei diesen Bestrebungen zumeist um die Abendmahlslehre. Melanchthon hatte sich, wie wir vorhin schon erwähnten, in Bezug hierauf den schweizerischen Reformatoren genähert*) und in einer

*) Wie hätte auch ein so vernünftiger und scharfsinniger Mann, wie Melanchthon, den lichtvollen Gründen eines Calvin widerstehen können, der sich über das Abendmahl folgendermaßen ausläßt: „Brod und Wein hilft uns auf keine Weise zu dem geistlichen Genusse des Leibes und Blutes Christi; vielmehr macht der Glaube uns dessen theilhaftig. Gott wirkt hierbei allein durch seinen Geist und gebraucht die Zeichen als Mittel, jedoch so, daß Kraft und Wirkung allein von ihm herrühren.

spätern Ausgabe des Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes (gewiſſermaßen mit Luthers ſtillſchweigender Bewilligung, indem derſelbe wenigſtens nicht laut widerſprach)

Der Gottloſe überkommt nur die Zeichen; der höhere geiſtliche Genuß tritt bei ihm nicht ein. Chriſtus iſt im Sacramente keineswegs örtlich oder räumlich gegenwärtig; denn die Worte: „das iſt mein Fleiſch und Blut“ müſſen bildlich genommen werden, und die Meinung Luther's, daß der Leib Chriſti unter dem Brode mit dem Sacramente empfangen werde oder mit dem Brode vereinigt ſei, iſt unverträglich entweder mit der Herrlichkeit ſeiner göttlichen oder der Wahrheit ſeiner menſchlichen Natur und dann eben ſo ungereimt, als die Brodverwandlung der römiſchen Kirche. Der Einwand, Gott ſei nicht an die Naturgeſetze gebunden, weil er ſie gemacht habe, enthält eigentlich Unſinn, und eine wörtliche Auslegung der Worte iſt unerlaubt, da ſie mit Vernunft und Schrift im Widerſpruch ſteht. Selbſt die lutheriſche Erklärung iſt zuletzt doch auch bildlich, da ſie das Brod nicht als wirklichen Leib Chriſti betrachtet, ſondern dieſen nur auf eine unbegreifliche Weiſe unter dem Brode und mit dem Brode genießen läßt. Andererſeits geht meine Meinung keineswegs dahin, im Sacramente ſei nichts als ein leeres ſymboliſches Spiel äußerer Zeichen, wobei dem Menſchen nichts wirklich mitgetheilt, ſondern höchſtens etwas abgebildet werde. Der geiſtliche Genuß bleibt gleichzeitig mit dem körperlichen Genuſſe der Zeichen und dieſe ſind ein Unterpfand für den gewiſſen Empfang der bezeichneten Sache. Die Wirkung iſt nicht bloß moraliſch, ſondern findet auf eine andere, höhere, der Vernunft unbegreifliche Weiſe ſtatt; nur ſoll man aus einem Geheimniſſe des Glaubens nicht etwas völlig Undenkbares, die Vernunft Empörendes machen.“

den dieſen Punkt betreffenden Artikel ſo zu faſſen geſucht, daß ſowohl Lutheraner als Reformirte ihre Ueberzeugung darin ausgedrückt finden konnten. Das war es hauptſächlich, was die ſtrengen Lutheraner, die lutheriſcher ſein wollten, als Luther ſelbſt, ſo ſehr gegen ihn aufbrachte. Mit Verachtung blickten ſie auf ſeine veränderte Augsburgiſche Confeſſion und ſchwangen ihrerſeits die unveränderte als Panier. Nichtsdeſtoweniger hatten Melanchthon's Ideen unter den Wittenberger Gelehrten, über die er eine wohlverdiente Autorität übte, bedeutenden Anklang gefunden, und eben ſeine Jünger waren es, welche jetzt die Perſon des Kurfürſten von Sachſen umgaben, alſo die Macht im Lande beſaßen. Als Haupt derſelben konnte Melanchthon's Schwiegerſohn, Caſpar Peucer, betrachtet werden. Peucer war eigentlich Mediciner, trieb aber nach der Sitte der Zeit die Theologie eben ſo eifrig, wie die Theologen von Beruf. Als Leibarzt des Kurfürſten genoß er deſſen volles Vertrauen und wurde am Hofe mit der größten Auszeichnung behandelt. Neben Peucer ſind noch als Vertreter derſelben Richtung zu nennen: der Kanzler Krakau (Cracovius), der Hofprediger Schütz und der Kirchenrath Stößel.

Dieſe Männer zögerten nicht, von der Macht, die ſie erlangt hatten, Gebrauch zu machen. Sie veranſtalteten eine Sammlung der wichtigſten Schriften Melanchthon's unter dem Titel Corpus doctrinae christianae,

verſchafften ihr die öffentliche Beſtätigung in Sachſen und bewirkten dadurch für ihre innere Meinung auch äußerlich unbemerkt eine Anerkennung. Hiermit noch nicht zufrieden, überſchritten ſie das billige Maaß. Alle Prediger, die ſich weigerten, jenes Werk als kirchliches Geſetzbuch anzunehmen, wurden ihrer Stellen entſetzt und aus dem Lande gewieſen. Nach ſolchen Maßregeln war es kein Wunder, daß die meiſten Theologen ſich fügten. Hierdurch ſicher und kühn gemacht, glaubte die Peucerſche Partei ihre Anſichten deutlicher ausſprechen zu können. Im nächſten Jahre, 1574, erſchien in Leipzig eine Schrift: „Deutliche Erläuterung des Streites über das heilige Abendmahl.“ Dieſe „Erläuterung“ lautete beſtimmt calviniſch und rührte, wie erwieſen ward, aus Wittenberg her. Hatte nun ſchon die Vertreibung der lutheriſchen Zeloten ein entſetzliches Geſchrei erregt, ſo machte dieſes neue Attentat auf die lutheriſche Rechtgläubigkeit noch viel größern Lärm. Der Kurfürſt, der von Peucern und ſeinen Anhängern bisher immer in der Meinung erhalten worden war, daß ſie das wahre Lutherthum verkündeten, erfuhr jetzt zu ſeinem Erſtaunen: er ſei ein Calviniſt und habe Calvin's gräuliche Irrthümer für vortrefflich gehalten. Je größer vorher ſein Vertrauen geweſen, um ſo grimmiger war nun auch ſein Zorn, daß man ihn getäuſcht, ſeine Leichtgläubigkeit gemißbraucht, ihn in den Augen ſeines Volkes beſchimpft

habe. Alſobald gab er Befehl, die Intriguanten zu verhaften, ihre Papiere mit Beſchlag zu belegen und einen Criminalproceß gegen ſie einzuleiten.

Es begann nunmehr eine Reaction im Sinne des ſtrengen Lutherthums. Die Orthodoxen mußten Lehrpunkte aufſetzen, welche den Wittenbergern zur Annahme mit Ja oder Nein vorgelegt wurden. Manche gehorchten, Andere behaupteten, daß weder Ja noch Nein zur Antwort paſſe. Darauf jagte der Kurfürſt Alle, welche gar keine oder nur eine ungenügende Erklärung gaben, von ihren Stellen und aus dem Lande. Vier Mitglieder der theologiſchen Fakultät aber, Widebram, Cruciger, Moller und Petzel, ließ er gefangen nehmen und als Staatsverbrecher mit einer Wache von 50 Soldaten nach der Pleißenburg in Leipzig abführen. Später trieb er ſie ebenfalls aus dem Lande. Am Härteſten verfuhr er mit dem Kanzler Krakau. Dieſer wurde ſo lange gefoltert, bis er an den Folgen des peinlichen Verhörs im Kerker ſtarb. Der Commandant der Pleißenburg, ein gewiſſer Richter, der ihm Schreibmaterialien geliefert hatte, wurde mit Staupenſchlag von dannen gejagt. Kirchenrath Stößel bekam die Feſtung Senftenberg als Aufenthaltsort angewieſen. Hier marterte und quälte man ihn dergeſtalt, daß er in ein heftiges Fieber verfiel, welches mit Wahnſinn und einem verzweifelten Tode endete. Auch Hofprediger Schütz mußte in ſeiner Gefangenſchaft

viel leiden. Am längsten aber wurde Peucer herumgezogen. Er saß zwölf Jahre lang abwechselnd auf dem Schlosse zu Rochlitz, zu Zeiz und auf der Pleißenburg. Während dieser Zeit wurde er mit der ausgesuchtesten Härte behandelt. Er erhielt kein Buch, nicht einmal die Bibel, keine Schreibmaterialien, nichts von alledem, wodurch ein Kerker erträglich gemacht wird. Man gab sich viele Mühe, ihm einen schimpflichen Widerruf seiner Lehre zu entlocken, und als er diese Zumuthung mit Entrüstung von sich wies, bedeutete ihn sein Inquirent, Dr. Rauscher: „man werde schon Mittel dazu finden, und wenn es auch glühende Zangen sein sollten!“ Doch Peucer blieb ungebeugt und standhaft.

Mittlerweile hatte der Kurfürst sich's angelegen sein lassen, durch die damals beliebten gewaltsamen Mittel sein Land, so wie das Herzogthum Weimar, das er als Vormund verwaltete, vollständig vom Kryptocalvinismus zu reinigen, und da er fühlte, daß es nothwendig sei, nach Zurücksetzung des Melanchthon'schen Lehrbuchs dem Publikum eine andere Glaubensnorm in die Hände zu geben, so ließ er 1576 durch einige sächsische und auswärtige Theologen eine neue Schrift anfertigen, die das Torgauer Buch genannt wurde. Der Kurfürst und die Verfasser des Buchs lebten der festen Ueberzeugung, dasselbe werde allgemeinen Beifall finden und alle ferneren Streitigkeiten abschneiden. Allein diese Hoffnung

ſchlug fehl. Den Niederſachſen war die Faſſung nicht ſtreng und verdammend genug; die Heſſen wünſchten eine größere Milde; die Holſteiner hielten eine neue Erklärung für überflüſſig; die Pommern meinten, das Corpus doctrinae, welches man habe ſinken laſſen, ſei ebenfalls rechtgläubig; die Anhaltiner tadelten die unklare Ausdrucksweiſe des Buchs und ſchalten, daß man Luthern und Melanchthon, die zwei theuern Helden, die im Leben ſo innig verbunden geweſen, nach ihrem Tode von einander reißen, den Einen canoniſiren, den Andern ſtinkend machen und in ſeinem Untergange eigne Ehre ſuchen wolle. Genug, die neue Einigungsformel, als welche das Torgauer Buch gelten ſollte, führte durchaus nicht zur Einigung, und man mußte ſich bequemen, dieſelbe noch einmal zu überarbeiten. Dies geſchah in einer Theologenverſammlung zu Kloſter-Bergen bei Magdeburg, wobei der Tübingiſche Kanzler Jakob Andreä, ein lutheriſcher Orthodox vom reinſten Waſſer, das große Wort führte. So entſtand die Bekenntnißſchrift, welche den Namen der Eintrachtsformel (Formula concordiae) führt.

Am 25. Juni 1580, fünfzig Jahre nach Uebergabe der Augsburgiſchen Confeſſion, wurde ſie in Kurſachſen bekannt gemacht. Es traten ihr bei 3 Kurfürſten, 20 Herzöge und Fürſten, 24 Grafen, 4 Freiherren, 35 Reichsſtädte, zuſammen 86 Reichsſtände. Das Werk

ſelbſt enthielt das apoſtoliſche, nicäniſche und athanaſianiſche Glaubensbekenntniß, die Augsburgiſche Confeſſion nach der Urſchrift von 1530, die Apologie der Confeſſion, die Schmalkaldiſchen Artikel, den kleinen und großen Katechismus Luther's und endlich die neue Formel in einer doppelten Geſtalt, wovon die erſte gewöhnlich „Auszug" (epitome), die andere „feſte Erklärung" (solida declaratio) genannt wird.

Dieſe Concordienformel war nun keineswegs geeignet, die Eintracht wirklich zu befördern; denn ſie enthielt (namentlich über die Erbſünde, die Rechtfertigung, den freien Willen, das Abendmahl und die guten Werke) jene ſchroffen Beſtimmungen, welche die übertriebene Partei der ſtrengen Lutheraner den mildern Anhängern Melanchthons gegenüber vertheidigt hatte. Daß die Calviniſten verketzert und verdammt wurden, war von der theologiſchen Gereiztheit nicht anders zu erwarten. Freilich hätte ſchon die einfachſte Staatsklugheit ein ſolches Verfahren widerrathen ſollen; aber wann wären Religionseiferer je den Mahnungen einer vernünftigen Politik zugänglich geweſen? Königin Eliſabeth von England faßte die Sache ſehr richtig auf, indem ſie erklärte: „Es ſei unklug, in dem gefährlichſten Augenblicke die Spaltung unter den Evangeliſchen unheilbar zu machen; während man ſo viele Tauſende ungehört verdamme, bereite man ſich den eignen Untergang; der Streit werde dadurch

keineswegs vertilgt, sondern erhöht, und von christlicher Liebe sei Nichts zu spüren." In gleichem Sinne sprach sich König Friedrich II. von Dänemark aus, und auch Kurfürst Ludwig VI. von der Pfalz schrieb vor Publication der Concordienformel besorglich an den Kurfürsten von Sachsen: „Wir sind zwar dem calviniſchen Irrthume mit rechtem Herzensernſt zuwider; dennoch möchten wir, daß das Wörtlein Damnamus (wir verdammen) vermieden würde, damit es nicht das Anſehen bekäme, als wollten wir der Papiſten Tyrannei und greuliche Verfolgung damit ſtärken und die armen verführten Leute über uns ſchreien machen. Alle gottesfürchtigen und vernünftigen Chriſten werden zufriedengeſtellt ſein, wenn wir der chriſtlichen Mäßigung unſerer Vorfahren folgen, welche in das Augsburgiſche Bekenntniß nur Improbamus (wir mißbilligen) geſetzt haben."

Doch Kurfürſt Auguſt und ſein Beirath Andreä ließen ſich durch ſolche Bedenken nicht auf ihrem Wege irre machen. Sie konnten oder wollten nicht einſehen, daß der ganze Zweck der Ausſöhnung verfehlt war, ſobald ſie nicht alle evangeliſchen Kirchen umfaßte. Die Concordienformel wurde mit Gewalt in's Werk geſetzt. Die ſächſiſchen Pfarrer und Schullehrer erhielten bei Strafe der Amtsentſetzung die Weiſung, ſie zu unterſchreiben, und ſo ſehr überwog bei denſelben die Rückſicht für Weib und Kind die Stimme der Ueberzeugung, daß,

obgleich viele die Formel im Herzen mißbilligten, doch nur ein einziger Pfarrer und zwei Schullehrer die Unterschrift zu verweigern wagten. Gleicherweise wurde die Anerkennung des „papiernen Papstes", wie die Formel nicht unpassend genannt ward, im Brandenburgischen, im Braunschweigischen, in Lüneburg, Mecklenburg, Oldenburg, Baden und mehreren Reichsstädten durchgesetzt und die Heuchelei sogar dadurch befördert, daß man im Brandenburgischen zur Beschwichtigung der Gewissen ausdrücklich hinzusetzte, die Geistlichen sollten nur unterschreiben, es stehe ihnen darum doch frei, zu denken und zu lehren, was sie wollten. Indessen gab es doch einige Fürsten, welche es verschmähten, an dieser Tyrannei der Gewissen Theil zu nehmen. Dahin gehören: der Landgraf Wilhelm von Hessen, die Herzöge von Pommern, der Herzog von Holstein, der Fürst Joachim Ernst von Anhalt, sowie noch einige kleinere Herrscher und Städte, unter ihnen besonders Magdeburg und Nürnberg. Der König von Dänemark warf die zwei Prachtexemplare der Concordienformel, die ihm seine Schwester, die Kurfürstin Anna von Sachsen, überschickt hatte, in's Feuer. Und mit Recht; denn dieses Buchstabenwerk konnte nur dazu dienen, den Geist der Reformation in Fesseln zu schlagen und den Fortschritt der kirchlichen Bewegung zu hemmen.

Noch einmal tauchte übrigens in Sachsen die Partei der Kryptocalvinisten auf. Sie war durch Kurfürst

Auguſt's Strenge bloß unterdrückt und zum Schweigen gebracht worden, nicht erloſchen. Unter Chriſtian I., Auguſt's Nachfolger, der 1586 zur Regierung kam, ſtieg der gelehrte Juriſt Nikolaus Krell zur Würde des Kanzlers auf und gewann damit einen unbedingten Einfluß auf den Kurfürſten. Krell aber war ein warmer Freund der reformirten Lehre, die er in Kurſachſen, wenn auch nicht völlig herrſchend machen, doch mit der lutheriſchen verſchmelzen wollte. Zu dem Ende hob er die Verpflichtung auf die Concordienformel auf, veranſtaltete eine eigne Ausgabe der Bibel (die ſogenannte Krelliſche oder rebelliſche Bibel) mit Anmerkungen im Sinne Calvin's und ſchaffte mehrere lutheriſche Gebräuche ab, z. B. das Anzünden der Lichter auf dem Altar und den Exorcismus oder die Austreibung des Teufels bei der Taufe. Leider hielt auch er nicht Maaß und Ziel. Mit derſelben Willkühr, mit der man früher die Reformirten vertrieben hatte, entſetzte er jetzt die ſtrenglutheriſchen Geiſtlichen ihrer Stellen, und ſeine Anhänger erlaubten ſich die ungemeſſenſten Ausfälle gegen Andersgläubige. So polterte in Torgau der kryptocalviniſtiſche Prediger Mento Gongref die Drohung von der Kanzel herab, daß Dem, der die Lichter wieder anzündete, die Hand verdorren ſolle; „auch ſollten ihm die Lichter in der Sterbeſtunde noch auf der Seele brennen.“ Dies erregte nun großen Unwillen unter dem Volke. In Zeiz mußten ſich die Pre-

diger durch die Flucht retten, um vor der Wuth der empörten Menge ſicher zu ſein. In Dresden ſollte das Kind eines Fleiſchers getauft werden, und als man es zur Kirche trug, folgte ihm der Vater dahin — mit dem Beile in der Hand — und erklärte dem Geiſtlichen rund heraus: „daß, wenn er ſeinem Kinde den Teufel nicht austreiben wolle, er ihm mit dieſem Beile den Kopf ſpalten und nicht darauf Rückſicht nehmen werde, daß es am Taufſteine geſchehe.“ Dieſer Grund war zu ſchlagend — und der Pfarrer trieb den Teufel aus!

Chriſtian I., die Stütze Krell's, regierte zum Unglück für dieſen nur fünf Jahre. Er ſtarb 1591 und hinterließ einen unmündigen Sohn, den nachherigen Kurfürſten Chriſtian II., für welchen der eifrig lutheriſche Herzog Friedrich Wilhelm von Sachſen-Altenburg die Vormundſchaft führte. Von Neuem war alſo das Lutherthum ſiegreich und Krell's Sturz beſiegelte den Triumph deſſelben. Noch an dem Todestage ſeines Gönners wurde er verhaftet und auf die Feſtung Königſtein gebracht, wo er dieſelbe Gefängnißzelle angewieſen erhielt, in welcher ein früheres Opfer des Kanzlers, der geweſene Oberhofprediger Dr. Mirus, geſeſſen hatte. Gleiches Loos traf ſeinen Anhang. Die Hofprediger Salmuth und Steinbach, von dem Volke „die falſchen Propheten“ genannt, wurden auf das Schloß Stolpen abgeführt.

Den Dresdner Superintendenten, Dr. Schönfeld, und einen ſeiner Amtsbrüder, M. Prierius, jagte man aus dem Lande. Ein Leipziger Prediger, Namens Gundermann, der ſich erſt durch die Flucht hatte retten wollen, wurde eingeholt und auf die Pleißenburg geſchafft. Aus Angſt um ſeine Frau, die ihrer Niederkunft nahe war, unterſchrieb er gegen ſeine Ueberzeugung ein ihm vorgelegtes Glaubensbekenntniß. Aber dieſe Nothlüge half ihm nichts. Seine Frau hatte ſich unterdeſſen entleibt und er ſelbſt verfiel in Wahnſinn.

Die Wuth des aufgeregten Pöbels gegen die des Calvinismus verdächtigen Perſonen war ſo groß, daß ſie ſich ſogar auf die Leichen erſtreckte. Am Tage der Beerdigung des ehemaligen Hofpredigers Schütz, der in die Peucer'ſchen Händel verwickelt geweſen war, ſammelte ſich das Volk vor deſſen Hauſe, warf die Fenſter ein, und verlangte mit großem Geſchrei, die Leiche ſolle unter dem Galgen verſcharrt werden. Nur mit Mühe konnte man dieſelbe auf einem Karren nach dem Kirchhofe ſchaffen. — Einem Muſiker der kurfürſtlichen Kapelle, der in dem Geruch des Kryptocalvinismus geſtorben war, ſollte gleichfalls das ehrliche Begräbniß verweigert werden. Wirklich wurde der Leichnam in aller Stille von vier Tagelöhnern nach der Begräbnißſtätte für Verbrecher gebracht. Aber auch daran hatte das Volk noch nicht genug. Ein Haufe von Fleiſcherknechten und Schmiede-

geſellen fiel über die Träger her, ſchlug den Sarg auf und ſchleppte die Leiche im Straßenkoth herum. — Um dieſelbe Zeit kam es auch in Leipzig zu argen Auftritten. Das Haus des reformirten Gaſtwirths Weinhaufen ward am 19. Mai 1593 vom Pöbel demolirt und die Bürgerſchaft ſchritt nicht eher zur Wiederherſtellung der Ruhe ein, bis der Rath verſprochen hatte, ſämmtliche des Calvinismus verdächtige Einwohner aus der Stadt zu entfernen. Schon nach drei Tagen ging die gewaltſame Austreibung vor ſich. Der lutheriſche Fanatismus zeigte ſich in ſeiner ganzen Beſtialität!

Was Krelln betrifft, ſo ſchmachtete er zehn Jahre im Gefängniß. Da er ein geſchickter Juriſt war, ſo wußte er ſeinen Proceß trefflich in die Länge zu ziehen, ſo ſehr auch ſeine Gegner nach ſeinem Blute dürſteten. Die Anklagen, die man gegen ihn erhob, waren zum Theil ſehr ſeltſam. Nicht genug, daß man ihm ſeine theologiſche Geſinnung zum Verbrechen machte; man rechnete es ihm auch als Hochverrath an, daß er den Kurfürſten veranlaßt hatte, den reformirt geſinnten Hugenotten in Frankreich Kriegshülfe zu leiſten. Das Sonderbarſte war, daß man, als man endlich mit der Unterſuchung zu Ende gekommen, die Acten an eine ganz vom Kaiſer abhängige Behörde, an die böhmiſche Appellationskammer zu Prag ſendete und von dieſer das Urtheil ſprechen ließ. Das Urtheil lautete auf Enthauptung

durch's Schwert. Krell appellirte wider die Rechtskraft deſſelben, ohne daß man darauf Rückſicht genommen hätte. Alle weiteren Schritte zu ſeiner Vertheidigung ſchnitt man ab mit dem Bemerken: „Delinquent habe binnen zehn Jahren Zeit genug zur Verantwortung gehabt.“

Krell's letzte Hoffnung war auf die Gnade des jungen Kurfürſten gerichtet. Auch ſie ſchlug fehl. Am 23. September 1601 legte der Adminiſtrator Friedrich Wilhelm ſeine Vormundſchaft nieder und übergab dem nun volljährig gewordenen Chriſtian II. die Regierung. Die erſte Regentenhandlung des neuen Herrſchers war aber, dem verurtheilten Dr. Krell ſein Recht anthun zu laſſen. Am 5. October wurde derſelbe, obgleich er krank war, vom Königſtein nach Dresden auf das Altſtädter Rathhaus gebracht und am 9. October von da zur Hinrichtung abgeholt. Da er nicht gehen konnte, ſo hob man ihn nach genoſſener Communion auf einen Stuhl und trug ihn, in ſeinen Schlafpelz eingehüllt, auf die Blutbühne, die im Judenhof aufgeſchlagen und von bewehrten Bürgern umſtellt war. Krell betete mit lauter Stimme: „Vater, der du mich geſchaffen, Jeſus Chriſtus, der du mich erlöſet, heiliger Geiſt, der du mich geheiligt, ich überantworte dir, was du mir in dieſem Leben zugeſtellt haſt, daß du es aufnehmeſt und wieder empfaheſt!“ Nach dieſem Gebete fiel das Haupt des kranken Greiſes. Der Scharfrichter zeigte es dem umſtehenden Volke mit

den Worten: „Das war ein calviniſcher Streich. Seine Tafelgeſellen mögen ſich vorſehen! Denn man ſchonet allhier keinen.“ Auch auf dem Richtſchwert waren die Worte eingegraben: „Cave Calviniane!“ (Hüte dich, Calviniſte!)

Als ein charakteriſtiſches Zeichen jener unduldſamen Zeit kann es angeſehen werden, daß ſelbſt die verwittwete Kurfürſtin Sophie, die ſonſt als eine fromme, brave Frau gerühmt wird, von ihrem Wittwenſitze Koldiz herbeigeeilt war, „um dem Manne, der ihren ſeligen Herrn ſo übel geführt, ſein Recht anthun zu ſehen.“ Mit Feſtigkeit und innerer Befriedigung ſchaute ſie aus einem Fenſter in der Nähe des Schaffots dem blutigen Schauſpiele zu. So überwog der Religionsfanatismus ſelbſt die ſanfteren Regungen der Weiblichkeit. Wie möchte man dann noch das arme ungebildete Volk verdammen, das ſeine Stimmung unter Anderm in Liederverſen folgender Art ausdrückte:

Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort
Und ſteur' der Calviniſten Mord
Durch Chriſtum, deinen lieben Sohn,
Die dein' Allmacht nicht wollen ha'n;
Sie haben auch die Tauf' geſchändt,
Den Exorcismus davon g'trennt
Und ſein gelaufen Tag und Nacht,
Bis ſie es ha'n zu Weg gebracht;

Durch Crellium, den Calviniſt,
Ha'n ſie die Sache angerichtet
Und haben ſich von uns getrennt;
Siehe, wie der Teufel die Leut' verblend't!

Die Furcht vor den Türken konnte nicht größer ſein, als die vor den Umtrieben der Calviniſten, und die Prediger, anſtatt zu belehren und aufzuklären, waren im Gegentheil eifrig bemüht, dieſe Schreckensgefühle noch zu nähren. Gott im Himmel, welche Vorſtellungen brachten ſie den Leuten von ihren chriſtlichen Mitbrüdern, den Reformirten, bei! Wir wollen nur ein Beiſpiel anführen. Nikolaus Blume, Pfarrer in Dohna, welcher den Kanzler Krell im Gefängniſſe zum Tode vorbereitete, ſprach gegen denſelben ſeine Anſicht vom Calvinismus in folgenden Worten aus: „Ein Calviniſt iſt ein Menſch, der weder Glauben, noch Vertrauen auf Gott und ſein Wort ſetzt, der, aufgeblaſen von der Meinung beſonderer Heiligkeit, Weisheit und Gelehrſamkeit, Alle, die ihm nicht beipflichten, verachtet und verläumdet, der Chriſto als Menſchen ſeine göttliche Majeſtät entzieht, ihn neben oder nur um einige Stufen über die Engel und die Seligen ſtellt, der die Allmacht und Wahrheit Chriſti leugnet, dem Neſtorianismus, Arianismus, Muhammedanismus und dem Heidenthume Thore und Thüren aufthut, Obrigkeiten und andere Leute betrügt, ſich und die Seinigen dem Verderben des Leibes, des Lebens und der

Seele preisgiebt, Königreiche, Fürstenthümer und Städte mit Feindseligkeiten, Aufständen, Kriegen und Blutvergießen erfüllt, überall die heilsame Eintracht stört, heimtückisch und hinterlistig gegen Einfältige handelt, Wahres verleugnet und Falsches vorspiegelt, seine Lehre mit dem Winde wechselt, auf den weltlichen Arm sich verläßt, dem Fleische der Welt und nicht dem Fleische Christi sich weiht und nur auf Gelegenheit lauert, durchzuschlüpfen und wieder emporzukommen. Allhier hat der Herr Doctor eine artliche Beschreibung eines heimlichen und öffentlichen Calvinisten. Ist nun der Herr ein Calvinist, dafür er männiglich gehalten wird, als trifft ihn auch diese Beschreibung."

Wenn dem Volke solche Bilder vorgemalt wurden (und es geschah allsonntäglich von den Kanzeln herab), dann kann es freilich nicht Wunder nehmen, daß der lutherische Bürger und Bauersmann Jeden, der des Calvinismus verdächtig war, wie die Pest floh und, ging er an ihm vorüber, vor ihm ausspuckte. Dann kann es nicht Wunder nehmen, daß man in Kursachsen Hunde und Katzen mit dem Namen „Calvin" belegte, ja daß einzelne Lutheraner sich über die Pariser Bluthochzeit freuten, weil die Calvinisten dadurch eine Schlappe erhalten hatten.*)

*) Die Hoftheologen Andreä und Selnecker gaben in ihren Berichten an den Kurfürsten August von Sachsen zu

Wir würden nicht fertig, wollten wir alle die saubern Geschichten aufzählen, welche Zeugniß ablegen von der entsetzlichen Unduldsamkeit der Protestanten jener Zeit. Statt vieler mögen nur noch zwei dastehen. Den Kurfürsten Gebhardt von Köln ließen die lutherischen Fürsten blos deshalb fallen, weil er zur reformirten Kirche übergetreten war. Lieber wollten sie, daß Köln wieder katholisch würde, als daß es, wie sie sich ausdrückten, „dem Calvinismus in den Rachen fahre." Ferner. Eine Anzahl französischer und niederländischer Familien, 175 Seelen stark, die ihres Glaubens wegen aus ihrem Vaterlande nach England geflüchtet waren, wo sie unter Eduard's VI. Regierung Schutz fanden, wurden unter der Regierung der katholischen Maria auch von dort vertrieben und flüchteten nach dem Continent in Begleitung ihres Predigers Johann a Lasco, eines gelehrten Polen. Sie landeten in Dänemark mitten im härtesten Winter. Kaum aber hatten sie den Fuß ans Land gesetzt und vom Könige Audienz erhalten, als sie den unwiderruflichen Befehl erhielten, sich wieder einzuschiffen und sich an der Küste von Deutschland aussetzen zu lassen. Dringend flehten die Vertriebenen mit ihren Weibern und Kindern,

---

verstehen, daß sie die in der Bluthochzeit gefallenen Reformirten keineswegs für Märtyrer, sondern für bloße Aufrührer hielten, die das Blutbad als gerechte Strafe ihrer Schuld sich zugezogen hätten.

doch wenigſtens den Winter über im Lande bleiben zu dürfen. Umſonſt. Sie wurden mit Gewalt fortgeſchafft, ja bei Lebensſtrafe ihnen verboten, ſich wieder an der däniſchen Küſte blicken zu laſſen, ſelbſt wenn ſie durch einen Sturm dahin verſchlagen werden ſollten. In Deutſchland angelangt, erfuhren ſie dieſelbe Behandlung. In Wismar und Roſtock, in Lübeck und Hamburg ward ihnen angedeutet, daß ſie ihre Wanderung gleich fortſetzen müßten; ja, in Hamburg wurde allen Bürgern bei ſchwerer Strafe verboten, einen der Exulanten in das Haus aufzunehmen. Und fragen wir nach dem Grunde, ſo ſchallt es von den Küſten Dänemarks und Deutſchlands wieder: „Sacramentirer! Ketzer!“ Und wieder waren es die Geiſtlichen, die Prieſter der Religion der Liebe, welche die Hetzer machten, welche antrieben zur Härte und Unmenſchlichkeit!

Es war eine traurige Zerſpaltung. Jede der drei chriſtlichen Hauptparteien hatte ihre feſte Richtſchnur des Glaubens, ihre papierne Scheidemauer, die ſie von den andern trennte. Die Römiſchkatholiſchen hatten die Beſchlüſſe des Concils von Trient, die Calviniſten den Heidelberger Katechismus und die Lutheriſchen die Concordienformel. Jede Partei aber glaubte, den wahren Chriſtusglauben zu haben, und verketzerte die andern. Und welche hatte ihn denn wirklich? Keine. Keine übte

das vornehmſte Gebot Jeſu: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächſten wie dich ſelbſt!“

Bemerkenswerth iſt es übrigens, daß die lutheriſchen Theologen mehrmals nahe daran waren, eine proteſtantiſche Hierarchie aufzubauen. So tauchte unter Anderm der Vorſchag auf: man möge einen Generalſuperintendenten für alle lutheriſchen Kirchen ernennen und ihm unter gewiſſen Einſchränkungen und Bedingungen die beſtändige Aufſicht über die Rechtgläubigkeit und in Streitigkeiten, wo nicht das Entſcheidungsrecht, ſo doch das Recht der erſten Unterſuchung und vorläufigen Einleitung übertragen. Andere meinten: wenn es auch nicht rathſam ſei, einen ſolchen lutheriſchen Papſt aufzuſtellen, ſo könne man doch wohl zwei Männer, einen für Oberdeutſchland, einen für Niederdeutſchland, einſetzen, welche zwar nicht die höchſte richterliche Gewalt, aber doch die Leitung aller Geſchäfte und das Recht haben ſollten, Kirchenverſammlungen zu berufen. — So nahe ſtand man der Gefahr, einem proteſtantiſchen Papſtthum anheimzufallen, nachdem man dem katholiſchen kaum entgangen war. Alle derartigen Verſuche ſcheiterten jedoch an der Furcht der Gemeinen vor übertriebener Tyranei und an der Beſorgniß der Fürſten vor übertriebenen Eingriffen in ihre erweiterte weltliche Gewalt.

In den Köpfen der Geiſtlichen ſpukte indeß der Traum der Herrſchaft noch lange fort und iſt bis auf

diesen Tag noch nicht ganz ausgerottet. Derselbe Nikolaus Blume, den wir schon einmal zu erwähnen Gelegenheit hatten, gab den geheimen Gedanken und Wünschen seines Standes den bezeichnenden Ausdruck, indem er sich in der an Krell's Grabe gehaltenen Leichenpredigt also vernehmen ließ: „Hütet euch, ihr Weltlichen, daß ihr Gottes Engel, Legaten und Botschafter weder mit Worten noch mit Werken antastet. Wer sie antastet, der tastet seinen Augapfel an, und dieser Augapfel kann nicht viel leiden. Daher lasset euch gesagt sein, was jener christliche Herr sagte: Ich will lieber den römischen Kaiser, als einen Diener Christi zum Feinde haben. Warum? Wenn ich einen Kaiser erzürne, so habe ich einen bloßen Menschen wider mich; wenn ich aber einen treuen Diener Christi wider mich habe, so habe ich auch Gott wider mich."

Von einer Fortentwicklung der Reformationsidee sehen wir in diesem und dem folgenden Zeitraume keine Spur mehr. Die Concordienformel, wie sie einerseits das Lutherthum genauer bestimmte und schärfer ausprägte, hemmte eben so andererseits die Ausbildung der Kirche und erzeugte Unfrieden. Indem sie der Augsburgischen Confession, der Apologie, den Schmalkaldischen Artikeln und allen jenen Bekenntnißschriften, die wir unter dem Namen der symbolischen Bücher begreifen und

die zur Zeit ihrer Abfassung nichts als der Ausdruck des gemeinsamen Glaubens sein sollten, so weit derselbe damals erforscht worden war, indem sie, sage ich, jenen Urkunden eine auf alle Zeiten bindende Kraft ertheilte und sie somit zu Gesetzbüchern des protestantischen Glaubens stempelte, schlug sie die junge Kirche wieder in die Fesseln der Menschensatzungen, aus der sie Luther erst erlöst hatte. Auch in anderer Beziehung kehrte man in die vorlutherische Zeit zurück. Indem man allen Nachdruck auf das Dogmatische legte, fand sich natürlich auch die scholastische Behandlung religiöser Gegenstände, die vor Luther geherrscht und gegen die gerade Luther so sehr geeifert hatte, wieder ein. Auf den Kanzeln machte sich eine falsche Gelehrsamkeit breit; leidenschaftliche Verketzerung Andersdenkender galt für Eifer; die Streitschriften, deren Zahl Legion war, waren heftig, grob, elend geschrieben und um so widerwärtiger, als sich der Streit, wie wir an mehreren Beispielen gesehen haben, in der Regel um Lappalien drehte. Die Sittenlehre wurde dagegen meist vernachlässigt, und auch in der Schrifterklärung kam man wenig vorwärts, da Alles für abgethan und für feststehend galt und Kritik des Textes fast ganz fehlte.

Doch rief das Uebergewicht dieser dogmatisch-scholastischen Richtung auf der andern Seite eine praktisch-

chriſtliche, mehr oder weniger myſtiſche Richtung hervor. Es fanden ſich einzelne begabte Männer, welche, ganz abſehend von der unfruchtbaren Streittheologie ihrer Zeit, nur zu erbauen ſuchten und ſich daher in ihren Schriften und Predigten mehr an das warme Gefühl, als an den klügelnden Verſtand wandten. Hierher ſind vor Allen zu zählen: Valentin Weigel, geboren 1533 zu Großenhain in Kurſachſen, geſtorben 1588 als Pfarrer zu Zſchopau, Verfaſſer einer „Kirchen- und Hauspoſtille," ſowie des „güldenen Griffs oder Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen"; Jakob Böhm, Schuhmacher in Görlitz und berühmter Theoſoph, auch ſchlechthin „der deutſche Philoſoph" genannt, Verfaſſer der „Morgenröthe im Aufgang" und mehrerer anderer Schriften, geboren 1575, geſtorben 1624; Johann Arnd, geboren 1555 zu Ballenſtädt, geſtorben 1621 als Superintendent zu Celle, Verfaſſer des „wahren Chriſtenthums", des „Paradiesgärtleins", des „geiſtlichen Brodkörbleins", der „Haus- und Herzkirche" ꝛc.; Johann Valentin Andreä, der Enkel jenes ſtreitbaren Theologen, der die Concordienformel in Deutſchland eingeführt hatte, geboren 1586 zu Herrenberg im Würtembergiſchen, geſtorben 1654 zu Stuttgart, Verfaſſer des „Menippus", der „Chriſtenburg" und vieler anderer poetiſcher und proſaiſcher Bücher. Mögen die geiſtigen

Producte dieſer Männer auch bisweilen überſchätzt, öfterer noch mißverſtanden worden ſein; immerhin haben ſie zu ihrer Zeit, der Unzahl ſcholaſtiſcher und aſcetiſcher Schriften gegenüber, ſehr heilſam gewirkt.

Achtes Capitel.

Protestantische Secten. Der Glaubensstreit in Holland.

Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins und Eins und Drei
Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten.
Göthe's „Faust."

Außer den verschiedenen Richtungen im Schooße des Protestantismus, die wir im vorigen Capitel besprochen haben, gab es auch noch besondere protestantische Secten, welche auf einem andern Wege, als Luther und seine Anhänger in Deutschland, sowie auf einem andern, als Zwingli und Calvin in der Schweiz, die Kirche reformiren zu müssen glaubten. Unter diesen zeichneten sich die Wiedertäufer aus, die, vielfach von der katholischen Kirche, wie von den protestantischen Obrigkeiten verfolgt, endlich unter dem Niederländer Menno Simonis, der von 1505 bis 1561 lebte, sich in eine kleinere

Kirchengemeinſchaft vereinigten, welcher man ſodann den Namen der Mennonitenpartei gab. Das wilde, ſchwärmeriſche Feuer der Secte hatte ſich allmählig gedämpft; die roheſten Ausbrüche des revolutionären Geiſtes hatten ſich gelegt, und die Anhänger Menno's gehörten bald zu den Stillen im Lande, welche, zufrieden, irgendwo eine Zuflucht zu finden, die Welt in Ruhe ließen und ihren religiöſen Gedanken in harmloſer Beſchaulichkeit nachhingen. Seit 1626 erhielten ſie Duldung in Holland, ſowie in manchen Gegenden Deutſchlands.

Eigenthümlicher bildeten ſich und heftigeren Widerſpruch fanden die Socinianer. Den Namen hatte dieſe Secte von zwei Italienern gleiches Namens. Lelio Socini oder, wie er ſich lateiniſch nannte, Lälius Socinus war 1525 in Siena geboren, ſtammte alſo aus demſelben Orte, aus dem auch der Reformator Ochino hervorgegangen war. Er wird als ein Mann von ausgezeichneten Kenntniſſen, großem Scharfſinne und angenehmen Sitten gerühmt. Natürlich blieben ihm die Irrthümer der katholiſchen Kirche nicht lange verborgen. Schon als Jüngling wandte er ſich dem Lichte der Reformation zu. Im 22. Jahre verließ er ſein Vaterland und knüpfte auf ſeinen weiten Reiſen durch Frankreich, England, die Niederlande, Deutſchland und die Schweiz vielfache Verbindungen an, die in ſeinen gelehrten Beſtrebungen ihn förderten und ſeinem nach Wahrheit ſtre-

benden Geiſte neue Nahrung und Anregung gaben. Mit Melanchthon, Calvin, Bullinger und andern Zeitgenoſſen ſtand Lälius Socinus in perſönlicher Verbindung und freundſchaftlichem Briefwechſel; aber bald zog er ſich durch ſeine gewagten Behauptungen und durch eine gewiſſe Hinneigung zu den Anſichten Servet's *) den Tadel und die Warnung der Freunde zu.

Der Streit über die Dreieinigkeit beſchäftigte damals alle Gemüther. Die, welche an das Dogma glaubten, hießen Trinitarier, Die, welche es leugneten oder daran zweifelten, Antitrinitarier oder Unitarier. Lälius ſtellte ſich, obwohl er es nicht offen ſagte, entſchieden auf die Seite der Antitrinitarier, beſonders ſeit er in Polen geweſen war, wo dieſe Lehre vorzugsweiſe um ſich gegriffen hatte. Calvin betrachtete ihn von dieſer Zeit an mit Argwohn, und auch Bullinger ward nachdenklich. Im Jahre 1558 begab ſich Lälius abermals nach Polen, begrüßte dann noch einmal flüchtig ſein Vaterland und ſtarb in Zürich 1562. Zur offenen Verketzerung ſeines Syſtems war es nicht gekommen, da er mehr ſeine Meinung für ſich behalten, als Anhänger geworben hatte.

Eine bei weitem größere Wirkſamkeit äußerte ſein Neffe und Schüler Fauſtus Socinus. Er war 1539 in Siena geboren, lebte in Florenz, Lyon und Baſel,

*) ſ. I, 257.

wirkte seit 1579 in Polen, wo sich seine Ansichten weit verbreiteten, und starb 1604. Seine ausgezeichneten Eigenschaften verschafften ihm einen Einfluß auf die Antitrinianer, der so weit ging, daß dieselben nicht nur manche Einrichtungen von ihm annahmen, sondern auch ihren Lehrbegriff nach dem seinigen ummodelten und endlich von ihm sogar den Namen der socinianischen Partei erhielten.

Faustus Socinus verwarf außer der Lehre von der Dreieinigkeit auch die Dogmen von der Erbsünde, der Vorherbestimmung und der Genugthuung. Ueberdies hatte er abweichende Ansichten über die Sacramente. Seine Richtung war durchweg eine Verstandesrichtung. Nur Gott Vater galt ihm als Gott; Sohn und Geist vermischte er nicht mit der Gottheit, indem man sonst, wie er meinte, drei Götter gehabt hätte. Begreiflicher Weise machte ihm auch die kirchliche Lehre von den zwei Naturen in Christo wenig Kopfzerbrechen; er faßte den Stifter des Christenthums nur als Menschen, nicht als Gottmenschen auf. Doch würde man ihm Unrecht thun, wollte man hieraus auf eine moralische oder religiöse Geringschätzung der Person Christi schließen, die auf einer unfrommen oder ruchlosen Gesinnung seinerseits beruhte. Im Gegentheil, Faustus und seine Anhänger legten durchweg in ihren Bekenntnissen eine große und entschiedene Hochachtung gegen den Stifter

der chriſtlichen Religion an den Tag, den ſie als einen außerordentlichen Propheten und Geſandten Gottes, als den von ihm verordneten Meſſias, als den Lehrer und Beglücker der Menſchheit, als den oberſten ſittlichen Geſetzgeber und das höchſte Vorbild in allem Guten verehrten. Auch die Bibel, beſonders die Schriften des neuen Teſtaments, hielten ſie in großem Anſehen und betrachteten ſie, wie die übrigen Proteſtanten, als die Regel der Wahrheit; doch legten ſie dieſelbe auf ihre Weiſe aus. Mit Recht glaubten ſie, daß in der gewiſſenhaften Befolgung der Lehre Jeſu und in einem tugendhaften Wandel das Heil der Chriſten vor Allem zu ſuchen ſei. Eben deßhalb hoben ſie auch im Leiden und Tode Jeſu das ſittliche Beiſpiel vorzüglich heraus und verwarfen die kirchliche Lehre von einem fremden Verdienſte (der Erlöſung) ebenſo, wie die von einer fremden, vererbten Schuld (der Erbſünde). Die Taufe war ihnen ſonach ein bloßer Einweihungsact in die chriſtliche Gemeinſchaft, ohne Beziehung auf die Erbſünde, das Abendmahl ein bloßes Gedächtnißmahl, ohne myſtiſche Gnadenwirkung. Damit verbanden aber die Socinianer eine ſehr ſtrenge Moral und erklärten ſogar Manches für unchriſtlich und unerlaubt, was in den größern rechtgläubigen Kirchenparteien geduldet wurde. So verwarfen einige derſelben, gleich den Wiedertäufern, den Eid, den Krieg und die Todesſtrafen.

Ueber einige Punkte herrſchten jedoch auch unter ihnen wieder verſchiedene Meinungen, in die wir uns hier nicht einlaſſen können. Jedenfalls waren die Socinianer die vernünftigſten und am weiteſten vorgeſchrittenen Chriſten der damaligen Zeit.

Der eigentliche Boden für den Socinianismus war, wie bereits bemerkt wurde, das Königreich Polen. Hier fand die ſocinianiſche Partei Schutz am Hofe und Unterſtützung bei den Edelleuten. Bald hatte ſie in der Stadt Rakow ihre eigene Kirche, Schule und Druckerei; ja, ſie durfte es ſogar wagen, ihre Lehre in einem beſondern Katechismus, dem ſogenannten Catechismus Racoviensis, an's Licht zu ſtellen. Unter den eifrigſten Verbreitern der ſocinianiſchen Grundſätze verdient der Grieche Franz Lismanin genannt zu werden. Er war auf der Inſel Corfu geboren, kam als Franziskaner nach Polen, wurde Beichtvater der Königin Bona und übte als ſolcher unter Sigismund I. und Sigismund II. einen bedeutenden Einfluß. Später wegen ſeines religiöſen Freiſinns in die Reichsacht erkärt, floh er nach Preußen, wo er 1563 in einem Anfall von Wahnſinn ſein Leben endete. Von Neuem hob ſich der Socinianismus, als nach Sigismund's II. Tode der ſiebenbürgiſche Fürſt Stephan Bathori auf den polniſchen Thron gelangte. Unter ſeinem Schutze konnte Fauſtus Socinus ſeine Thätigkeit entfalten. Neben ihm wirkten Giorgio

Blandrata, Matteo Gribaldo, Giovanni Paolo Alciato, lauter italieniſche Flüchtlinge. Sie breiteten ihre Lehre bis Siebenbürgen aus. Auch Valentino Gentilis, der ſpäter in Bern enthauptet wurde, war eine Zeitlang in Polen thätig. Ueberhaupt bietet uns die Geſchichte jenes Zeitalters eine eigenthümliche Erſcheinung dar. Wir ſehen die Apoſtel der Aufklärung ruhelos von Lande zu Lande eilen, beinahe ganz Europa durchwandern, hier Verfolgung, dort Verehrung finden, endlich Einige den Märtyrertod erleiden oder in irgend einem Winkel einſam ſterben, Andere zu einflußreichen Stellungen, zu religiöſer und moraliſcher Herrſchaft aufſteigen. Spanier, Italiener, Franzoſen lehren im Norden, Schotten, Britten, Deutſche im Süden. Ein Knox, ein Bucer, ein Servet, ein Ochino, ein Lälius und Fauſtus Socinus, ein Lismanin, ein Gentilis — wie wurden ſie von den ſtürmiſchen Wogen des Lebensmeeres umhergeſchleudert und wie blieben ſie ſich unter allen Verhältniſſen gleich in Begeiſterung und Hingebung für ihre Ueberzeugungen!

Man hat den Socinianern den Vorwurf gemacht, ſie ſeien keine Chriſten geweſen. Doch nach dem, was wir über dieſelben mitgetheilt, ergiebt ſich das Grundloſe dieſes Vorwurfs von ſelbſt. Es dürfte überhaupt ſehr ſchwer ſein, ſchon in jener Periode offene Gegner des Chriſtenthums aufzufinden; dieſe gehören vielmehr einer

ſpätern Zeit an. Bis zum weſtphäliſchen Frieden iſt nicht über Feindſchaft oder Gleichgültigkeit gegen das Chriſtliche, ſondern nur darüber zu klagen, daß ungemeſſener Eifer die chriſtliche Liebe zu oft in den Hintergrund ſtellte und der Buchſtabe über den Geiſt erhoben ward.

Leider zeigte ſich dieſe betrübende Erſcheinung auch in der jugendlichen Republik der Niederlande, auf die wir jetzt wieder einen Blick werfen wollen. Man hätte denken ſollen, daß ein Staat, der erſt durch Oppoſition gegen die Glaubenstyrannei frei und mächtig geworden war, ſich von jener Krankheit rein erhalten würde. Aber es iſt, als ob ein Dämon damals den Leuten die Beſinnung genommen hätte. Und in der That war es ein Dämon, der Dämon des Glaubenseifers, welcher die Gemäther verwirrte und allenthalben nach Opfern umherſpähte. Die theologiſche Streitluſt, der Hang zu religiöſen Unterſuchungen lag einmal in der Zeit, und dem allgewaltigen Zuge derſelben konnten ſich die Niederlande ſo wenig entziehen, wie Deutſchland und die Schweiz. Hier wie da kämpfte man mit derſelben Heftigkeit und um dieſelben Kleinigkeiten; hier wie da nährten die Geiſtlichen den Unfrieden, dem ſie hätten ſteuern ſollen.

Auf der Univerſität Leyden lehrten zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts zwei Männer, welche beſtimmt waren, als die Anführer zweier religiöſer Parteien ſich gegenüber zu ſtehen. Sie hießen Gomarus und

Arminius. Franz Gomarus war 1563 zu Brüſſel geboren, hatte ſich in Heidelberg, Oxford und Cambridge gebildet und bekleidete ſeit 1594 eine theologiſche Profeſſur in Leyden. Jakob Hermannszoon oder Arminius, geb. 1560 zu Oudewater, hatte in Marburg, Baſel und Genf ſtudirt, hatte Italien bereiſt, war dann Prediger in Amſterdam geworden und lebte ſeit 1603 ebenfalls als Profeſſor der Theologie in Leyden. Beide hatten die calviniſche Schule durchgemacht. Aber ſchon vor Arminius' Anſtellung hatte Gomarus Bedenken über deſſen Rechtgläubigkeit erhoben, und dieſe Bedenken mehrten ſich, je offener Arminius mit ſeinen Anſichten hervortrat. Derſelbe beging die ſchauderhafte Ketzerei, von Calvin's Lehre über die Vorherbeſtimmung oder Gnadenwahl*) um einige Linien abzuweichen; er war milder, als der ſtrenge Gomarus; er legte der niederländiſchen Confeſſion, dem Heidelberger Katechismus und den übrigen Bekenntnißſchriften der reformirten Kirche kein bindendes Anſehen bei, ſondern hielt ſich einzig an die heilige Schrift; er forderte neben der Glaubensrichtigkeit einen ſittlichen Wandel und fand — das war das Aergerlichſte — mit ſeinen Vorleſungen bei den Studenten großen Beifall.

Es kam zu Auseinanderſetzungen zwiſchen beiden Männern, wobei Gomarus leidenſchaftlich erklärte: „mit

*) I. 252—54.

des Arminius Glauben dürfe man nicht vor Gottes Thron erſcheinen.“ Dagegen meinten Andere: „eher mit Arminius' Glauben, als mit Gomarus' Liebe!“ Mehrere Synoden wurden ausdrücklich deßhalb abgehalten, um die Streitfrage zu entſcheiden; doch gelang es ihnen nicht, eine Vereinigung zu bewirken. Endlich erklärten die Behörden: da der Streit keine zur Seligkeit erforderliche Hauptlehre betreffe, ſo ſolle man ſich wechſelſeitig dulden und alle Verketzerungen einſtellen. Gleichwohl dauerte der Zwiſt fort, und ehe neu angeordnete mündliche Verhandlungen zum Schluß geführt wurden, ſtarb Arminius am 19. Oktober 1609, zum Theil wohl aus Gram über die ihn treffenden leidenſchaftlichen Vorwürfe.

Seine Anhänger übergaben am 14. Januar 1610 der Obrigkeit eine Vorſtellung (Remonſtranz) und ihre Widerſacher bald nachher eine Gegenvorſtellung, wovon die Parteien der Arminianer und Gomariſten auch Remonſtranten und Contraremonſtranten genannt werden. Der Streit über die Lehre von der Gnadenwahl war darin auf fünf Sätze und Gegenſätze zurückgebracht. Die arminianiſche Partei, die nach dem Tode ihres Herrn und Meiſters von deſſen bedeutendſtem Schüler, Simon Episcopius, geleitet wurde, behauptete nämlich: 1. Gott will Diejenigen erretten, welche an Chriſtus glauben und in Glauben und Gehorſam verharren; er verdammt die Ungläubigen und

Unbußfertigen. 2. Chriſtus iſt für alle Menſchen geſtorben; doch genießen nur die Gläubigen gegenwärtig die Vortheile ſeiner Erlöſung. 3. Durch ſich ſelbſt kann der Menſch den Glauben nicht erlangen; er bedarf der Gnade Gottes und Chriſti. 4. Dieſe Gnade iſt Urſache und Anfang, Fortgang und Vollendung des Heils und Niemand kann ohne ihre Mitwirkung im Glauben beharren, ſo daß alle guten Werke ihr zuzuſchreiben ſind; doch iſt ſie weder unwiderſtehlich (irresistibilis), noch unverlierbar. 5. Die Gläubigen haben durch die göttliche Gnade eine hinreichende Kraft, den Verſuchungen zu widerſtehen. — Die Gegenſätze der Gomariſten lauteten, wie folgt: 1. Gott hat durch ewigen, unwandelbaren Rathſchluß feſtgeſtellt, welche Menſchen gerettet und welche verdammt werden ſollen, ohne Rückſicht auf Gehorſam und Ungehorſam. 2. Gott betrachtet das menſchliche Geſchlecht als durch Adam gefallen und will Einige retten zum Beweiſe ſeiner Gnade, Einige verdammen als Zeichen ſeiner Gerechtigkeit, beides ohne Rückſicht auf Glauben oder Unglauben. 3. Chriſtus iſt nicht für Alle geſtorben, ſondern nur für die Auserwählten. 4. Auf dieſe wirkt Gottes Gnade unwiderſtehlich zu ihrer Rettung. 5. Wer einmal den wahren Glauben empfangen hat, kann ihn nie ganz verlieren, ſo viel er auch ſündigen möge.

Wir ſehen, daß die Arminianer die calviniſche Lehre von der Vorherbeſtimmung zwar annahmen, aber inſofern beſchränkten, als ſie erſtens die Erlöſungswohlthat auf alle Menſchen ausdehnten und zweitens zugaben, daß der Einzelne ſich vermöge ſeiner Freiheit gegen den Gnadenruf verhärten und ſelbſt dann, wenn er bereits die Gnade erlangt habe, wieder aus dem Gnadenſtand herausfallen könne. Sie wollten damit die Vorſtellung einer äußerlichen, mechaniſchen Wirkſamkeit der Gnade entfernen und die ſittliche Freiheit nicht ganz untergehen laſſen. Es iſt nicht zu leugnen, daß auch in ihrem Bekenntniſſe noch genug theologiſcher Unſinn ſteckt; aber der Unſinn ihrer orthodoxen Gegner war doch bei weitem dicker und gefährlicher.

Der Differenzpunkte zwiſchen beiden Parteien gab es übrigens noch mancherlei. Namentlich gerieth man über die Verfaſſung der Kirche und über die Rechte der weltlichen Obrigkeit in geiſtlichen Sachen hart an einander. Gomarus und ſeine Anhänger behaupteten: „Die Kirche entſcheidet allein, was und wie zu lehren ſei; die weltliche Obrigkeit hat nicht das Recht, hierein zu reden, ſondern lediglich die Pflicht, das von der Kirche Beſchloſſene aufrecht zu erhalten.“ Hierauf antworteten die Remonſtranten: „Dieſe Anſicht erinnert an das Papſtthum. Nach gehöriger unparteiiſcher Prüfung der Sachen und ohne Verpflichtung, ſich nach

den Kirchenverſammlungen zu richten, beſitzt die weltliche Obrigkeit das unleugbare Recht, Geiſtliche zu berufen, kirchliche Anordnungen zu treffen, Zwiſtigkeiten vorzubeugen und Frieden zu gebieten." — „Aha," hohnlächelten die Gomariſten, „Ihr möchtet euch gern bei der Obrigkeit einſchmeicheln und durch eure Willfährigkeit gegen ſie Eingang für eure thörichten Neuerungen finden." — „Umgekehrt," verſetzten die Remonſtranten, „ihr möchtet der Obrigkeit alle Rechte rauben, nach einer papiſtiſchen Weiſe tyranniſiren und die Gewiſſen zwingen."

Der Streit wurde ſo heftig und allgemein, daß in einigen Provinzen Unruhen entſtanden. Die oberſten Behörden erließen erneute Befehle, welche die Erhaltung der kirchlichen Einigkeit bezweckten, und als dies nichts half, jagten ſie einige orthodoxe Lärmprediger aus dem Lande. Im Ganzen zeigte ſich die vorherrſchende Stimmung des Volkes den Remonſtranten günſtig. Dies änderte ſich jedoch, als ſich die Politik in die Sache miſchte und die kirchlichen Parteiungen zu ihren weltlichen Zwecken ausbeutete. Die Gomariſten wußten nämlich den Statthalter Moritz von Naſſau-Oranien, Wilhelm's von Oranien Sohn, in ihr Intereſſe zu ziehen. Dieſer hatte Anfangs von dem Streite wenig Notiz genommen. „Ich bin ein Soldat, meine Herren," hatte er einmal zu den Abgeordneten der Provinz Seeland geſagt, „dies ſind theologiſche Sachen, die ich nicht ver-

ſtehe und um die ich mich nicht bekümmere.“ Als er aber ſah, daß mehrere ſeiner politiſchen Gegner ſich zu den Arminianern hielten, ergriff er den Gedanken, ſich der leidenſchaftlichen Gomariſten zum Sturze Jener zu bedienen. Von da an nahm der Kampf eine andere und gefährlichere Wendung.

Zu den Gegnern des Statthalters gehörten alle jene wahren Republikaner, denen es Ernſt um die Freiheit ihres Vaterlandes war und die daher der brennende Ehrgeiz des Prinzen mit Beſorgniß erfüllen mußte. An ihrer Spitze ſtanden die bedeutendſten Staatsmänner, wie Uytenbogart, Oldenbarneveldt, Hugo Grotius und Hogerbeets.

Johann von Oldenbarneveldt, jetzt ein 76jähriger würdiger Greis, hatte ſeit früheſter Jugend ſeinem Vaterlande in Krieg und Frieden mit Klugheit und Rechtſchaffenheit gedient. Er ehrte in Moritz den talentvollen Sohn eines größern Vaters, den Feldherrn, welcher die Niederlande gegen den tapfern Aleſſandro von Parma und den kriegsgeübten Spinola ſiegreich vertheidigt hatte. Gern wollte er ihm auch im Frieden ſeinen geſetzlichen Einfluß zugeſtanden wiſſen. Als aber Moritz darauf ausging, ſich unumſchränkt zu machen, fand er an Oldenbarneveldt einen zwar beſcheidenen, doch beſtimmten Gegner. Dies wurmte den Prinzen, in dem ſich die Herrſchernatur mächtig zu regen begann. Der

greiſe Freiheitskämpfer, der erſt das Werkzeug ſeiner Erhebung geweſen *), war ihm nun bloß noch ein Hinderniß auf der Bahn der abſoluten Gewalt. Aller Dankbarkeit vergeſſend, beſchloß er, ihn aus dem Wege zu räumen. Die Gelegenheit dazu fand ſich bald.

Die Gomariſten verlangten eine allgemeine Synode, auf der ſie die arminianiſche Lehre niederzudrücken gedachten. Oldenbarneveldt, ein aufrichtiger Freund der Duldung, widerrieth dieſen Schritt. Er meinte: eine ſolche allgemeine Verſammlung führe nur zu tyranniſchen Beſchlüſſen, wodurch die Gewiſſen Andersgeſinnter gebunden würden; es ſei beſſer, wenn es jeder einzelnen Landſchaft überlaſſen bleibe, das ächt Paſſende aufzufinden und auszuführen. Gerade dieſer Widerſpruch veranlaßte Moritzen, der Meinung der Gomariſten beizupflichten und die Synode anzuordnen. Sie ſollte das Organ ſein, deſſen man ſich bediente, die aufkeimende Freiheit der Gedanken und Beſtrebungen mit Gewalt zu unterdrücken.

Am 25. Juni 1618 erging das Ausſchreiben, welches die beregte Kirchenverſammlung nach Dordrecht berief. Noch während der Zubereitung zu ihr, am 29. Auguſt, ließ Moritz ohne Zuſtimmung der Stände, und mit Verletzung vieler Formen, die weltlichen Häupter

*) ſ. I, 464.

der Remonſtrantenpartei, Oldenbarneveldt, Grotius, Ledenberg und Hogerbeets, feſtnehmen. Uytenbogart hatte ſich geflüchtet. Die Synode ſelbſt ward am 13. November eröffnet. Außer den niederländiſchen Geiſtlichen nahmen auch deutſche, engliſche und ſchweizeriſche Theologen an ihr Theil, ſo daß ſie als eine wahrhafte reformirte Generalſynode hätte betrachtet werden können, wenn alle Meinungen darin vertreten geweſen wären. Dies war aber leider nicht der Fall, indem man nur Gomariſten zugelaſſen hatte. Die Verhandlungen wurden lateiniſch geführt. Vorſitzender war Johann Bogermann aus Leuwarden, ein Mann von mittelmäßigen Kenntniſſen und harter Geſinnung. Er zeichnete ſich durch ſeinen glühenden Haß gegen die Remonſtranten aus, und dieſem Umſtande hatte er wohl auch ſeine Erhebung auf den Präſidentenſtuhl zu verdanken. Eine Abhandlung, die er früher geſchrieben, vertheidigte das Recht, Ketzer am Leben zu ſtrafen. Dies charakteriſirt den Mann! Jedenfalls war ſein Benehmen auf der Synode ein willkührliches und gewaltſames.

Episcopius und die übrigen Prediger der Remonſtranten ſahen ſich von den Berathungen ausgeſchloſſen. Sie wurden zwar vorgeladen, aber nicht als Mitglieder der Synode, ſondern als Angeklagte; „denn man ſei verſammelt, ſie zu richten, nicht mit ihnen zu verhandeln.“ Sie antworteten: „Die Kirchenverſammlung ſei keine

freie und allgemeine, ſondern lediglich durch ihre Feinde beſetzt; überhaupt dürfe keine proteſtantiſche Synode auf Unfehlbarkeit und Gewiſſenszwang hinausgehen, ſondern auf Verſtändigung und Duldung; ſonſt würden ſie die Anſprüche derſelben mit noch größerem Rechte verwerfen können, als die Proteſtanten die Trienter Beſchlüſſe.“ Die Folge dieſer Erklärung war, daß ihnen Bogermann geradezu die Thür wies, worauf ſie von der Synode als Störer der öffentlichen Ruhe, als Irrlehrer, Religionsverderber und Urheber ärgerlicher Spaltungen zu Amtsentſetzung und Gefängniß verurtheilt wurden. Als Episcopius und ſeine Genoſſen den harten Spruch vernahmen, antworteten ſie: „ſie dankten Gott und Jeſu Chriſto, daß ſie würdig erfunden worden wären, Schmach zu leiden; die Synode aber würde vor Gottes Gericht einſt Rechenſchaft über ihr Betragen ablegen müſſen; ſie ihrerſeits wünſchten, daß die verſammelten Väter nie ſolche Richter finden möchten, als ſie ſich gegen die Arminianer gezeigt hätten.“

Die weiteren Beſchlüſſe, welche die Synode faßte, waren jenes erſten würdig. Dem gemäßigten arminianiſchen Lehrbegriff wurden die ſchroffſten Beſtimmungen hinſichtlich der Gnadenwahl entgegengeſetzt; das alte Glaubensbekenntniß und der Heidelberger Katechismus wurden auf's Neue beſtätigt und im Voraus der Bannſtrahl gegen alle und jede künftige Neuerung geſchleudert.

Niemand ſollte künftig angeſtellt werden, der nicht die Ausſprüche der Kirchenverſammlung annähme und unterſchriebe, und wer es von den gegenwärtig Angeſtellten nicht thäte, ſollte ſein Amt verlieren. In der That traf dies Loos an 200 Prediger und viele Schullehrer, die ihren Nacken nicht unter das Joch der Synode beugen wollten. Ein Organiſt ſagte, man ſolle ihm die Synodalbeſchlüſſe in Muſik ſetzen, ſo wolle er ſie auf der Orgel ſpielen, aber unterzeichnen könne er ſie nicht, wenigſtens nicht mit gutem Gewiſſen.

Am 9. Mai 1619 hielt die Synode ihre letzte Sitzung. Eine ſolenne Gaſterei mit Geſang und Saitenſpiel, verſchönt durch die Gegenwart holder Frauen, ſchloß das Ganze. Die gefaßten Beſchlüſſe erhielten durch die Beiſtimmung der allgemeinen Stände oder Generalſtaaten geſetzliche Kraft. Jedem der fremden Gottesgelehrten wurde, außer ſeinen Tagegeldern, als Andenken eine goldene Denkmünze an goldener Kette, 200 Gulden werth, verehrt. Auch die einheimiſchen Theologen bekamen Taggelder, aber nur eine ſilberne Denkmünze. Die ganze Kirchenverſammlung ſoll der Republik eine Million Gulden gekoſtet haben.

Einen traurigen Contraſt zu dem Jubel der ſiegestrunkenen Gomariſten bildete der Abzug der vertriebenen Remonſtranten von Heerd und Vaterland. Der rohe Pöbel verfolgte ſie mit Spottreden; doch menſchlicher

Geſinnte geleiteten ſie mit Thränen des Mitleids nach dem Hafen, wo ſie ſich einſchifften. In England nahm ſich ihrer der Erzbiſchof Laud an; mehrere wohlhabende Britten gaben ihnen Jahrgelder. — Die verhafteten remonſtrantiſchen Geiſtlichen hielt man auch nach der Auflöſung der Synode noch lange in Dordrecht gefangen. Um die Härte auf die Spitze zu treiben, erlaubte man ihnen nicht einmal, ihre im Kindbett liegenden Frauen oder ihre ſterbenden Geſchwiſter zu beſuchen. Vergeblich erinnerten ſie an Karl's V. edlere Behandlung Luther's und an die mildere Praxis des Trienter Concils. Erſt nach langer Haft ließ man ſie frei, und dann wurde es ihnen noch als Gnade angerechnet, daß man ſie über die Grenze brachte und mit 50 Gulden Reiſegeld beſchenkte. Gegen 80 Geiſtliche wurden auf dieſe Weiſe verbannt, und hinter ihnen her ſchallte die Drohung, daß, wer eigenmächtig zurückzukehren wage, lebenslang eingeſperrt werden ſolle. Hart beſtrafte man ferner Druck, Einfuhr und Verkauf arminianiſcher Schriften, ſo wie den Beſuch der heimlichen Verſammlungen, welche die unterdrückte Partei von Zeit zu Zeit veranſtaltete. Die Strafen beſtanden meiſt in ſchweren Geldbußen. Man kannte da ſo wenig Schonung, daß man den Armen die Betten unter dem Leibe wegnahm; den Bemittelteren legte man Soldaten in's Quartier. Gleichwohl dauerten die gottesdienſtlichen Verſammlungen in Wäldern, Scheunen,

Kellern ꝛc. fort. Doch auch an ſolchen abgelegenen Orten wurden die Verfolgten nicht ſelten aufgeſtöbert, auseinandergeſprengt und den rohen Mißhandlungen der Soldaten preisgegeben, gerade wie es in den ſpaniſchen Zeiten geſchehen war.

Dies waren die Nachwehen der Dordrechter Synode, von welcher die gomariſtiſchen Eiferer rühmten, ſie habe das wahre Chriſtenthum vom Untergange errettet, während die unbefangene Nachwelt das Urtheil fällt, daß ſie ein Beiſpiel böſer Unduldſamkeit gegeben, den Buchſtaben über den Geiſt hinausgeſetzt, die freie Entwickelung des Proteſtantismus gehemmt und, weit entfernt, die Spaltungen auszutilgen, dieſelben vielmehr durch verwerfliche Mittel erhöht hat.

Es bleibt uns nun noch übrig, das Schickſal Oldenbarneveldt's und ſeiner Mitgefangenen zu erzählen. Im Anfang hatten ſich die holländiſchen Stände dringend für die Freilaſſung ihres Vorſitzenden — dies war Oldenbarneveldt — verwendet. Nachdem aber Moritz ſchnell entſchloſſen mit einem Haufen Kriegsvolk die Provinz Holland durchzogen, alle remonſtrantiſch geſinnten Magiſtrate abgeſetzt und lauter entſchiedene Gomariſten an das Ruder der Städte gebracht hatte, mußte die Oppoſition der Stände von ſelbſt aufhören, da dieſe meiſt aus den ſtädtiſchen Abgeordneten zuſammengeſetzt waren. Sie gaben die Rechte ihrer Provinz auf und überließen

den Generalſtaaten das Loos der Gefangenen. Auch hier beſaß der Prinz nunmehr das größte Uebergewicht und brachte es dahin, daß eine Commiſſion von 24 Männern, zum Theil aus perſönlichen Feinden der Angeklagten beſtehend, beauftragt wurde, einen Proceß gegen Oldenbarneveldt, Grotius, Hogerbeets und Ledenberg „wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Verſuchs zur Trennung der vereinigten Niederlande“ zu eröffnen. Ledenberg brachte ſich ſelbſt um's Leben, da man ihm mit der Folter drohte, und Oldenbarneveldt ward von den parteiiſchen Richtern, welche ihn ſchuldig finden wollten, zum Tode durch's Schwert verurtheilt. Als Grund der Verurtheilung ward unter Anderm mit angeführt, „daß er Gottes Kirche durch Beförderung irrgläubiger Lehren ſehr getrübt habe.“

Oldenbarneveldt's Proceß bildet ein ernſtes Seitenſtück zu dem Proceſſe Krell's in dem kryptocalviniſtiſchen Streite. In beiden vermiſcht ſich die Beſchuldigung politiſcher Vergehen mit dem Vorwurfe der Ketzerei dergeſtalt, daß die Todesſtrafe in den Augen des unwiſſenden Volkes als eine doppelt verdiente erſcheinen mußte. Am 12. Mai 1619 empfing der alte Rathspenſionär *) das

*) Rathspenſionär oder Anwalt von Holland war der offizielle Titel des erſten Beamten dieſer Provinz. Er wurde gewöhnlich auf fünf Jahre gewählt, führte den Vorſitz in den Verſammlungen der Provinzialſtände, leitete den Provinzialrath

Urtheil. Seine Vorstellung an die Generalstaaten, seine Bitte um Gehör bei Moritz ward zurückgewiesen. Der Prinz verlangte, daß der greise Republikaner um Gnade bitten solle, eine Forderung, welche dieser mit Bestimmtheit ablehnte, weil er sich sonst mittelbar für schuldig erklärt hätte. Dringende Verwendungen der Frau, Kinder und Verwandten Oldenbarneveldt's, so wie des französischen Gesandten Maurier halfen nichts bei dem starren Moritz. Ja, er wollte nicht einmal die Vorbitten seiner eignen Mutter und seines Bruders anhören. So groß war die Leidenschaft und wiederum die Angst, das Unrecht möchte in seiner Blöße dargestellt werden!

Oldenbarneveldt zeigte sich in seinen letzten Stunden mild und gefaßt, wie ein Mann reines Gewissens, der zum Ende seines Lebens gekommen ist und dasselbe mehr wünscht, als scheut. Seine letzten Gedanken gehörten den Seinigen und dem Vaterlande. Er schrieb an die Ersteren, wie folgt: „Sehr liebe, geliebte Hausfrau! Kinder, Schwiegersöhne und Enkel! Ich grüße Euch allesammt sehr freundlich. In diesen Stunden empfange ich eine sehr schwere, traurige Zeitung, daß ich alter Mann

---

und somit die gesammte Verwaltung der Provinz, fehlte niemals unter den Deputirten Hollands zu den Generalstaaten und hatte stets Sitz und Stimme in dem Finanz-, Polizei- und Marinerathe der vereinigten Niederlande. Er war in den Niederlanden der Erste nach dem Statthalter.

für alle meine Dienste, die ich dem Vaterlande so viele Jahre lang treu und redlich bewiesen, mich vorbereiten muß, morgen zu sterben. Ich tröste mich in Gott, dem Herrn, der ein Kenner der Herzen ist und alle Menschen richtet, und bitte Euch, dasselbe zu thun. Ich habe meinen Herren, den Ständen von Holland, Friesland und Utrecht, aufrichtig, fromm und treu gedient und gerathen, um sie vor allem Aufruhr und Blutvergießen zu bewahren, womit sie so lange bedroht wurden, und eben so habe ich mich bemüht, daß in den Städten Hollands Jeder möge beschirmt, Niemand beschädigt werden. Lebt mit einander in Liebe und Frieden! Bittet für mich Gott den Allmächtigen, daß er uns Alle gnädiglich in seinen heiligen Schutz nehme! Aus meiner Kammer der Betrübniß, den 12. Mai 1619. Euer sehr lieber Mann, Vater, Schwiegervater und Großvater Johann von Oldenbarneveldt."

Dieselbe Ruhe des reinen Gewissens begleitete den Edlen am folgenden Morgen auf seinem letzten Gange. Auf seinen Stab gestützt, bestieg er das Blutgerüst. „Gott, was wird aus dem Menschen!" seufzte er mit zum Himmel gerichtetem Blicke. Dann richtete er an das theilnehmend umherstehende Volk die Worte: „Glaubt nicht, ihr Leute, daß ich ein Landesverräther bin; ich habe ehrlich und rechtschaffen gehandelt und sterbe als ein ächter Freund meines Vaterlandes." Darauf kniete er

nieder und ſein Haupt fiel. Prinz Moritz aber ſah von fern durch ein Glas der Hinrichtung eines Mannes zu, der neben den Oraniern das Meiſte zur Befreiung der Niederlande beigetragen hatte. Dies empörte viele Gemüther, und man hielt das Beiſpiel Nero's dagegen, von welchem Tacitus berichtet, daß er zwar Verbrechen befohlen, aber ihrer Vollziehung doch wenigſtens nicht zugeſchaut habe.

Oldenbarneveldt's Söhnen mißlang der Plan, ihren Vater zu rächen. Moritz aber ſah durch die Entfernung ſeines einflußreichſten Gegners ſeine Pläne nicht gefördert. Er gewann weder an Macht, noch an Liebe; vielmehr ſetzte ſich Haß und Mißtrauen gegen ihn und ſein Geſchlecht in den Gemüthern feſt. Und in der That gehört die beſtimmteſte Erinnerung an ſeine großen Verdienſte als Feldherr dazu, um die Schmach zu mindern, daß ein Dranier den edelſten Diener des jugendlichen Freiſtaats (wie einſt Alba die Grafen Egmont und Hoorn) auf das Blutgerüſt gebracht hat.

Was Grotius und Hogerbeets betrifft, ſo wurden ſie von derſelben Commiſſion, welche das Urtheil über Oldenbarneveldt ſprach, zu ewigem Gefängniß und zur Confiscation ihrer Güter verurtheilt. Nach zwei Jahren gelang es indeß Grotius, vom Schloſſe zu Löveſtein, wo er gefangen ſaß, zu entkommen. Seine Gemahlin, die ihm hierher gefolgt war, kam nämlich auf

den Gedanken, da er öfters Kisten mit Büchern erhielt und wieder fortschickte, ihn in einer solchen hinaustragen zu lassen. Anfangs hatte der Commandant den Inhalt derselben stets untersucht, allmählig aber in dieser Vorsicht nachgelassen, und so wurde Grotius eines Tages glücklich nach Gorkum zu befreundeten Leuten geschafft, die ihn verkleidet über die Grenze brachten. Er ging nach Frankreich, trat später in schwedische Dienste und gewann sowohl als Staatsmann, wie als politischer Schriftsteller hohen Ruhm. Hogerbeets wurde 1626 aus dem Gefängniß entlassen, starb aber bald darauf.

Die Herrschaft der Gomaristen hielt übrigens nicht lange an. Der Rausch des Fanatismus verflog und die Besinnung kehrte zurück. Den verständigen Niederländern leuchtete bald ein, daß der in Dordrecht betretene Weg falsch und verwerflich sei, und sie gaben, früher als irgend ein anderer Staat, das große Beispiel einer allgemeinen friedlichen Duldung aller Religionsparteien. Schon 1626 wurden den Remonstranten zu Rotterdam und 1630 denen zu Amsterdam die entrissenen Kirchen wieder eingeräumt. In letzterer Stadt erhielten sie sogar ein eigenes Gymnasium. Ungehindert konnten sie sich durch das ganze Land verzweigen, und sie thaten dies mit um so größerem Erfolge, als sie recht eigentlich den gemäßigten, besonnenen Protestantismus repräsentirten und sich

fortwährend durch Gelehrſamkeit und milde Frömmigkeit auszeichneten.

So haben wir denn die hauptſächlichſten Streitigkeiten der lutheriſchen und reformirten Kirche mit einander und unter ſich betrachtet, wie ſie vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges die Geiſter bewegt haben, und leicht könnten wir uns daraus zu dem Schluſſe verleitet fühlen, das geiſtige Gut, welches die Reformation uns gebracht, ſei am Ende nicht ſo hoch anzuſchlagen, da es zu ſolchen Ausartungen geführt habe. Aber wir dürfen nur etwas genauer die Lehre der Reformatoren mit der ihrer nächſten Nachfolger vergleichen, um das Vorſchnelle eines ſolchen Schluſſes einzuſehen. Was dort Geiſt und Leben war, das wurde erſt unter den Händen blinder Nachbeter zur geiſttödtenden Form; was in ihrem Munde die höchſte Bedeutung hatte für die Zeit, das wurde in dem Munde der blinden Zionswächter zum Wahnſinn, bisweilen zur Läſterung. Mit den Feinden wäre der Proteſtantismus eher fertig geworden; aber ſein größtes Uebel war die unſelige Zwietracht ſeiner Freunde. Indeſſen wenn gerade der Körper der geſunde iſt, der nach den heftigſten Fieberanfällen ſich doch wieder erholt, weil die Natur noch hinlänglich Lebensſtoff vorfindet, den ſie zur Gegenwirkung verwenden kann, ſo zeugt die Geſchichte dieſer Streitigkeiten noch mehr als die der äußern Verfolgungen von der Geſundheit der proteſtantiſchen

Lehre. Denn wie hätten überhaupt dergleichen Streitigkeiten entſtehen können, wenn nicht durch die Reformation der Geiſt der Forſchung, der vorher in Ketten und Banden lag, befreit worden wäre? Nun gut, dieſer Forſchungsgeiſt ſollte die Wunden, die er im Anfang ſchlug, ſpäter auch alle wieder heilen. Er war das bewegende, treibende Element im Proteſtantismus, der Hebel des kirchlichen Fortſchritts. Die Gluth, die er entzündete, trieb zwar Anfangs ſchwarze, dicke Rauchwolken in die Höhe; aber nachdem der Rauch ſich verzogen, ſtieg die Flamme hell und glänzend empor. An der Hand der Forſchung lernte die proteſtantiſche Chriſtenheit immer beſſer das Wahre vom Falſchen, das Weſen vom Scheine unterſcheiden; der religiöſe Fanatismus verkümmerte allmählig aus Mangel an Nahrung, und von der Theologie kam man zur Philoſophie.

Neuntes Capitel.

Die böhmiſchen Unruhen.

1609 — 1621.

Kein Dichterherz hat ſolchen hohen Tag,
Daß kund es thäte ganz, wie du gelitten,
Wie du, da rings die Welt in Schlummer lag,
Hochherz'ges Böhmen, für das Licht geſtritten.
Das weiß nur der, den dieſe Flur gebar,
Der dieſe heil'ge Scholle früh getreten,
Und innig treibt es ihn, bei dem Altar
Glorreicher Vorzeit noch ſein Lied zu beten.
Alfred Meißner's „Ziska."

Das Königreich Böhmen, von wo einſt die Wogen des verheerenden Huſſitenkrieges hervorgebrochen waren, ſollte auch das Signal zu dem verderblichen dreißigjährigen Kriege geben. Das Volk dieſes Landes, das damals noch zu den aufgeweckteſten und aufgeklärteſten Deutſchlands gehörte, war großentheils proteſtantiſch. Ein kleinerer Theil (die ſogenannten böhmiſchen Brüder oder Utraquiſten) bekannte ſich zu den huſſitiſchen Lehren

und nur der kleinſte Theil zum Katholicismus. Nun hat es aber nie gut gethan, wenn Herrſcher und Unterthanen verſchiedenen Religionsparteien angehörten. Es ſchleichen ſich da Furcht, Eiferſucht und Argwohn ein, welche alle gegenſeitigen Beziehungen vergiften. So war es auch in Böhmen. Nie kam es zu einem wahren Vertrauensverhältniß zwiſchen den katholiſchen Herrſchern und den proteſtantiſchen Landesbewohnern. Jene benahmen ſich zum Theil unklug, indem ſie nicht immer die ungünſtigen Geſinnungen zu verbergen vermochten, die ſie gegen den Proteſtantismus hegten. Dieſe hinwiederum lagen gewiſſermaßen immer auf der Lauer und ſpähten unabläſſig nach günſtigen Gelegenheiten, um ſich von dem politiſchen und religiöſen Joche zu befreien. Als eine ſolche erſchien ihnen der Schmalkaldiſche Krieg. Wir wiſſen aus dem erſten Bande*), daß die Böhmen damals gegen ihren König Ferdinand losbrachen, daß aber die Niederlage der Sachſen bei Mühlberg auch die ihrige nach ſich zog. Ferdinand I. begnügte ſich, die Anführer am Leben zu ſtrafen; ſonſt übte er keine weitere Rachehandlung. Uebrigens blieb es ſeit jener Zeit ruhig, und unter dem duldſamen Maximilian II. ſchien es ſogar, als ob die habsburgsſche Dynaſtie ſich einen feſten Platz im Herzen des Volkes erobern wolle. Dies änderte ſich jedoch augenblicklich,

*) I, 102, 105, 138.

als Maximilian's unähnlicher Sohn und Nachfolger, Rudolph II., die Zügel der Regierung ergriff.

Kaiser Rudolph war ein schwacher, launischer Mann und darum ein desto besseres Werkzeug der Jesuiten. Von diesen geleitet, gab er sich einer übelverstandenen Frömmigkeit hin und nahm sich ernstlich vor, der Ketzerei unter seinen Unterthanen ein Ende zu machen. Er machte sich zuerst an die Evangelischen in Ungarn, nahm ihnen ihre Kirchen weg und verjagte ihre Prediger. Aber die Ungarn verstanden in solchen Dingen keinen Spaß. Sie erschienen 1606 unter Anführung des Fürsten Stephan Boczkai von Siebenbürgen mit starker Heeresmacht vor Wien und nöthigten dem Kaiser einen Religionsfrieden ab.

Inzwischen waren auch die Böhmen unruhig geworden. Geführt von Rudolph's eigenem Bruder Matthias*) verlangten sie gleichfalls die Sicherstellung ihrer Rechte in Glaubenssachen. Der bedrängte Monarch sah ein, daß er das Gewitter nicht anders beschwichtigen könne, als durch Nachgiebigkeit. Er verstand sich also zu Ausfertigung einer Urkunde, worin er für sich und alle seine Nachfolger den Protestanten und Utraquisten in Böhmen freie Religionsübung zusicherte und ihnen gestattete, zur Führung ihrer kirchlichen Angelegenheiten

*) Derselbe, der auch in dem niederländischen Befreiungskriege eine vorübergehende Rolle gespielt hatte; s. I., 446.

ein besonderes Consistorium niederzusetzen. Dieses wichtige Document, das im Jahre 1609 ertheilt wurde, ist unter dem Namen des Majestätsbriefes bekannt. Ueber die Aufrechthaltung desselben wachten dreißig sogenannte Defensoren des Glaubens, die, von den Böhmen selbst erwählt, gewissermaßen als ihre gesetzlichen Anführer im Falle eines Aufstandes betrachtet werden konnten.

Aber Rudolph hatte es mit seinem Majestätsbriefe nicht ehrlich gemeint, sondern nur gezwungen den verhaßten Schritt gethan. Was er mit der einen Hand gegeben, hätte er gern mit der andern wieder genommen. Von Grimm gegen seinen Bruder Matthias erfüllt, weil er mit den „Ketzern" gemeinschaftliche Sache gemacht, suchte er zuvörderst die demselben bereits zugesicherte böhmische Krone seinem Vetter, dem Erzherzoge Leopold, zuzuwenden. Dann, hoffte er, werde sich die Unterdrükkung der böhmischen Landesfreiheiten von selbst machen. Aber der Versuch scheiterte an der Festigkeit des Prager Reichstags. Die fürstliche Treulosigkeit rief einen neuen Sturm hervor, der die schwankende böhmische Krone vollends von Rudolph's Haupte riß. Matthias, schon Herr von Ungarn und Oesterreich, wurde nun auch König von Böhmen. Dem wortbrüchigen Rudolph blieb nichts als der deutsche Kaisertitel. Er starb in Dürftigkeit 1612.

Als Matthias 1613 von den in Frankfurt versammelten Kurfürsten einstimmig zu Rudolph's Nachfolger in der deutschen Kaiserwürde erwählt wurde, gaben sich die Böhmen schönen Hoffnungen hin. Sie täuschten sich. Matthias hatte sich nur mit den Protestanten verbunden, um seine ehrgeizigen Pläne durchzusetzen. Jetzt, da er Kaiser war, mochte er eben so wenig etwas von Volksfreiheit wissen, wie sein verstorbener Bruder. Er beschwor zwar den Majestätsbrief; aber sein Herz war nicht bei dem Schwure. Im Anfange ging es allenfalls. Die Prager Protestanten bauten zwei neue Kirchen, und er hinderte sie nicht. Allein bald kam er ganz unter jesuitischen Einfluß, und zwar durch seinen Vetter und präsumtiven Nachfolger Ferdinand.

Matthias hatte nämlich keine Kinder und auch keine Hoffnung, welche zu bekommen. Seine beiden bejahrten Brüder, die Erzherzöge Maximilian und Albrecht, waren ebenfalls kinderlos und verzichteten freiwillig auf die Nachfolge. Die nächste Anwartschaft auf den Kaiserthron hatte nun Erzherzog Ferdinand von Steiermark. Ihm bestimmte Matthias vorläufig die Krone von Böhmen. Dieser Ferdinand war aber als der wüthendste Feind des evangelischen Glaubens bekannt. Von seinem Vater Karl, dem jüngsten Sohne Kaiser Ferdinand's I., und seiner Mutter Marie, einer bairischen Prinzessin, in den bigottesten Grundsätzen erzogen, war

er später den baierischen Jesuiten übergeben worden, die seine Ausbildung vollendet hatten.

Einen solchen Mann als König anzunehmen, schien den böhmischen Patrioten sehr bedenklich. Sie erhoben heftige Einsprache, indem sie auf die furchtbaren Bedrückungen hinwiesen, welche sich Ferdinand in seinen Erbstaaten Steiermark, Krain und Kärnthen gegen die dortigen evangelischen Einwohner, die zwei Drittel der ganzen Bevölkerung ausmachten, erlaubt hatte. Nichtsdestoweniger ward die Anerkennung des Jesuitenzöglings als König von Böhmen durchgesetzt. Ferdinand wußte vortrefflich den Biedern und Volksfreundlichen zu spielen, so daß es ihm in der That gelang, die Gemüther zu kirren. Im Juni 1617 huldigten ihm die böhmischen Stände, wogegen er den Majestätsbrief beschwor und überdies versprach, sich bei Lebzeiten des Kaisers Matthias nicht in die Regierungsangelegenheiten zu mischen.

Worte, nichts als Worte! Ferdinand hatte bei den Jesuiten gelernt, daß man Ketzern nicht Treue und Glauben zu halten brauche. Was kümmerten ihn da Schwur und Versprechen! Er verließ zwar Prag; aber sein überwiegender Einfluß in Wien machte sich sofort bemerkbar. Der alternde Matthias, von Jesuiten umgeben und bearbeitet, that bald nur das, was Ferdinand wollte. So kam es, daß man erst an dem Majestätsbriefe zu deu-

teln anfing, bis man es endlich wagte, in offenem Widerſpruche mit demſelben zu handeln.

Die Regierungsgeſchäfte des Königreichs wurden von zehn Statthaltern beſorgt, die Ferdinand eingeſetzt hatte. Unter denſelben befanden ſich ſieben Katholiken, ergebene Werkzeuge der Tyrannei. Erregte es ſchon den gerechten Unmuth der Böhmen, daß man ein proteſtantiſches Land durch Katholiken regieren ließ, ſo ſteigerte ſich dieſer Unmuth zur gegründeten Beſorgniß, als man unter den Statthaltern zwei Perſonen ſah, welche dem Kaiſer Rudolph die Ertheilung des Majeſtätsbriefes dringend widerrathen hatten, mithin als erklärte Feinde der böhmiſchen Landesfreiheiten zu betrachten waren. Sie hießen Wilhelm von Slawata und Jaroslav von Martinitz. Von inſtinktartigem Haſſe gegen den Proteſtantismus beſeelt, mit dem Aerger gemeiner Seelen das ſelbſtbewußte Streben eines freien Volkes betrachtend, in Ränken, Schlichen und Spitzfindigkeiten geübt, waren dieſe beiden Diplomaten, um einen Schillerſchen Ausdruck zu gebrauchen, „ein beißendes Pasquill auf die Gottheit, die ſich ſo ſchlecht auf ihre Leute verſtand, daß ſie aus vollendeten Hallunken ſchlechte Miniſter gemacht hatte.“ Ihr verderblicher Einfluß herrſchte im Staatsrathe vor und mit Recht ruhte auf ihnen der Haß der Nation.

Ungeſcheut ſchritten unter der Aegide ſolcher Miniſter die Jeſuiten zu ihrem ſchnöden Werke. Sie ſparten weder Liſt und Betrug, noch Drohungen und Gewalt, um Proſelyten zu machen; nur wer Katholik oder Abtrünniger war, konnte befördert werden; proteſtantiſche Geiſtliche wurden abgeſetzt und verjagt. Zu der kirchlichen Unterdrückung geſellte ſich die politiſche. Die Beamten, meiſt fremde Abenteurer, betrugen ſich anmaßend und brutal; die Steuern erreichten eine beinahe unerſchwingliche Höhe; die öffentlichen Gelder wurden zu Beſtechung einflußreicher Männer, zu Belohnung feiler Angeber und zu Unterſtützung jeſuitiſcher Zwecke verwendet; die Prozeſſe wurden verſchleift, das Recht verdreht; Spione durchſchlichen das Land, und wer ein freies Wort ſprach, lief Gefahr, als Majeſtätsverbrecher angeklagt zu werden.

Es wehte eine ſchwüle Luft in Böhmen. Die Patrioten erkannten klar, daß es auf die Vernichtung ihrer Freiheiten abgeſehen ſei, und die beſtellten Beſchützer der letzteren, die Defenſoren, entfalteten eine wachſame Thätigkeit. Sie wandten ſich mit Beſchwerden an die Statthalter, wurden aber mit leeren Ausreden, hinter denen ſich nur ſchlecht der Hohn der ſiegenden Gewalt verbarg, abgewieſen. Immer weiter ſchritten die Unterdrücker auf ihrer freiheitsmörderiſchen Bahn.

Die proteſtantiſchen Einwohner der Städte Braunau und Kloſtergrab hatten, dem Beiſpiele ihrer Prager Glaubensgenoſſen folgend, zwei neue Kirchen gebaut, weil in dem Majeſtätsbriefe den Bekennern des evangeliſchen Glaubens ausdrücklich das Recht zugeſtanden war, „ohne irgend eine Verhinderung in den Städten und auf dem Lande neue Kirchen und Schulen zu erbauen.“ Aber die Regierung wußte mit jeſuitiſcher Schlauheit dieſen Paragraphen anders auszulegen. Sie meinte: Nur die Landherren oder Landſtände, ingleichen die königlichen Städte, deren Obrigkeiten mit den Ständen gleiche Rechte ausübten, nicht aber die übrigen Unterthanen könnten ſich auf den fraglichen Artikel berufen; jeder Herr habe das Recht, die Religion ſeiner Unterthanen zu beſtimmen; da nun Kloſtergrab dem Erzbiſchofe von Prag und Braunau dem Abte des dortigen Kloſters gehöre, dieſe Prälaten aber zu Erbauung proteſtantiſcher Kirchen in benannten Städten ihre Bewilligung nicht gegeben hätten, ſo liege in jener Handlung der dortigen Proteſtanten eine widergeſetzliche Eigenmächtigkeit, die nicht geduldet werden könne. Und in der That ließ die Regierung die Kirche zu Braunau ſperren, die zu Kloſtergrab aber ſofort niederreißen. Damit noch nicht zufrieden, warf ſie auch die eifrigſten Lutheraner beider Städte in's Gefängniß.

Ein Schrei des Unwillens ging durch das Land, als ſich die Kunde von dieſer Gewaltthat verbreitete. Heinrich Matthias, Graf von Thurn, der thatkräftigſte und angeſehenſte unter den Defenſoren, ein Mann von glühender Vaterlandsliebe und unzweifelhaftem Muthe, berief ſogleich aus allen Kreiſen des Königreichs Deputirte nach Prag, um der gemeinſamen Gefahr halber die nöthigen Maaßregeln zu berathen. Man entſchloß ſich, unmittelbar an den Kaiſer zu gehen und in einer Supplik auf Loslaſſung der Gefangenen, wie auf Hebung der Volksbeſchwerden zu dringen. Gleichzeitig ſchickte man aber auch einige Bevollmächtigte an die Statthalter, um denſelben wegen Nichtbeobachtung des Majeſtätsbriefes ernſtliche Vorſtellungen zu machen. Die Statthalter antworteten diesmal dadurch, daß ſie die Abgeordneten in Verhaft nehmen ließen. Sodann ſandten ſie eilig einen Bericht nach Wien, der, indem er die Bittſteller als unruhige Köpfe verdächtigte, die Wirkung der Supplik völlig zerſtörte. Der Hofbeſcheid, der bald darauf einging, war daher eben ſo übermüthig, als ungnädig. Er erklärte nicht nur, daß die Sperrung und Niederreißung der Kirchen mit des Kaiſers ausdrücklichem Willen geſchehen ſei, ſondern beauftragte auch die Statthalter, keine fernere Verſammlung der evangeliſchen Stände zu dulden und im Widerſetzungsfalle ſie als Aufrührer zu behandeln. Hiermit war der geſetzliche

Weg, den Klagen der Nation abzuhelfen, auf immer abgeschnitten.

Die Defensoren und Landesdeputirten zögerten nun nicht länger, gewaltsam zu verfahren Am 23. Mai 1618 erschienen sie bewaffnet und von bewaffneten Dienern begleitet auf dem Hradschin, der den Statthaltern zum Regierungspallaste diente. Außer Martinitz und Slawata waren nur noch der Oberstburggraf Adam von Sternberg und der Kanzler Dippold von Lobkowitz nebst dem Secretair Fabricius Plater anwesend. Die Herren erstaunten nicht wenig, als sie die evangelischen Stände, an ihrer Spitze den Grafen Thurn, in so drohender Haltung zu sich eintreten sahen. Auf ihre Frage, was man begehre, ergriff Paul von Titschin*) im Namen seiner Genossen das Wort. Es habe sich, sagte er, das Gerücht verbreitet, daß der kürzlich publicirte Hofbescheid von den Statthaltern in Prag verfaßt und den Ständen nur über Wien zugeschickt worden sei; er frage sie nun, ob jenes kaiserliche Schreiben wirklich auf ihr Anrathen oder mit ihrer Billigung entstanden sei. Die Statthalter gaben eine ausweichende Antwort, worauf man ihnen zurief, sie möchten einfach Ja oder Nein sagen. Als dies verweigert ward, erhob sich von allen Seiten ein tumultuarisches Geschrei; man

*) In einigen Geschichtswerken wird er Paul von Riczan genannt.

Oliver Cromwell

ergoß ſich in leidenſchaftliche Anklagen gegen Martinitz und Slawata, und Thurn, Colonna von Fels und Wilhelm von Lobkowitz erklärten offen: es ſei zur Sicherung ihres Glaubens, ihres Leibes und Lebens nothwendig, ſich jener Beiden für immer zu entledigen. Auf einen Wink Thurn's wurden hierauf der Oberſtburggraf von Sternberg und der Kanzler von Lobkowitz in ein anderes Zimmer geführt, und Wenzel von Raupowa machte nun den Vorſchlag, die Zurückgebliebenen „nach altböhmiſchem Brauch" zum Fenſter hinauszuwerfen.

Raupowa's Vorſchlag fand enthuſiaſtiſche Billigung. Titſchin, Kaplicz, Smirziczisti, Ulrich von Kinsky und Wilhelm von Lobkowitz umringten ſofort den Grafen Martinitz und drängten ihn zum Fenſter. Umſonſt flehte der zähneklappernde Miniſter um Friſt zur Todesbereitung; er wurde 80 Fuß tief in den trocknen Schloßgraben hinabgeſtürzt. Nachdem dies geſchehen, ſagte Thurn, auf Slawata zeigend: „Edle Herren, hier habt ihr den Andern!" Hierauf wurde auch dieſer gepackt und hinuntergeworfen. In der Todesangſt klammerte er ſich an das Eiſen der Fenſterbrüſtung; aber er ward ſo lange in die Hand gehauen, bis er losließ. Nun war nur noch Einer übrig, der Geheimſchreiber Fabricius Plater. Da er eben ſo verhaßt war, wie ſeine Herren, ſo mußte er auch ihr Schickſal theilen. Alsdann wurden noch alle Piſtolen, die man bei der

Hand hatte, auf die Untenliegenden abgeschossen. Raupowa lehnte sich über die Brüstung hinaus, und als er die Hinabgestürzten regungslos am Fuße der Mauer liegen sah, sagte er zu Thurn: „Die Hunde haben genug.“

Alsbald mahnte Thurn die Anwesenden mit eindringlichen Worten an die Schritte, welche nun zunächst zu thun seien, worauf denn die Versammlung die Statthalter für abgesetzt erklärte, die dreißig Defensoren unter dem Namen von Directoren mit der provisorischen Regierung beauftragte und ein Manifest an die Bewohner Böhmens entwarf, so wie überhaupt das Nöthigste festsetzte, um die Revolution zu organisiren.

Nachdem dies geschehen, verließen die Empörer den Hradschin. Die Leibwache der Statthalter hatte sich widerstandslos an die bewaffneten Diener der Edelleute ergeben, und bald durcheilte die Kunde von dem Geschehenen die freudig bewegte Stadt.

Das war der berühmte Fenstersturz von Prag, der Anfang einer Reihe von Ereignissen, aus denen der dreißigjährige Krieg sich entwickelte. Aber es giebt ein altes Sprüchlein: Unkraut verdirbt nicht. Dies bewährte sich auch hier. Unter dem verhängnißvollen Fenster, aus welchem die beiden Statthalter und ihr Helfershelfer herausgestürzt wurden, befand sich ein Hollunderbaum, an dem sich von Kehricht ein ziemlich großer Hügel gebildet hatte. Auf diese weiche Erhöhung fielen die un-

freiwilligen Luftſegler, rutſchten ſanft an derſelben herab und kamen, obwohl ſehr erſchrocken und betäubt, doch ziemlich wohlbehalten am Boden an. Nur Slawata war etwas am Kopfe beſchädigt. Von den nachgeſendeten Piſtolenkugeln verfehlten die meiſten ihr Ziel; nur Martinitz erhielt eine unbedeutende Streifwunde am linken Arme.

Während nun die Empörer oben im Saale über die zunächſt zu ergreifenden Maaßregeln berathſchlagten, erholten ſich die Hinabgeſtürzten von ihrer Betäubung, richteten ſich auf und gingen, von einigen herbeigeeilten Dienern unterſtützt, zu dem Hauſe ihres Freundes und Collegen, des Kanzlers von Lobkowitz. Sie fanden es verſchloſſen. Martinitz und Plater reſolvirten ſich kurz und ſtiegen auf einer Leiter zum Fenſter hinein, worauf die Gattin des Kanzlers, Polyxena, ſich beeilte, auch den verwundeten und entkräfteten Slawata in das Haus ſchaffen zu laſſen.

Aber der Aufenthalt der Geretteten wurde bald verrathen, und noch an demſelben Tage erſchien Thurn mit einem Haufen Bewaffneter, um ſich derſelben zu bemächtigen. Doch die entſchloſſene Polyxena verweigerte ihre Auslieferung ſo energiſch und wußte dem Inſurgentenhäuptling ſo rührende Vorſtellungen zu machen, daß dieſer vor der Hand von ſeinem Begehren abſtand. Am folgenden Tage verließen Martinitz und Plater, die Ge-

fichter mit Schießpulver geſchwärzt, wie flüchtige Verbrecher das für ſie ſo unheilvoll gewordene Prag. Am weißen Berge erwartete ſie ein Wagen, der ſie nach Baiern brachte. Slawata konnte ſeine Reiſe erſt nach einigen Tagen antreten, ohne daß ihn Thurn weiter beunruhigt hätte. Wahrſcheinlich hatte die ſanfte Gräfin von Thurn, die mit Polyxena von Lobkowitz in innigem Freundſchaftsverhältniſſe ſtand, den harten Sinn ihres Gemahls inſoweit zur Milde geſtimmt, daß er dem gehaßten Gegner wenigſtens Zeit ließ, ſein Leben zu retten.

Auch die übrigen Statthalter, die an dem Tage der ſonderbaren Execution zufällig nicht auf dem Hradſchin anweſend geweſen, hielten es für gerathen, ſich unſichtbar zu machen.

Für das Böhmenvolk aber war der Fenſterſturz die Loſung zum Aufruhr. Die dreißig Directoren zogen die königlichen Gefälle ein, vertrieben den Jeſuitenorden, verbannten mehrere fanatiſche Prälaten und riefen das ganze Land in die Waffen. Thurn ward zum Oberfeldherrn ernannt; unter ihm commandirte Raupowa. Ein kühner Abenteurer, Graf Ernſt von Mansfeld, eilte den Inſurgenten mit 4000 Streitern zu Hülfe; der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf führte ihnen 3000 Mann zu; der Fürſt von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, ſchloß mit ihnen ein Bündniß zu Schutz und Trutz; die Proteſtanten in Mähren, Schle-

sien und Oesterreich traten mit ihnen in Unterhandlungen. Die Verhältnisse gestalteten sich günstig; das böhmische Heer zählte 30,000 Krieger, und Thurn zeigte sich als geschickten Feldherrn. Er schlug im September 1618 den kaiserlichen General Dampierre bei Czaslau und Lomnitz und zwang einen andern kaiserlichen Heerführer, den Grafen Boucquoi, sich mit Verlust zurückzuziehen. Nachdem er solchergestalt Böhmen von den kaiserlichen Truppen gesäubert, rückte er im Frühjahr 1619 nach Mähren, wo seine Ankunft das Signal zur Losreißung von Oesterreich war. Die mährischen Stände beschlossen die Vereinigung Mährens mit Böhmen, die Ernennung eines selbstständigen Directoriums und die Vertreibung der Jesuiten. Dasselbe that Schlesien.

Inmitten dieser Unfälle, welche das habsburgische Kaiserhaus betrafen, starb der alte Matthias, nachdem er sich dem Parteienkampfe seiner Zeit gegenüber durchaus ohnmächtig gezeigt hatte. Der 20. Mai 1619 war der Todestag dieses Monarchen. Ihm folgte durch die Wahl der Kurfürsten der bisherige König von Böhmen unter dem Namen Ferdinand II. auf den Kaiserthron. Ferdinand besaß mehrere wesentliche Eigenschaften zum Herrschen, namentlich Willenskraft, Thätigkeit und Ausdauer. Aber alle seine Talente standen im Dienste eines unbeugsamen Fanatismus für die katholische Religion, so daß sie für die Welt mehr verderblich,

als heilsam werden mußten. Den Katholiken erschien er als das Muster eines wahrhaft christlichen Fürsten, den Evangelischen als eine furchtbare Geißel. Und er war es in der That. „Ich will," äußerte er, „lieber mein Brod vor den Thüren betteln und mich in Stücken hauen lassen, als das Unrecht der Ketzerei länger in meinen Ländern dulden. Ich liebe die Ketzer, da ich sie vom Bösen bekehren will, und ich würde mich köpfen lassen, wenn ich dadurch Alle plötzlich von der Ketzerei heilen könnte." In ihm lebten die Gesinnungen Philipp's des Zweiten wieder auf, und um die Aehnlichkeit zu vermehren, gesellte ihm das Schicksal später auch einen Alba zu in der Person des frommen und grausamen Tilly.

Ferdinand war es vorzüglich gewesen, welcher den zur Nachgiebigkeit geneigten Matthias zum Kriege gegen Böhmen gestimmt hatte. Er sah in der Empörung eine von Gott gesandte Gelegenheit, die Ketzer zu verderben und alles Widerstreben, welches seit dem Aufkommen der neuen Lehre in den Ländern des österreichischen Hauses überhand genommen habe, zu unterdrücken. Als er die kaiserliche Regierung antrat, waren freilich die Aussichten trübe genug, und seine Standhaftigkeit wurde mehrmals auf harte Proben gestellt. Böhmen, Mähren und Schlesien hatten offen ihren Abfall erklärt; die Stände Oesterreichs wollten ihm nicht huldigen, bevor er nicht den Religions-

beſchwerden abgeholfen habe; Graf Thurn, um ſie zu unterſtützen, zog mit ſeinem Heere vor Wien, und in der Stadt ſelbſt erhob ſich die proteſtantiſche Partei. Ferdinand's Noth ſtieg auf's Aeußerſte; Flucht oder Gefangenſchaft ſchien unvermeidlich. Doch ſelbſt in dieſer höchſten Bedrängniß ließ er den Muth nicht ſinken, indem er des feſten Glaubens lebte, daß er Gottes Sache führe und von Gott Rettung erhalten werde. Schon ſchlugen die böhmiſchen Kugeln in die Mauern der Hofburg; ſchon ſtürmten ſechszehn öſterreichiſche Edelleute als Abgeſandte der Proteſtanten in ſein Gemach, um ſeine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit den Böhmen zu erzwingen; ſchon faßt ihn der Verwegenſte, ein Herr von Obergaſſing, an der Bruſt und ruft ihm in drohendem Tone zu: „Nandel, ergieb dich!“ Da ertönt plötzlich Trompetenſchall; ſeltſame Gerüchte fliegen durch die Hallen der Burg; die Abgeordneten erblaſſen und entfernen ſich. Rettung iſt da! Fünfhundert Küraſſiere ſtehen auf dem Burgplatze, den Oberſt Saint-Hilaire an der Spitze. Von Dampierre — in anderer Abſicht — nach Wien geſendet, waren ſie zur glücklichſten Stunde eingetroffen und durch das unbeſetzte Waſſerthor unbemerkt in die Stadt gekommen. Viele fromme Katholiken und Ferdinand ſelbſt erkannten darin ein von der heiligen Jungfrau gewirktes Wunder. Dadurch ermuthigt, bewaffneten ſich die Studenten und die katholiſchen Bürger

Wiens für Ferdinand und den Proteſtanten blieb nichts übrig, als ſich in das böhmiſche Lager zu flüchten. Bald darnach erhielt Thurn Nachricht, daß Boucquoi ſeinen Untergeneral Mansfeld geſchlagen habe und auf Prag losmarſchire. Da hob Thurn die Belagerung Wiens auf und eilte nach Böhmen zurück.

Hier ging man eben damit um, ſich ein neues monarchiſches Oberhaupt zu geben. Graf Thurn und ſeine Freunde ſahen dies nur ungern. Es verdient bemerkt zu werden, daß damals unter den gebildeten Proteſtanten Europas offenbar Hinneigungen zur Republik, wenigſtens zu einer ariſtokratiſchen Freiheit hervortraten. In vielen Ländern, in Frankreich, in Polen, in allen öſterreichiſchen Gebieten war ein mächtiger Adel von proteſtantiſcher Ueberzeugung mit der katholiſchen Regierungsgewalt in offenem Kampfe. Was ſich durch einen ſolchen Kampf erreichen laſſe, davon gab die Republik der Niederlande, die ſich täglich zu höherer Blüthe erhob, ein glänzendes Beiſpiel. Thurn und Rauyowa gehörten nun ebenfalls zu den Männern, welche für Böhmen eine Verfaſſung wünſchten, wie ſie die Schweiz und die Niederlande beſaßen. Indeſſen ſie drangen mit ihrer Meinung nicht durch. Die Menge wollte einen König. Man glaubte durch die Erwählung eines fremden evangeliſchen Fürſten ſich wichtige Verbindungen zu ſichern und der böhmiſchen Sache neue Hülfsquellen zu eröffnen. Nur

war man noch unschlüssig, wem man die Krone anbieten sollte.

In Deutschland bestand schon seit mehreren Jahren eine Verbindung von evangelischen, theils der lutherischen, theils der reformirten Confession angehörenden Fürsten und Städten zu wechselseitigem Schirme Sie hieß die protestantische Union und umfaßte Kurpfalz, Brandenburg, Neuburg, Würtemberg, Baden und einige andere Fürstenthümer, sowie die Reichsstädte Straßburg, Nürnberg und Ulm. An der Spitze dieser Union stand zur Zeit der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, ein zwanzigjähriger Jüngling. Zwischen ihm und dem Kurfursten Johann Georg von Sachsen schwankte lange die Wahl der böhmischen Nation. Da aber der Kurfürst von Sachsen als ein eifriger Lutheraner den zahlreichen Utraquisten Besorgniß erregte, so entschieden sich endlich am 19. August 1619 die in Prag versammelten Stände von Böhmen, Mähren und Schlesien dahin, dem reformirten Kurfürsten von der Pfalz die Krone anzutragen, nachdem sie vorher ihren bisherigen König Ferdinand als einen „Erbfeind des evangelischen Glaubens“ und als einen „Sklaven Spaniens und der Jesuiten“ feierlichst aller Ansprüche auf den böhmischen Thron für verlustig erklärt hatten.

Auf den ersten Anblick schien die Wahl sehr vernünftig und beifallswürdig zu sein. Denn in Friedrich

von der Pfalz concentrirten ſich alle Elemente des europäiſchen Proteſtantismus. Seine Gemahlin war die Tochter Jakob's I. von England und die Nichte Chriſtians IV. von Dänemark; Moritz von Oranien, der Statthalter der Niederlande, war ſein Oheim und der Herzog von Bouillon, das Oberhaupt der franzöſiſchen Hugenotten, ſein naher Verwandter. Er ſelbſt war das Haupt der deutſchen Union. Seine Jugend und Unerfahrenheit hätte freilich die Böhmen bedenklich machen ſollen. Allein man hielt ihn allgemein für einen jungen vielverſprechenden Mann; man ſetzte große Talente bei ihm voraus, wie denn gewöhnlich der menſchliche Servilismus den Fürſten alle möglichen Vollkommenheiten anlügt. Nie iſt jedoch eine Täuſchung vollſtändiger geweſen. Friedrich war von der Natur mit gar keinen beſondern Fähigkeiten ausgerüſtet; es fehlte ihm an Umſicht, an Urtheil und Energie; dafür beſaß er aber viel Stolz und Ehrgeiz und trug ſich mit hohen Gedanken. Zu ſeines Vaters Zeit ſtanden im Speiſeſaale auch Tiſche für Räthe und Edelleute; er ließ ſie alle wegſchaffen; er ſpeiste nur mit Fürſten und höchſten Perſonen. Man nährte an dem Hofe zu Heidelberg ein lebhaftes Gefühl einer großen politiſchen Beſtimmung; gefliſſentlich warf man ſich in tauſend weitausſehende Verbindungen und gab den verwegenſten Entwürfen Raum. Gleichwohl wußte Friedrich, als ihm nun wirklich eine Krone zu

Füßen gelegt wurde, einen Augenblick nicht, ob er ſie aufheben oder liegen laſſen ſollte. Seine treffliche Mutter, eine Tochter Wilhelm's von Oranien, widerrieth es ihm. Mit thränenden Augen erinnerte ſie ihren Sohn an die Unbeſtändigkeit des Glücks und den Wechſel menſchlicher Geſinnungen. Auf der andern Seite fehlte es ihm aber auch nicht an Aufmunterungen, den kühnen Schritt zu thun. Namentlich war es ſeine eitle Gemahlin Eliſabeth, welche, geblendet von dem Glanze des königlichen Diadems, weder Ueberredung noch Spott ſparte, um den unſchlüſſigen Kurfürſten ihrem Willen dienſtbar zu machen. „Haſt du gewagt, eine Königstochter zu freien," rief ſie ihm zu, „ſo hab' auch den Muth, eine Königskrone anzunehmen." Ein andermal äußerte ſie: „ſie wolle lieber mit einem Könige Sauerkraut, als mit einem Kurfürſten Gebratenes eſſen." Dazu kamen die Einflüſterungen ſeiner Räthe, die in der Vergrößerung der Macht ihres Herrn auch ihren Vortheil ſahen, die Anfeuerung des franzöſiſchen Geſandten, dem es daran lag, dem Hauſe Oeſterreich einen neuen Feind zu erwecken, endlich die Ermahnungen ſeines Hofpredigers Scultetus, der es ihm zur Gewiſſensſache machte, ein ſo ſchönes Land wie das böhmiſche für den Calvinismus zu gewinnen. All dieſe Einflüſſe zuſammengenommen wirkten zu mächtig, als daß Friedrich ihnen hätte widerſtehen können. Ehrgeiz, Gattenliebe, Religionseifer riſſen

ihn hin, und er willigte ein, König zu werden. Aber er konnte ſich, als er das Wahldecret unterſchrieb, der Thränen nicht erwehren. So innig war er von der Gefahr überzeugt, in die er ſich durch dieſen Schritt verwickelte!

Am 1. November 1619 hielt der neue König ſeinen feierlichen Einzug in Prag, und am 4. ging die Krönung vor ſich. Prunkvolle Feſte bezeichneten das wichtige Ereigniß. Als aber der Rauſch der erſten Freude verflogen, der Jubel der Bankette verſchollen war, da ſtellte ſich's nur zu deutlich heraus, wie ungenügend dieſer neue Beherrſcher des böhmiſchen Volkes ſei. Anſtatt ſeine ganze Sorgfalt zunächſt auf die Begründung ſeiner jungen Gewalt und auf die Vermehrung ſeiner Vertheidigungsmittel zu wenden, gab er einem unzeitigen Reformationseifer Raum und begann den äußern Gottesdienſt und die kirchlichen Gebräuche nach Art des reformirten Cultus umzugeſtalten. Hierbei verfuhr er ſo ſchonungslos und gewaltſam, daß er nicht nur die Katholiken, ſondern auch viele Proteſtanten und Utraquiſten damit ärgerte. Scenen, wie ſie die Bilderſtürme in Antwerpen, in Perth und anderwärts uns gezeigt haben *), wiederholten ſich jetzt in der Domkirche zu Prag. Gegen die Zuſicherung, daß in Religionsſachen nicht geändert werden ſolle, wur-

*) I, 403. II, 78.

den die Bilder und Crucifixe mit Ungestüm, und zwar nur wenige Tage vor Weihnachten, aus den Kirchen entfernt. Die Gräber der Heiligen wurden ihres Schmuckes beraubt und selbst die bisher als Reliquien verehrten Gebeine herausgegraben und verbrannt. Bis zur Gotteslästerung machte sich der Eifer der Stürmenden in höhnischen Worten Luft. „Hilf dir selbst, so du Gottes Sohn bist," riefen sie den von ihnen mißhandelten Christusbildern zu. Ein schönes Altarbild von Kranach ging auf diese Weise zu Grunde. Der Hofprediger Scultetus aber bestieg die Kanzel und suchte das Zerstörungswerk aus dem Worte Gottes zu rechtfertigen, da solches auf alle Weise den Götzendienst untersage. Allein nicht blos die Bilder und Statuen, die man allenfalls noch den Götzen hätte vergleichen mögen, sondern auch die unschuldigen Symbole des Heiligen, die Altäre, Taufsteine ꝛc. wurden entfernt und der Gottesdienst bis auf jene äußerste Nacktheit und Kahlheit heruntergebracht, bei der sogar keine Glocke mehr geläutet werden durfte. Auch das Abendmahl wurde ohne alle Feierlichkeit und Würde ausgetheilt und manches Gemüth dadurch auf's Aeußerste gekränkt und verletzt.

So brachte sich König Friedrich gleich anfangs um die Liebe und das Vertrauen seines Volkes; denn das Volk verträgt nichts weniger, als Aenderungen, die mit seinen religiösen Grundsätzen nicht übereinstimmen. Zu-

gleich trat auch in den Beziehungen zu den übrigen evangeliſchen Mächten Deutſchlands eine höchſt ungünſtige Wendung ein. Die Lutheraner ſahen es natürlich nur ungern, daß ein Reformirter die Krone Böhmens tragen ſollte. „O wie Schade, o wie großer Schade um ſo viel edle Länder," meinte der kurſächſiſche Oberhofprediger Matthias Hoë von Hoënegg, „daß ſie alle dem Calvinismo in den Rachen ſollen geſteckt werden!" Denn die katholiſche Religion an die reformirte vertauſchen, erſchien ihm, dem ſtrengen Lutheraner, wie der Tauſch eines Antichriſts an den andern. Als nun gar die gewaltſame Tempelreinigung, die Friedrich in Prag vorgenommen, bekannt wurde, da verwandelte ſich die Abneigung Hoënegg's und des von ihm beherrſchten Kurfürſten von Sachſen in offenen Haß, und ſo geſchah es, daß das proteſtantiſche Kurſachſen ſich an das katholiſche Oeſterreich anſchloß und im Einverſtändniß mit demſelben das böhmiſche Grenzland, die Lauſitz, beſetzte. Eine größere Kurzſichtigkeit konnte es nicht geben. Johann Georg hätte ſich ſagen ſollen, daß, wenn es gelänge, Oeſterreich für immer von Böhmen auszuſchließen, das Uebergewicht dieſes Hauſes im öſtlichen Europa unwiderruflich ſinken und der Katholicismus für immer aus Deutſchland verſchwinden müßte. Aber dieſer Johann Georg war in der Politik nur ein Philiſter. Das Verſprechen des Kaiſers, die Rechte der Lutheraner ungekränkt zu

laſſen, beſchwichtigte ſein ſtockkutheriſches Gewiſſen vollkommen, und er vergaß gänzlich, daß dieſer Kaiſer der Erbfeind des Proteſtantismus ſei und alſo auch ihn nicht verſchonen werde, falls ſein Plan auf Böhmen Erfolg habe.

Nicht minder erbärmlich benahm ſich die proteſtantiſche Union. Obgleich Friedrich bis zu ſeiner Erhebung auf den böhmiſchen Königsthron ihr Oberhaupt geweſen war, ſo nahm ſie doch keinen Anſtand, jetzt, da es Ernſt wurde, ihn feiger Weiſe ſeinem Schickſale preiszugeben. Sie ſchloß zu Ulm einen Neutralitätsvertrag mit dem Kaiſer ab und verurtheilte ſo ſich ſelbſt zur politiſchen Ohnmacht.

Ferdinand frohlockte im Stillen über ſeine diplomatiſchen Siege und traf nun ernſtliche Anſtalten, auch einen Waffenſieg folgen zu laſſen. Da er die Nothwendigkeit einſah, ſeine Macht durch Bündniſſe zu kräftigen, ſo warf er ſeine Augen zunächſt auf die katholiſche Liga, eine Verbindung katholiſcher Fürſten, die um dieſelbe Zeit entſtanden war, wie die proteſtantiſche Union, und die Aufrechthaltung des katholiſchen Glaubens zum Zweck hatte. An der Spitze dieſer Verbrüderung ſtand der Herzog Maximilian von Baiern, ein Mann von weitſchauender Klugheit und überlegenem Herrſchergeiſte. Er war Ferdinand's Jugendfreund und, wie dieſer, von den Jeſuiten erzogen. Beide ſchloſſen den engſten

Bund; die Liga verſprach, ein Heer von 21000 Mann in's Feld zu ſtellen; der König von Spanien rüſtete ſich zu nachdrücklichſter Hülfeleiſtung; Papſt Paul V. ließ ſich zu ſehr anſehnlichen und willkommenen Subſidienzahlungen bewegen. Wie die Winde in der ſtürmiſchen Jahreszeit plötzlich umſchlagen, ſo trat der Strom des Glückes und des Vollbringens mit einem Male auf die Seite Ferdinand's, deſſelben Mannes, der wenige Monden vorher nur die Ausſicht auf Untergang und Vernichtung gehabt.

Inwiſchen hatten die böhmiſchen Waffen nicht ganz geruht. Der raſtloſe Thurn war, verbunden mit dem ſiebenbürgiſchen Fürſten Bethlen Gabor, noch einmal vor den Mauern Wien's erſchienen. Aber Hunger, Kälte und Peſt hatten ihn gezwungen, auch diesmal die Belagerung unverrichteter Sache wieder aufzuheben. Zurückgekehrt nach Böhmen, wurde ihm plötzlich vom Könige der Oberbefehl abgenommen und derſelbe dem Fürſten Chriſtian von Anhalt-Bernburg übertragen. Es war dies eine unverdiente Kränkung für den tapfern Grafen, und doppelt unklug von Seiten des Königs, weil Thurn noch immer die Seele der böhmiſchen Bewegung war. Ihn kannte und liebte das Volk, während Chriſtian von Anhalt ein Fremder war. Und hatte Thurn ſeinen Feldherrenſtab etwa nicht mit Ruhm geführt? Hatte er nicht das Land vom Feinde geſäubert, alle

Städte des Königsreichs in ſeine Gewalt bekommen und den Kaiſer in ſeiner Hofburg zittern gemacht? Er, Mansfeld und Naupowa, (welcher letztere ebenfalls einem andern Befehlshaber hatte weichen müſſen) waren ohne Zweifel die richtigen Männer für einen ſolchen Krieg. Sie hatten begriffen, daß eine Revolution in dieſem Kampfe lag, daß man Böhmen ſo ſchnell als möglich auf den Feind werfen mußte, wäre es auch nur, um es vor ſich ſelbſt zu retten, daß der Heerführer hier zugleich Staatsmann ſein mußte und daß jede Verzögerung die Anarchie mit ſich führte. War irgend Jemand im Stande, die böhmiſche Bewegung zu einem glücklichen Ende zu leiten, ſo waren es jedenfalls dieſe Drei und ihr Syſtem der Kühnheit.

Aber Friedrich ſchien nun einmal dazu geſchaffen, Mißgriffe zu begehen und Unzufriedene zu machen. Seine Lage wurde von Tage zu Tage bedenklicher. Er ſah ſich von Allen verlaſſen. Die Union, auf die er gebaut hatte, war unthätig, Kurſachſen feindlich; ſein Bundesgenoſſe Bethlen Gabor ſchloß einen Waffenſtillſtand mit dem Kaiſer; ſein eigner Schwiegervater, der König von England, ließ ihn im Stich, und, was das Schlimmſte war, ſein eignes Volk hatte das Vertrauen zu ihm verloren. Dazu kam eine bedrohliche Ebbe in den Caſſen. Unter dem Heere riſſen Mangel und Noth ein; die Soldaten konnten nicht mehr bezahlt werden, und die natür-

liche Folge war, daß Zucht und Ordnung wichen. In diesem Zustande wurde der hülf- und rathlose König von dem Feinde überrascht.

Während 30,000 Spanier unter Spinola und Cordova in sein Erbland, die Kurpfalz, einfielen, rückte das österreichisch-ligistische Heer, nachdem es zuvor Oberösterreich zum Gehorsam zurückgeführt, in Böhmen ein. Es zählte ebenfalls 30,000 Mann und hatte den Herzog Maximilian, das Haupt der Liga, zum Oberbefehlshaber. Ihm zur Seite stand der kriegserfahrene Graf Tilly, dessen Name hier zum erstenmal in den Vordergrund der Geschichte tritt. Er war der eigentliche Führer der bairisch-ligistischen Streitkräfte. Feldmarschall Boucquoi commandirte die österreichischen Truppen.

Das böhmische Heer, welches bei Rakowitz im Lager lag, hatte den Auftrag gehabt, den eindringenden Feind aufzuhalten, war aber von demselben umgangen worden. Es eilte nun schleunig zurück, um Prag vor einer Ueberrumpelung zu schützen, kam auch wirklich dem Feinde um einen Tagemarsch zuvor und verschanzte sich auf dem weißen Berge in der unmittelbaren Nähe von Prag. Es zählte kaum noch 21000 Mann. Der Oberbefehlshaber Christian von Anhalt war zwar ein tapferer Mann, der sich sowohl in Frankreich als in Deutschland ausgezeichnet hatte; aber seine Truppen konnten den wohldisciplinirten Kriegern Maximilian's

und Tilly's nicht an die Seite gestellt werden. Mangel und Erschöpfung hatten sie gänzlich demoralisirt.

Am 8. November 1620 langte die Heersäule der Kaiserlichen im Angesichte des weißen Berges an, und auf Tilly's Rath und die feurigen Ermahnungen eines spanischen Karmelitermönchs, Namens Dominicus de Jesu Maria, begann auch sofort die Schlacht. Es war Mittags zwischen 12 und 1 Uhr, als Tilly das erste Treffen den Berg hinanführte. Das Geschützfeuer, womit die Angreifenden empfangen wurden, that ihnen wenig Schaden. Da bricht auf einmal der jüngere Anhalt, des Feldherrn Sohn, an der Spitze einer starken Reiterabtheilung wie Blitz und Donner in ihre Reihen. Nun wenden sich die Regimenter Tiefenbach und Breuner zur Flucht und lassen drei Fahnen in den Händen der Böhmen. Doch Maximilian und Boucquoi halten die Weichenden mit gezogenem Degen auf, Tilly führt neue Reiterschaaren vom linken Flügel herbei, und nun wird der junge anhaltinische Held überwältigt und gefangen. In diesem Augenblicke ergreifen 6000 Ungarn, eine zuchtlose Horde, deren Anführer Bornemissa obendrein krank in Prag lag, die Flucht. Ein panischer Schrecken kommt über das böhmische Heer. Vergebens versuchen Christian von Anhalt, Hohenlohe und Thurn der einreißenden Unordnung zu steuern. Alles stürzt wild durcheinander; kein Regiment

ist zum Stehen zu bringen. Thurn, aller ihm widerfahrenen Kränkungen vergessend und nur an das Vaterland denkend, wirft sich an der Spitze einiger zusammengerafften Schaaren muthvoll in den Feind; aber hinter ihm laufen die Soldaten haufenweise davon. Der Strom der Verwirrung ergreift endlich auch ihn und reißt ihn mit fort, während sein Sohn als Gefangener in der Gewalt der Kaiserlichen zurückbleibt. Am längsten hält Graf Schlick mit seinen tapfern Mähren Stand; zuletzt wird auch er von der Uebermacht erdrückt. In einer Stunde ist Alles beendigt. Die böhmische Streitmacht ist geschlagen und in alle Winde zerstreut; 10 Stück Geschütz nebst 100 Fahnen und sämmtlichem Lagergeräth fallen in die Hände der Sieger.

Das war die Schlacht am weißen Berge, welche über das Schicksal eines Königreichs entschied. Zufällig wurde sie gerade an einem Sonntage geliefert, und zwar an dem, an welchem über die Worte: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ gepredigt wird. Von der alten böhmischen Tapferkeit war in diesem kurzen Kampfe wenig zu spüren gewesen; nur die Anführer hatten ihre Schuldigkeit gethan.

Und was that denn König Friedrich in der Zeit, wo die eisernen Würfel über seine Krone geworfen wurden? Er saß an der wohlbesetzten Tafel im Schlosse zu Prag und ließ sich die Mittagsmahlzeit vortrefflich

ſchmecken. Erſt als der Kanonendonner ſchon eine Weile gedauert hatte, bequemte er ſich zum Aufſtehen und begab ſich auf den Wall, um zu ſehen, wie die Sachen ſtänden. Hier kam er eben noch zur rechten Zeit an, um das traurige Schauſpiel der völligen Auflöſung ſeines Heeres zu genießen. Dieſer Anblick raubte ihm vollends das bischen Standhaftigkeit, das er etwa noch beſaß. Es ließ eilig die Krone, die Reichskleinodien und das Hauptarchiv einpacken und machte ſich, begleitet von ſeiner Gemahlin, ſeinem Hofſtaat und ſeinen vornehmſten Anhängern, auf den Weg nach Breslau. Die Verwirrung war aber ſo groß, daß die bepackten Wagen ſtehen blieben.

Am andern Morgen zogen die Sieger in das ſo ſchmählich aufgegebene Prag ein. Sie hätten nicht geglaubt, ſo leichten Kaufs in den Beſitz dieſer Hauptſtadt zu gelangen. Und in der That iſt die leichtſinnige Preisgebung dieſes wichtigen Platzes durch nichts zu rechtfertigen. Man brauchte nach der Niederlage am weißen Berge noch keineswegs an dem Schickſale Böhmens zu verzweifeln. Die Stadt Prag war wohlbefeſtigt; die Bürgerſchaft erbot ſich zur Vertheidigung, und bei der vorgerückten Jahreszeit konnten ſich die Kaiſerlichen unmöglich auf eine lange Belagerung einlaſſen. Ueberdem ſtanden 8000 Ungarn bei Prag, Mansfeld mit 12,000 Mann bei Pilſen, der Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf mit einer ebenfalls nicht unbe-

deutenden Truppenabtheilung in der Lausitz. Wären nun diese zerstreuten Corps zusammengezogen und damit die in den verschiedenen Städten und Festungen liegenden Besatzungen, die sich gleichfalls auf mehrere tausend Mann beliefen, vereinigt worden, so konnte eine Armee von mindestens 30,000 Mann aufgestellt werden, womit man unter den Mauern von Prag eine zweite Schlacht hätte liefern können. Und wer weiß, ob unter dem Commando eines Mansfeld die Sache nicht besser gegangen wäre, als unter dem des Fürsten von Anhalt!

Aber um solche Entschlüsse zu fassen und solche Dispositionen zu treffen, hätte es eines kaltblütigen, in sich gekräftigten Geistes bedurft, der leider nicht in Friedrich lebte. Völlig zu Boden geschmettert von dem ersten schrecklichen Schlage, gab er weder dem Rathe seiner Begleiter Thurn, Anhalt und Hohenlohe, sich in Schlesien neu zu bewaffnen und zu halten, noch den Anerbietungen der schlesischen Stände, die sich zu den größten Opfern bereit erklärten, Gehör. Wie von Furien gepeitscht, floh er unaufhaltsam weiter nach Berlin und von da nach Holland zu Moritz von Oranien. Sein Schwiegervater, Jakob von England, verwilligte ihm einen Jahrgehalt, damit er wenigstens anständig leben könne. So endete der kurze Königstraum eines Mannes, für dessen schwache Schultern die aufgelegte Last zu schwer gewesen war. Spott aller Art traf den Gestürzten; man

nannte ihn den „Winterkönig“, und an dem Hause des englischen Gesandten in Wien fand man eines Tags einen Zettel angeklebt: „es sei ein König verloren gegangen; wer ihn finde, erhalte große Summen zur Belohnung.“

Bald aber zeigten sich weit ernsthaftere Folgen des eingetretenen Machtwechsels. Drei Tage nach der Einnahme von Prag empfing Kaiser Ferdinand auf's Neue die Huldigung als König von Böhmen. Hierauf wurden die Bürger entwaffnet, den Ständen ihre Freibriefe abgefordert und die Häuser und Güter der Anhänger Friedrich's der Plünderung preisgegeben. Die kaiserlichen Generale und Räthe ließen sich die schamlosesten Erpressungen zu Schulden kommen. Zahlreiche Truppenabtheilungen zogen im Lande umher, um die noch widerspenstigen Städte zu unterwerfen. Die meisten ergaben sich freiwillig; nur wenige, worunter Pilsen, mußten erobert werden. Am Ende des Jahres 1620 war ganz Böhmen und Mähren in Ferdinand's Gewalt. Bald darauf unterwarfen sich auch Schlesien und Glatz. Immer höher stieg des Kaisers Macht, Kühnheit und Glück. Am 22. Januar 1621 erklärte er aus eigner Machtvollkommenheit den Exkönig Friedrich (er nannte ihn nur den „Pfalzgrafen“), den Fürsten Christian von Anhalt, den Markgrafen Georg von Jägerndorf, die Grafen von Mansfeld, von Thurn und Georg von

Hohenlohe in die Reichsacht, d. h. aller ihrer Länder und Würden für verluſtig.

Was den Markgrafen Georg von Jägerndorf und den Grafen Mansfeld anlangt, ſo waren ſie die Einzigen, welche die Waffen nicht niedergelegt hatten. Der Markgraf zog ſich aus der Lauſitz, wo er gegen die Sachſen gekämpft, nach Glatz, und als ſeine Schaaren im Herzogthume Teſchen zerſprengt wurden, floh er zu Bethlen Gabor nach Siebenbürgen, wo er 1622 ſtarb. Mansfeld aber ſchlug ſich nach der Oberpfalz durch, wo wir ihm im nächſten Capitel wieder begegnen werden.

Nach dem Abzug dieſer letzten Vertheidiger der böhmiſchen Freiheit ließ der Kaiſer, der bis jetzt noch mühſam an ſich gehalten, ſeiner Rachbegierde freien Lauf. Es waren ſeit der Schlacht am weißen Berge drei Monate vergangen, und da während dieſer Zeit keine Einkerkerungen und Hinrichtungen vorgekommen waren, ſo hatten ſich viele geflüchtete Böhmen, in dem Glauben, daß das Geſchehene vergeben und vergeſſen ſei, wieder eingefunden. Sie wurden ſchrecklich aus ihrem Wahne geriſſen. Der Kaiſer ſetzte eine Unterſuchungscommiſſion ein und ſtellte an deren Spitze den Fürſten Karl von Lichtenſtein, ſeinen Günſtling, dem er bereits die Güter des geächteten Markgrafen von Jägerndorf geſchenkt hatte. Lichtenſtein war ein zum Katholicismus überge-

tretener Proteſtant, ein harter habgieriger Mann, der keine Schonung kannte, am allerwenigſten gegen ſeine früheren Glaubensgenoſſen. Zu Mitgliedern dieſer Commiſſion gehörten auch Slawata und Martinitz, die, glühende Rachegefühle im Herzen, mit dem ſiegenden Heere in die Stadt zurückgekehrt waren, wo man ihnen einſt ſo hart mitgeſpielt hatte. Nach dieſer Zuſammenſetzung kann man leicht das Verfahren der Commiſion ermeſſen.

Am 20. Februar 1621, an einem und demſelben Tage, ja faſt zu einer und derſelben Stunde, wurden alle Häupter der großen böhmiſchen Volksbewegung, deren man habhaft werden konnte, gefangen genommen. Es waren zuſammen 48 Perſonen; 28 andere lud man vor, und als ſie nicht erſchienen, ächtete man ſie und zog ihre Güter ein. Den Verhafteten machte man einen höchſt ſummariſchen Prozeß; 24 büßten durch's Schwert, 3 durch den Strang. Am 21. Juli 1621 gingen die Hinrichtungen zu Prag vor ſich, von all jenem grauſamen Gepränge umgeben, das jenen Zeiten eigen war. Nicht weit von dem Altſtädter Rathhauſe war die Blutbühne aufgerichtet. Graf Joachim Andreas von Schlick, geweſener Oberſtlandrichter, Landvogt und Oberkammerherr, den der Kurfürſt von Sachſen auf den Rath ſeines Hofpredigers Hoënegg ſchändlicherweiſe ausgeliefert hatte, beſtieg ſie zuerſt. Er hielt ein Gebetbuch

in der Hand und war von keinem Geistlichen begleitet. Seine Mienen drückten Gleichmuth und Ergebung aus. „Zerreißet diesen Leib in tausend Stücke," rief er, „ihr werdet nichts Anderes finden, als was wir in der Apologie*) bekannt gemacht haben. Die Liebe zur Freiheit und zur Religion hat uns das Schwert in die Hand gegeben; weil aber Gott dem Kaiser den Sieg verliehen, so geschehe des Herrn Wille!" Nicht also als Schuldigen, sondern nur als Besiegten betrachtete er sich. Erst ward ihm die rechte Hand und dann das Haupt abgehauen. Gleiches Schicksal hatten: der Appellationspräsident von Budowa, der Kammerpräsident von Herandt, der Burggraf von Michalowicz und andere ausgezeichnete und talentvolle Männer. Dem Rector der Universität, Johann Hessen, wurde erst die Zunge ausgeschnitten, und dann erst folgte die Hinrichtung. Einen andern berühmten Gelehrten schlug man mit — Stockstreichen zu Tode. Zwei Regenbogen, die sich in der Stunde der Hinrichtung am Himmel durchkreuzten, erschienen den Verurtheilten als Zeichen der göttlichen Gnade. Alle litten den Tod mit Muth und Standhaftigkeit. Ihre Köpfe, darunter graue Häupter von

*) Das war die Schrift, welche die böhmischen Stände unmittelbar nach dem Prager Fenstersturze nach Wien schickten und worin sie ihr Verfahren rechtfertigten.

66 Jahren, wurden über dem Brückenthurme von Prag zur Warnung aufgesteckt. Dies schauderhafte Gericht ist in den Annalen der böhmischen Geschichte als der blutige Landtag von Prag bezeichnet.

Und mit dem vergossenen Blute war der Rachedurst nicht etwa gestillt. Man wollte noch mehr Schuldige finden und man fand sie. Einige derselben wurden auf die ausgesuchteste Weise gemartert. So mußte der Altstädter Bürgermeistersdiener, Niklas Dibis, eine ganze Stunde hindurch, mit der Zunge an den Galgen genagelt, stehen, so daß er Tags darauf starb. Alle Gefängnisse waren voll von Opfern einer barbarischen Justiz. Ein kaiserliches Schreiben forderte sämmtliche Landsassen auf, sich selbst anzuklagen, wenn sie Verzeihung erhalten wollten. Auf dieses Wort erschien fast der ganze Adel des Landes, 728 Barone und Ritter. Die Folge ihrer Offenherzigkeit war, daß sie entweder um ihr ganzes Vermögen oder doch um einen bedeutenden Theil desselben kamen. „Seid froh, daß ihr euer Leben behaltet!" Das war der Trost, den man den Beraubten mit auf den Heimweg gab.

Die gänzliche Unterdrückung des Protestantismus folgte auf dem Fuße nach. Papst Gregor XV. hatte den Cardinal Caraffa als Nuntius nach Böhmen geschickt. Dieser leitete, im Verein mit des Kaisers Beicht-

vater, dem Jeſuiten Lämmermann*), die Verfolgung. Caraffa entband den Kaiſer von dem Eide, den er der böhmiſchen Nation geſchworen hatte, und nun hatten die beiden Pfaffen freie Hand, die derſelben zugeſicherte Religionsfreiheit völlig zu vernichten. Zuvörderſt mußten alle Prediger der neuen Lehre das Land räumen; ſodann wurden in allen königlichen Städten die Nichtkatholiken aus dem Rathe gejagt. Das confiscirte Eigenthum der Rebellen fiel zum größten Theile der Kirche anheim; die Jeſuiten kehrten im Triumphe zurück und wurden mit Gütern überhäuft; auch Dominicaner, Franziscaner und Karmeliter fanden ſich in großer Anzahl ein; aller Orten wurde die Meſſe wieder nach römiſcher Weiſe gehalten. Eine Gegenreformationscommiſſion mußte, den Erzbiſchof von Prag an der Spitze, im ganzen Lande umherreiſen, um allenthalben gutkatholiſche Seelſorger zu beſtellen und die Ketzer zur Rückkehr in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche binnen einer gewiſſen Zeitfriſt aufzufordern. Wer nicht gehorchte, wurde des Landes verwieſen, ohne ſeine Habe mitnehmen zu dürfen. Ueber 30,000 Familien, meiſt geſchickte Handwerker, Künſtler, Kaufleute, Offiziere, Gelehrte, Staatsmänner und altadelige Geſchlechter, verließen damals Böhmen

*) Er kommt in der Geſchichte auch unter dem franzöſiſchen Namen Lamormain vor.

und wandten ſich nach Preußen, Brandenburg, Sachſen, Holland, der Schweiz und Siebenbürgen. Die confiscirten Güter der Vertriebenen, Eingekerkerten und Hingerichteten ſollen ſich auf 54 Millionen Gulden an Werth belaufen haben. Und da fragte man nicht erſt: biſt du Proteſtant oder Reformirter oder Huſſit? — ſondern Alle ohne Ausnahme, die ſich nicht zur katholiſchen Kirche bekannten, wurden mit gleichem Maaße gemeſſen, und der einfältige Kurfürſt von Sachſen, der durch ſeinen Vertrag mit dem Kaiſer das Schickſal der Lutheraner geſichert zu haben glaubte, konnte nun wohl merken, daß er der Gefoppte ſei.

Da die Bekehrung durch Lehre und Predigt nicht raſch genug von Statten ging, ſo half man mit Zwang und Gewalt nach. Im Gefolge der Jeſuiten und Capuziner erſchienen Kroaten, welche in die Häuſer der Bürger und die Hütten der Landleute drangen und die Bewohner mit bloßen Säbeln in die Meſſe trieben. An einigen Orten wandte man ſogar Hunde an, um die Leute in die Meſſe zu hetzen. Wer mit dem Uebertritt zauderte oder den geiſtlichen Ermahnungen einen hartnäckigen Widerſtand entgegengeſetzte, dem wurden oft 20—30 Soldaten in's Haus gelegt, „damit," wie der Nuntius Caraffa ſich wörtlich ausdrückte, „ſeine Drangſale ihm Einſicht verſchaffen möchten." Auf dieſe Weiſe

machte denn die Bekehrung in der That unglaubliche Fortschritte. Einer der ausgesandten Kriegsknechte, ein Freiherr von Oppersdorf, rühmte sich: „der Apostel Petrus habe durch seine Predigt 3000 Mann bekehrt; er aber habe ohne Predigt weit mehrere bekehrt.“ Ein Anderer, der Spanier Martino von Huerda, leistete ebenfalls Außerordentliches im gewaltsamen Bekehren. Nur ein Zug von ihm möge hier stehen. In dem Städtchen Bidczow ließ er sämmtliche Bürger auf's Rathhaus rufen und fragte sie, ob sie katholisch werden wollten? Als nun einer der Anwesenden im Namen der Uebrigen antwortete: „es sei schwer, eine Religion, in der man geboren und erzogen worden, so geschwind abzulegen,“ schlug Huerda mit seinem spanischen Rohre so lange auf den Sprecher los, bis die Andern, von Schrecken ergriffen, katholisch zu werden versprachen. Den Mißhandelten ließ er zur Stadt hinausjagen; die aber, welche freiwillig gehen wollten, ließ er nach der Stadt zurücktreiben. Noch schlimmere Scenen kamen in der Umgegend der Stadt Kaurzim vor, wo die Landleute sich dem Bekehrungswerke thätlich widersetzt hatten.

Wie im eigentlichen Böhmen, so ging es auch in den böhmischen Nebenländern Mähren und Schlesien her. In Mähren kam man sogar noch rascher zum Ziele, da der Cardinal Dietrichstein, der zugleich

Gouverneur des Landes und Bischof von Olmütz war, die geistliche und weltliche Gewalt in seiner Person vereinigte. Nur fand sich hier eine besondere Schwierigkeit. Der Adel wollte sich die „mähreischen Brüder," wie die dortigen Evangelischen hießen, nicht entreißen lassen, weil ihre Dienste in Haus und Feld unschätzbar und ihre Ortschaften die blühendsten im Lande waren. Selbst in dem geheimen Rathe des Kaisers fanden sie Fürsprache. Doch der Nuntius Caraffa und das katholische Prinzip siegten auch hier. Gegen 15000 mährische Brüder wurden vertrieben*).

Nachdem nun Ferdinand II. sein blutiges Glaubenswerk vollendet zu haben wähnte, krönte er es mit allem Hohn und Uebermuth eines Tyrannen. Er zerschnitt 1627 eigenhändig den Majestätsbrief, zum

*) Beiläufig sei hier noch erwähnt, daß um diese Zeit der Katholicismus auch in Ungarn die Oberhand gewann, wiewohl hier weniger durch gewaltsame Mittel, als durch die Ueberredungskunst des Erzbischofs Pazmany. Er soll gegen 50 Adelsfamilien persönlich zum Uebertritt bewogen haben, und darunter finden wir Namen, wie Zriny, Esterhazy, Erdödy, Forgacz, Balassa, Jakusith, Homonay, Thurzo. Diese Edelleute wirkten dann wieder im katholischen Sinne auf ihren Gütern; so verjagte Adam Zriny allein 20 protestantische Pfarrer und setzte katholische an ihre Stelle.

Wahrzeichen, daß Böhmens Freiheit auf ewig dahin ſein ſolle. Und ſie war es! Auf immer war verloren, was durch Johannes Huß vor zweihundert Jahren begründet, was durch den langen und blutigen Huſſitenkrieg befeſtigt, was durch Luther's Auftreten neu geboren und umgeſtaltet worden war. Der emporſtrebende Sinn der Böhmen war gelähmt. Das Land blieb fortan mit eiſernen Ketten an Oeſterreich und den Katholicismus gefeſſelt und hat nie wieder einen Verſuch gemacht, zur Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu gelangen.

Merkwürdig iſt es übrigens, daß auch in dieſem Drama vorzugsweiſe Geiſtliche die Karten miſchten. Drei Beichtväter von verſchiedenen Confeſſionen — Lämmermann, der Katholik, Abraham Sculte-tus, der Calviniſt, Hoë von Hoënegg, der Lutheraner — welchen unheilvollen Einfluß übten ſie auf den Kaiſer, den König Friedrich und den Kurfürſten Johann Georg von Sachſen, deren Gewiſſen in ihren Händen waren! Wie weit gingen ihre religiöſen Meinungen auseinander und wie ähnlich waren ſie ſich doch wieder an blindem Eifer! Möglich, daß in ihnen die volle Ueberzeugung von der Wahrheit ihrer Anſichten lebte; aber eben dieſe ſtarre theologiſche, zugleich beſchränkte und hochmüthige Anſicht, welche außerhalb des eigenen Geſichtskreiſes alle Wahrheit, Redlichkeit und Tugend leugnet, jede Abweichung verdammt, todte Gleichförmig-

keit mit Gewalt einzuführen ſtrebt und ſolcher Erfolge ſich unchriſtlich erfreut, hat die unſäglichen Leiden des dreißigjährigen Kriegs herbeigeführt. Jene drei einflußreichen Männer geben ein eben ſo ſchlagendes als warnendes Beiſpiel, daß man innerhalb jedes der drei Hauptbekenntniſſe das wahrhaft Chriſtliche vergeſſen und ſich in übertriebenen, leidenſchaftlichen Eifer verſtricken kann.

Wahrzeichen, daß Böhmens Freiheit auf ewig dahin ſein ſolle. Und ſie war es! Auf immer war verloren, was durch Johannes Huß vor zweihundert Jahren begründet, was durch den langen und blutigen Huſſitenkrieg befeſtigt, was durch Luther's Auftreten neu geboren und umgeſtaltet worden war. Der emporſtrebende Sinn der Böhmen war gelähmt. Das Land blieb fortan mit eiſernen Ketten an Oeſterreich und den Katholicismus gefeſſelt und hat nie wieder einen Verſuch gemacht, zur Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu gelangen.

Merkwürdig iſt es übrigens, daß auch in dieſem Drama vorzugsweiſe Geiſtliche die Karten miſchten. Drei Beichtväter von verſchiedenen Confeſſionen — Lämmermann, der Katholik, Abraham Sculte-tus, der Calviniſt, Hoë von Hoënegg, der Lutheraner — welchen unheilvollen Einfluß übten ſie auf den Kaiſer, den König Friedrich und den Kurfürſten Johann Georg von Sachſen, deren Gewiſſen in ihren Händen waren! Wie weit gingen ihre religiöſen Meinungen auseinander und wie ähnlich waren ſie ſich doch wieder an blindem Eifer! Möglich, daß in ihnen die volle Ueberzeugung von der Wahrheit ihrer Anſichten lebte; aber eben dieſe ſtarre theologiſche, zugleich beſchränkte und hochmüthige Anſicht, welche außerhalb des eigenen Geſichtskreiſes alle Wahrheit, Redlichkeit und Tugend leugnet, jede Abweichung verdammt, todte Gleichförmig-

keit mit Gewalt einzuführen ſtrebt und ſolcher Erfolge ſich unchriſtlich erfreut, hat die unſäglichen Leiden des dreißigjährigen Kriegs herbeigeführt. Jene drei einflußreichen Männer geben ein eben ſo ſchlagendes als warnendes Beiſpiel, daß man innerhalb jedes der drei Hauptbekenntniſſe das wahrhaft Chriſtliche vergeſſen und ſich in [illegible] Eifer verſtricken kann.

Zehntes Capitel.

Der dreißigjährige Krieg.

1618 — 1648.

Nichts Heiliges iſt mehr; es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Das Gute räumt den Platz dem Böſen
Und alle Laſter walten frei.

Schiller.

Indem wir den böhmiſchen Aufſtand geſchildert haben, haben wir eigentlich ſchon die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges begonnen; denn mit der Unterdrückung dieſes Aufſtandes ſchließt ſich ſchon der erſte Akt dieſes Krieges. Indeſſen wir hielten es für gut, jenes Ereigniß in einem beſondern Capitel vorwegzunehmen, weil nun erſt der Kampf ein allgemein-deutſcher wird, bis er ſich allmählig zu einem gemeinſam-europäiſchen erweitert. Ein bis in's Kleinſte ausgeführtes Gemälde dieſes denkwürdigen Krieges zu entwerfen, dem Gange der Feldzüge und Schlachten in's Einzelne zu

folgen, kann hier unſres Ortes um ſo weniger ſein, als aus dem Religionskriege, je mehr er an Ausdehnung gewinnt, ein Tummelplatz politiſcher Kräfte und Beſtrebungen wird. Wir begnügen uns daher, die Ergebniſſe des Kampfes mitzutheilen und die darin auftretenden Hauptperſonen mit kurzen und flüchtigen Zügen zu ſkizziren.

Mit der Niederwerfung Böhmens war die Rache Ferdinand's II. nicht geſättigt. In ſeinem eignen Lande ſollte der „Pfalzgraf" gezüchtigt werden, und ſo mußte Tilly mit dem bairiſch-ligiſtiſchen Heere aufbrechen, um, vereinigt mit den aus den Niederlanden herbeigekommenen Spaniern, die Pfalz als verfallenes Land in Beſchlag zu nehmen. Unter dieſen Umſtänden hielt es die proteſtantiſche Union für gerathen, ſich aufzulöſen, um nur nicht in die Gefahr zu kommen, ihrem ehemaligen Oberhaupte Beiſtand leiſten zu müſſen. Ende April 1621 hielt ſie ihren letzten Bundestag zu Heilbronn. So beſchloß ſie ein unthätiges Leben mit einem ſchimpflichen Tode, und während ſie ſich erſt vermeſſen hatte, Europa umzugeſtalten, gab ſie jetzt nur noch Veranlaſſung zu Spott und Hohn.

Die Pfalz beſtimmte des Kaiſers Dankbarkeit dem Herzoge von Baiern. Dem Kurfürſten von Sachſen ſchenkte er die Lauſitz. Er vertheilte die Siegesbeute; denn er glaubte den Krieg beendigt. Aber ſo weit war

es noch lange nicht. Von Neuem erhob sich die Sache des geächteten Pfälzers durch den starken Arm und die wundergleiche Kühnheit eines einzelnen Mannes, des Grafen Ernst von Mansfeld. Dieser, ein unehelicher, später jedoch anerkannter Sohn jenes Mansfeld, der einmal das Commando in den spanischen Niederlanden führte*), besaß alle Eigenschaften, die den Krieger machen. Er war ehrgeizig, voll kaltblütiger Entschlossenheit, unerschrocken und verschmitzt; er hatte tiefe Leidenschaften und in seiner Armuth einen Stachel zu kühnen Thaten. Von Gestalt war er klein, aber wohlgewachsen; dichtes blondes Haar umschattete ein unschönes Gesicht, das überdies durch eine Hasenscharte entstellt war. Seine Augen leuchteten von einem eigenthümlichen Glanze; sein abgehärteter Körper bot allen Strapazen Trotz. Er liebte die Gefahr und die Weiber, jene, ohne sie muthwillig herauszufordern, diese, ohne sich von ihnen beherrschen zu lassen. Seine Soldaten hingen an ihm, weil er freundlich mit ihnen umging, alle ihre Beschwerden theilte und ihnen, wenn sie ihre Schuldigkeit im Gefechte gethan, Alles erlaubte. Da er nichts besaß; als seinen Degen, so mußte er sich und seine Mannschaften durch Brandschatzen erhalten. Er führte einen Freibeuterkrieg; er hatte nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen.

*) I, 468.

Dieser land- und heimatlose Abenteurer war es, welcher jetzt gegen die ungeheure Uebermacht des Kaisers, der Spanier und der Liga in die Schranken trat. Man kann sich kaum etwas Verwegeneres denken! Doch Mansfeld vertraute seinem Stern. Von Böhmen hatte er sich nach der Oberpfalz gewendet. Hier sammelte sich um seine aufgepflanzte Fahne der größte Theil der abgedankten Unionstruppen, so daß sein Heer bald auf 20,000 Mann angewachsen war; dazu stieß Herzog Wilhelm von Weimar mit 3600 Mann. Unwissend, wohin dieser Schwarm sich stürzen würde, zitterten schon alle benachbarten Bisthümer, deren Reichthum ihn anlocken konnte. Aber von Tilly in's Gedränge gebracht, konnte sich Mansfeld nur dadurch retten, daß er sich mit dem feindlichen Befehlshaber in Unterhandlungen einließ und, nachdem er ihn dadurch sicher gemacht, unerwartet in der Nacht entwich. Ein kluger und kühner Marsch brachte ihn in die Rheinpfalz, wo er eben noch zu rechter Zeit ankam, um die Stadt Frankenthal, die von den Spaniern unter Cordova belagert wurde, zu entsetzen. Tilly eilte nach; doch der windschnelle Mansfeld war schon wieder weit weg und ließ seine Truppen in dem fetten Elsaß ausruhen. Plötzlich aber erschien er wieder in der Rheinpfalz, schlug unter glücklicher Benutzung der Umstände den überraschten Tilly am 29. April 1622 bei Wiesloch und belebte

durch dieſen Sieg die Hoffnungen des in Holland weilenden Pfalzgrafen dergeſtalt, daß er eilends herbeikam, um die Wiedereroberung ſeines Landes durch perſönliches Mitwirken zu befördern.

Mittlerweile hatte, durch Mansfeld's Thaten ermuntert, ein zweiter Abenteurer, dieſer jedoch von erlauchter Geburt, den Schauplatz des erneuten Kriegs betreten. Herzog Chriſtian von Braunſchweig, ein nachgeborner Sohn des Herzogs Heinrich Julius, war urſprünglich für die Kirche beſtimmt, ſeiner Natur nach aber ein Krieger im gewaltigſten Sinne des Worts. Ueberall ſetzte er mit heroiſchem Leichtſinn ſein Leben auf's Spiel, verachtete den Tod und ging in die Schlachten wie zu luſtigen Feſten. Er führte den Titel „Adminiſtrator von Halberſtadt" und zog aus den nicht eben reichlichen Einkünften dieſes Bisthums ſeinen Unterhalt; im Volke nannte man ihn nur „den tollen Herzog." Von früher Jugend an dem Waffenhandwerk mit Vorliebe zugethan, hatte er ſich in den niederländiſchen Kriegen zum Soldaten gebildet. Arm und länderlos, brauchte er Glück und Beute. Dazu kam ein natürlicher Hang zu Abenteuern, die Begierde, ſich einen Namen zu machen, und ein lebhafter Durſt nach Ehren und Auszeichnungen. Der Krieg war alſo ſein eigentliches Element. Nun glaubte er dem Grafen von Mansfeld das Geheimniß abgelernt zu haben, eine Armee von

zwanzigtausend Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten. Er ließ daher die Werbetrommel rühren und sammelte in Niedersachsen ein Heer von 15,000 Mann, welchem die Vertheidigung Friedrich's und der deutschen Freiheit den Namen leihen mußte. Damit stürzte er sich verheerend über die niedersächsischen, westphälischen und endlich auch über die oberrheinischen Bisthümer. Obgleich dem Namen nach selbst Geistlicher, zeigte er sich doch allenthalben als die furchtbarste Geißel derselben. Ohne Bedenken vergriff er sich an den Heiligthümern der katholischen Kirche. In Paderborn, wo er Winterquartier hielt, fand er die goldene Standsäule des heiligen Liborius. Er umarmte sie, bedankte sich lachend bei dem Heiligen, daß er so lange auf ihn gewartet habe, und eignete sich das Gold, woraus er Dukaten prägen ließ, als gute Beute zu. Eben so machte er es in Münster mit den silbernen Bildsäulen der zwölf Apostel. „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!" sagte er, ließ sie einschmelzen und Thaler daraus schlagen mit der Inschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!" In seinem Heere hielt er eigene „Brandmeister," welche das Anzünden der Dörfer und Städte kunstmäßig betrieben. Er war ein wilder Gesell. Und doch wohnte in dieser rauhen Brust die Liebe zu einem Weibe. Während seiner Anwesenheit in den Niederlanden hatte er die Gattin des vertriebenen Böhmenkönigs,

die eben so schöne als stolze Elisabeth kennen gelernt und sofort die heftigste Leidenschaft für sie gefaßt. Nach Rittersitte steckte er den Handschuh seiner Dame an seinen Hut und schwur, ihn nicht eher ab- und die Waffen niederzulegen, bis er ihren Gemahl wieder in seine Länder und Würden eingesetzt habe. Auf seine Fahnen ließ er die Worte schreiben: „Alles für Gott und für sie!“

Auch ein dritter Vorkämpfer hatte für die Sache Friedrich's und des Protestantismus das Schwert erhoben. Dies war der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach. Ihn schienen edlere Beweggründe zu treiben, als die bloße Kriegslust. Lange schon hatte er Geschütz gießen lassen und Kriegsvorräthe aller Art aufgehäuft, ohne daß man wußte, welche Unternehmung er beabsichtigte. Jetzt durch Mansfeld's Erfolge befeuert, warb er rasch ein Heer von 15,000 Mann und brach nach der Pfalz auf, um sich mit dem Grafen zu vereinigen. Seine Markgrafschaft hatte er vorher seinem Sohne abgetreten, um sie durch diesen Kunstgriff der Rache des Kaisers zu entziehen, wenn das Glück etwas Menschliches über ihn verhängen sollte.

Nun war die Reihe an Tilly, auf seine Sicherheit zu denken. In größter Eile zog er die Truppen des spanischen Generals Cordova an sich und wich vor den Verbündeten bis Heilbronn zurück. Unbegreiflicher Weise

trennte ſich in dieſem Augenblicke der Markgraf wieder von dem Mansfelder. Sei es, daß ſich beide Feldherren über die zu ergreifenden Maaßregeln nicht einigen konnten, ſei es, daß Beider Schaaren nicht auf einem Boden Raum hatten, ſei es, daß der Markgraf ein zu hohes Vertrauen auf ſeine Kriegskunſt ſetzte und ſeinen Gegner zu gering anſchlug, genug, er rückte allein auf Tilly los. Am 6. Mai 1622 traf er mit ihm bei Wimpfen am Neckar zuſammen, und unverzüglich entbrannte die Schlacht. Tilly, dem Markgrafen an Feldherrngeiſt und Truppenzahl überlegen, ſiegte. Hierbei begünſtigte ihn beſonders der Umſtand, daß auf badiſcher Seite einige Pulverkarren aufflogen und das markgräfliche Heer in Verwirrung brachten. Dieſe Unordnung benutzend, warf Tilly alle Schwadronen der ſchweren ſpaniſch-neapolitaniſchen Reiterei auf die feindlichen Schaaren. Hierdurch wurde die Entſcheidung herbeigeführt. Das Gemetzel war furchtbar und die Niederlage des Markgrafen vollſtändig. Mit 12 Wunden bedeckt, fiel der junge Herzog Magnus von Würtemberg an der Spitze ſeines Regiments. Auch der Herzog Wilhelm von Weimar und der Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfeld blieben auf dem Platze. Der Markgraf ſelbſt war in höchſter Gefahr, gefangen oder getödtet zu werden. Nur der aufopfernde Heldenmuth von vierhundert Pforzheimer Bürgern rettete

ihn. Diese, von ihrem Bürgermeister Deidesheim geführet und wegen ihrer weißen Waffenröcke „das weiße Regiment“ genannt, bildeten einen lebendigen Wall um ihren Fürsten und hielten den Andrang des ganzen feindlichen Heeres auf. Vergebens bot ihnen Tilly Gnade an, wenn sie sich ergeben wollten. Sie kämpften fort und fielen glorreich bis auf den letzten Mann, Deutschlands Geschichte mit einem durch alle Zeiten strahlenden Beispiel männlicher Seelengröße bereichernd. Unterdessen hatte der Markgraf Zeit gewonnen, mit dem Rest seiner Truppen sich zu retten. Tilly, erschreckt durch die spartanische Tapferkeit der Vierhundert, beunruhigte seinen Rückzug nicht.

Nachdem der eine Gegner geschlagen war, wandte sich Tilly rasch gegen den andern, den Mansfelder, und brachte ihm eine Schlappe bei Darmstadt bei. Aber schon nahm ein neuer Feind seine Thätigkeit in Anspruch. Der wilde Herzog Christian zog sengend und plündernd durch die Abtei Fulda und das Hochstift von Würzburg heran, um sich mit Mansfeld zu vereinigen. Tilly rückte ihm entgegen, griff ihn am 20. Juni 1622 bei Höchst am Main an und schlug auch ihn. Christian's ganzes Fußvolk wurde vernichtet, und nur die Reiterei brachte er mit zu Mansfeld. Tilly, der die Beiden nicht zu Athem kommen lassen wollte, bedrängte sie von Neuem, und da dieselben sich zu

schwach fühlten, um ein Zusammentreffen mit der feindlichen Uebermacht zu wagen, so fielen sie in das Elsaß ein, um sich hier, natürlich auf Kosten der unglücklichen Bewohner, zu erholen und zu neuen Unternehmungen zu kräftigen.

König Friedrich, der nicht viel anders denn als ein flüchtiger Bettler mit dem Heere herumzog, das ihn als seinen Herrn erkannte und mit seinem Namen sich schmückte, nährte damals die Hoffnung, durch die Bemühungen seiner Verwandten und Freunde die Verzeihung des Kaisers zu erhalten, und um dieselbe zu beschleunigen, entließ er am 13. Juli 1622 den Braunschweiger und den Mansfelder seiner Dienste. Unbekümmert hierüber, schalteten die beiden kühnen Parteigänger am Rheine nach wie vor. Sie ließen den zaghaften Friedrich, der mehr von diplomatischen Unterhandlungen, als von den Waffen erwartete, getrost nach Holland zurückgehen und wandten sich ihrerseits nach Lothringen und den französischen Grenzen, um den Hugenotten, die damals von Ludwig XIII. bedrängt wurden, ihr Schwert anzubieten. Sie konnten den Krieg nicht aufgeben, selbst wenn sie gewollt hätten, weil sie außer Stande waren, ihr Heer abzulohnen.

Ludwig XIII. erschrak ob der Ankunft solcher Gäste und zog bedeutende Truppenmassen zusammen, um sie

aufzuhalten. Um die nämliche Zeit erging von Seiten Hollands, dessen zwölfjähriger Waffenstillstand mit Spanien*) seit einem Jahre zu Ende gegangen war, die Einladung an die beiden Kriegsfürsten, auf einige Monate in ihre Dienste zu treten. Christian und Mansfeld hießen die Einladung willkommen, wandten sich von Frankreich ab und führten nun ihre gefürchteten Schaaren nach den Niederlanden. Bei Fleurus verlegte ihnen General Cordova den Weg. Sie stürzten sich unverweilt auf ihn und lieferten ihm (am 28. August 1622) eine blutige Schlacht, die ein kühner Reiteranangriff Christians zu Gunsten der Verbündeten entschied. Die Spanier verloren 4000 Mann nebst Geschütz und Gepäck. Aber auch die Evangelischen hatten bedeutenden Verlust. Unter den Todten befand sich Herzog Friedrich von Weimar, ein älterer Bruder des nachmals so berühmt gewordenen Bernhard. Dem Herzoge Christian selbst wurde durch eine Drahtkugel der linke Arm so schrecklich zerschossen, daß er ihn ablösen lassen mußte. Später trug er einen eisernen Arm, der so kunstvoll gefertigt war, daß er ihn bewegen und mit der Hand Alles greifen konnte.

Abgemattet und hungrig, doch mit verzweiflungsvoller Entschlossenheit, setzten die Verbündeten ihren Marsch

*) I. 471.

fort. Bei Breda vereinigten sie sich mit dem Prinzen Moritz von Oranien, und obwohl ihre Streitmacht durch Gefechte und Krankheiten sehr verringert war, so ging doch ein solcher Schrecken vor ihrem Namen her, daß der spanische Feldherr Spinola, der eben vor Bergen-op-Zoom lag, die Belagerung dieser Stadt nicht weiter fortzusetzen wagte, sondern sich zurückzog. Einige Monate dienten nun die beiden deutschen Kriegshäupter unter den Fahnen der holländischen Republik gegen die Spanier. Als man sie auch hier nicht mehr brauchte, indem man sich ohne fremde Hilfe durchzukommen getraute, ging Mansfeld nach Ostfriesland und Christian nach Niedersachsen, um Winterquartiere zu nehmen.

Inzwischen hatte Herzog Maximilian von Baiern die Oberpfalz, Tilly die Unter- oder Rheinpfalz unterworfen. Heidelberg, Mannheim und Frankenthal, die letzten festen Plätze, welche noch die Sache ihres angestammten Fürsten aufrecht erhielten, wurden mit stürmender Hand genommen. Und nun hatten es auch die Protestanten der Pfalz zu empfinden, daß sie in die Hände katholischer Sieger gefallen waren. Nicht nur in der Pfalz und Zweibrücken, sondern auch in den benachbarten kleineren Reichsstädten wurden die evangelischen Prediger vertrieben und der katholische Gottesdienst wiederhergestellt. Die schöne Bibliothek von Heidelberg wanderte als ein Geschenk Maximilians von Baiern an

den Papst Gregor XV. nach Rom. Ein Beweis, daß Max die Pfalz schon als sein Eigenthum betrachtete. Und sie wurde es. Dem vertriebenen Friedrich half es nichts, daß er sich von seinen tapfern Vertheidigern losgesagt und um die Gnade des Kaisers gebettelt hatte. Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg 1623 verlieh Ferdinand II. nicht nur die pfälzische Kurwürde an den Herzog von Baiern, sondern belehnte diesen auch mit der Oberpfalz, als Ersatz für die aufgewendeten Kriegskosten. Die Unterpfalz blieb einstweilen von den Spaniern besetzt. Es fehlte zwar nicht an einzelnen Stimmen, welche sich gegen die gänzliche Ausschließung des ehemaligen Besitzers erhoben, allein die mächtigeren Reichsstände stimmten bei, und so ging der Wille des Kaisers durch. Dem Kurfürsten von Sachsen war mit der Lausitz der Mund gestopft worden. Wie Judas seinen Herrn und Meister, so verkaufte er um ein Stück Land die protestantischen Interessen.

Es hätte jetzt bei Ferdinand gestanden, dem Kriege ein Ende zu machen; er durfte nur seinen Sieg mit Mäßigung benutzen. Aber Mäßigung war diesem hochfahrenden Geiste nicht gegeben. Er wollte seine Feinde nicht nur unschädlich machen, sondern gänzlich verderben, und eben dadurch schuf er sich neue Feinde. Die niedersächsischen Fürsten und Städte sahen mit Schrecken die immer drohender um sich greifende Macht des Kaisers

und des Katholicismus. Sie hielten es für nöthig, Vorbereitungen zu ihrer Sicherheit zu treffen; sie veranstalteten daher einige Rüstungen und ernannten den eben anwesenden Christian von Braunschweig zu ihrem Kreisfeldherrn. Leider fehlte auch hier, wie früher in der Union, Einigkeit und Neigung, für das gemeinsame Wohl Anstrengungen zu machen. Deshalb legte Christian schon nach vier Wochen sein neues Amt nieder, um seine eignen Pläne zu verfolgen. Bald hatte er mit Hülfe der Herzöge Johann Ernst und Bernhard von Weimar, die ihm 5000 Mann zuführten, wieder ein ansehnliches Heer beisammen, womit er gerades Wegs in Böhmen eindringen wollte. Aber Tilly rückte ihm mit 20,000 Mann an die Weser entgegen. Der Kurfürst von Sachsen ließ den Braunschweiger nicht durch sein Land, und so zog sich dieser nach Westphalen zurück, um sich mit Mansfeld zu vereinigen, der von Ostfriesland herbeieilte. Die Vereinigung Beider konnte indeß nicht stattfinden, da Christian am 6. August 1623 bei Stadtlohn*) im Münsterschen von Tilly erreicht wurde. Der alte Held erfocht mit seinen wohldiscipli-

*) Loo oder Stadtloo, wie der Ort in den meisten Geschichtsbüchern genannt wird, findet sich in keinem geographischen Lexicon.

nirten Truppen einen eben so leichten als entscheidenden Sieg über die zuchtlosen Schaaren Christian's. Der geschlagene Feldherr flüchtete nach Holland, gefolgt von etwa 4000 Mann. Alle übrigen waren entweder getödet oder gefangen. Unter den Gefangenen befanden sich zwei sächsische Herzöge, Wilhelm von Weimar*) und Friedrich von Altenburg. Sie wurden nach Wien geschafft. Hier erwarb sich Wilhelm von Weimar durch seine Geschicklichkeit im Drechseln, was er als Knabe in seinen Mußestunden erlernt hatte, die Gunst der Kaiserin in so hohem Grade, daß sie ihm nach 16 Monaten seine Freiheit verschaffte.

Durch die Niederlage Christian's bei Stadtlohn waren zugleich auch Mansfeld's Hoffnungen für den

*) Es könnte merkwürdig scheinen, daß sich so viele Weimaraner in die damaligen Kriegshändel verwickelt finden. Aber man muß wissen, daß Herzog Johann III. 8 Söhne hinterließ, von denen Alle, mit Ausnahme des Erstgebornen, der das Herzogthum erbte, in fremde Kriegsdienste gingen. Herzog Bernhard war der Jüngste und Berühmteste von ihnen. Ehrenvoll ist es für sie, daß sie immer auf protestantischer Seite standen. Wie die Oranier für die Befreiung der Niederlande, so opferten die weimarischen Heldenbrüder für die Sache der Glaubensfreiheit in Deutschland Blut und Leben.

Augenblick vereitelt. Da er einsah, daß er gegen Tilly mit seinem schwachen Heerhaufen nichts ausrichten konnte, so entließ er ihn einstweilen und eilte ungebeugten Muthes nach London, wo er Alles aufbot, um König Jakob I. zum Beistand seines unglücklichen Schwiegersohnes zu bewegen.

So stand denn kein Feind mehr wider den Kaiser in Waffen. Denn auch Bethlen Gabor von Siebenbürgen, welcher, von dem Grafen von Thurn und ander Flüchtlingen ermuntert, während des deutschen Krieges zweimal den Waffenstillstand gebrochen und selbst nach der Krone Ungarns gegriffen hatte, erneuerte, durch einige Abtretungen beschwichtigt, den Frieden. In dem Kriege wieder ihn hatten jedoch die tapfern Feldherren des Kaisers, Dampierre und Boucquoi, Ersterer vor Preßburg, Letzterer vor Neuhäusel, den Tod gefunden.

Abermals stand es in der Macht des Kaisers, einen billigen Frieden zu schließen. Er aber, von Rachsucht und Glaubenseifer getrieben, versagte Deutschland und der Welt diese Wohlthat. Weit entfernt, die Truppen Tilly's auseinander gehen zu lassen, vermehrte er dieselben noch, um durch sie den harten Edicten, womit er den auf den Religionsfrieden gebauten Rechtszustand der Protestanten zu vernichten gedachte, den gehörigen Nachdruck zu geben. Hierdurch erregte er aber nicht nur das Mißtrauen derjenigen evangelischen Für-

ſten Deutſchlands, die bis jetzt parteilos geblieben wären, ſondern auch die Eiferſucht des Auslandes, und namentlich waren es England und Frankreich, welche ſich die Hand boten, um dem übermäßigen Anſchwellen der öſtreichiſch-ſpaniſchen Macht und etwaigen Eroberungsideen des Kaiſers entgegen zu treten. Auch die Republiken Holland, Venedig und Graubündten wurden in's Intereſſe gezogen, und ſo entſtand ein Bund, der über bedeutende Mittel zu gebieten hatte. Da indeß viele Gründe vorhanden waren, welche es für die betreffenden Staaten räthlich machten, einen offenen Kampf mit dem Kaiſer zu vermeiden, ſo beſchloſſen die verbündeten Mächte, ſich vor der Hand mit einer indirecten Unterſtützung der alten Feinde des Kaiſers zu begnügen. Demgemäß wurde zuvörderſt dem Grafen von Mansfeld wieder auf die Beine geholfen. Man ſtellte ihm bedeutende Geldmittel zur Verfügung. Damit ſammelte er in England ein ſtattliches Heer, fuhr auf engliſchen Schiffen nach Holland, vereinigte ſich hier mit ſeinem alten Waffengefährten, Chriſtian von Braunſchweig, und rückte mit ihm im Frühjahr 1625 in's Cleviſche vor.

Gleichzeitig zog auch von einer andern Seite ein ſchweres Ungewitter gegen den Kaiſer heran. Die Truppen Tilly's, welche in Niederſachſen lagen, hatten dort auf eine ſo abſcheuliche und unmenſchliche Weiſe gehauſt,

daß die Stände des niederſächſiſchen Kreiſes zu dem verzweiflungsvollen Entſchluſſe gekommen waren, lieber Alles zu wagen, als ſolche Unbill länger zu dulden. Sie verſtändigten ſich mit Chriſtian dem Vierten, König von Dänemark, und da dieſer nicht mit Unrecht fürchtete, daß auch ſeine deutſchen Beſitzungen, Holſtein und Jütland, ein Beute Tilly's werden möchten, ſo ließ er ſich leicht bewegen, die Ernennung zum Oberſten des niederſächſiſchen Kreiſes anzunehmen und den unvermeidlich gewordenen Krieg gegen die feindlichen Dränger vorzubereiten. England ſagte ihm Unterſtützung zu; Cardinal Richelieu, der damals das Staatsruder in Frankreich lenkte und ein geſchworner Feind Oeſterreichs war, ſteuerte eine Million Livres zu den Kriegskoſten bei; Dänemark ſelbſt, ſo wie die Fürſten und Städte Niederſachſens ſtrengten alle Kräfte an, um ein achtunggebietendes Heer zuſammenzubringen, und ſo wurde es Chriſtian in der That möglich, eine Streitmacht von 60,000 Mann zu verſammeln. Damit drang er in's Braunſchweigiſche vor.

Kaiſer Ferdinand war einigermaßen überraſcht, als er plötzlich wieder zwei proteſtantiſche Armeen im Felde ſah, nachdem kurz vorher die proteſtantiſchen Schaaren wie weggetilgt vom deutſchen Boden geweſen waren. Er verſuchte anfangs den Dänenkönig durch Ermahnungen und Drohungen zur Niederlegung der Waffen zu

vermögen; da dies aber nichts fruchtete, so mußte er auch auf Verstärkung seiner Streitmittel bedacht sein. Ein eigenes Heer zu haben, gehörte längst zu Ferdinand's Lieblingswünschen. Es lag etwas Beschämendes für ihn darin, daß er Alles, was er bis jetzt in Deutschland errungen, den Waffen Baierns und der Ligue zu danken hatte. Diese Abhängigkeit von dem guten Willen seiner Bundesgenossen vertrug sich schlechterdings nicht mit seinen weitaussehenden Entwürfen. Aber wie konnte er anders die ersehnte Unabhängigkeit erlangen und sich seine Ueberlegenheit in Deutschland sichern, als durch eine ansehnliche, von ihm selbst aufgestellte Heeresmacht? Leider schien die Erfüllung dieses Wunsches eine Sache der Unmöglichkeit zu sein. Die Cassen des Kaisers waren leer, seine Länder erschöpft. Sollte einmal eine Armee in's Feld gestellt werden, so mußten es wenigstens 20,000 Mann sein. Mit welchen Mitteln aber sollten die ungeheuren Kosten zu einer solchen Kriegsrüstung bestritten werden? Und wo war der Feldherr, der die Truppen hätte führen können?

Unter diesen Umständen konnte dem Kaiser nichts willkommener sein, als der Antrag, womit ihn einer seiner Feldobersten überraschte. Graf Wallenstein war es, ein verdienter Krieger, der reichste Edelmann in Böhmen. Er erbot sich, auf eigene Kosten für den

Kaiſer ein Heer auszurüſten, wenn man ihm nur den unbeſchränkten Oberbefehl darüber geben und ihn ſpäter durch eroberte Länder und Provinzen entſchädigen wolle. Der Vorſchlag erſchien im höchſten Grade abenteuerlich, und man war anfangs in Wien ſehr geneigt, ihn als die chimäriſche Geburt eines brauſenden Kopfes zu verlachen. Indeſſen der Drang der Umſtände half über viele Bedenklichkeiten und Zweifel hinweg, und ſo beſchloß man, es mit dem verwegenen Mannne zu verſuchen. Man ſprach von 20,000 Mann; allein das verwarf Wallenſtein ſtandhaft. „Ein Heer wie dieſes," ſagte er, „muß vom Brandſchatzen leben; 20,000 Mann kann ich auf dieſe Weiſe nicht ernähren; aber mit 50,000 Mann kann ich fordern, was ich will." Neues Staunen und Kopfſchütteln in Wien. Doch Wallenſtein ging friſch an's Werk. Er ſchlug Werbeplätze in Böhmen, Franken und Schwaben auf, und ehe ein paar Monate in's Land gegangen waren, ſtanden 20,000 Mann unter den Waffen, mit welchen er die öſterreichiſche Grenze verließ. Bald darauf erſchien er ſchon mit 30,000 Mann an der Grenze von Niederſachſen. Der Kaiſer hatte zu der ganzen Ausrüſtung nichts gegeben, als ſeinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, Ausſicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung auf reiche Beute lockten aus allen Gegenden Deutſchlands kühne Abenteurer unter Wallenſtein's Fahnen, und ſogar regierende Fürſten, von

Ruhmbegierde oder Gewinnſucht gereizt, erboten ſich Regimenter für ihn aufzuſtellen.

So ſtanden nunmehr den beiden proteſtantiſchen Heeren auch zwei katholiſche gegenüber, geführt von zwei Feldherren, von denen der Eine eine ruhmvolle Vergangenheit hinter ſich, der Andere eine glänzende Zukunft vor ſich hatte. Tilly und Wallenſtein, welche Namen! Welche furchtbare Doppelmacht, die ſich gegen den Proteſtantismus erhob! Es iſt nöthig, die Perſönlichkeit dieſer beiden Männer etwas genauer zu betrachten.

Johann Tzerklas, Graf von Tilly, geboren 1559, ſtammte aus einer walloniſchen Adelsfamilie, die in der Nähe der brabantiſchen Stadt Gembloux ein kleines Beſitzthum hatte. Von den Jeſuiten erzogen, ward er erſt zum geiſtlichen Stande beſtimmt, und auch dann, als er, durch die Verhältniſſe bewogen, den Kriegerſtand dem prieſterlichen vorzog, bewahrte er unter dem Waffenrocke eine ſtrenge Mönchsmoral. Er hatte unter Alba in den Niederlanden gedient und nach ſeinem Muſter ſich gebildet. Wie dieſer, war er aus voller Ueberzeugung fanatiſcher Katholik. Kein Tag verging, ohne daß Tilly ſeine zwei Meſſen gehört und ſein Brevier richtig gebetet hätte, und wo der Tag nicht ausreichte, nahm er die Nacht dazu. Er war ſtreng in ſeinen Sitten, ſchroff in ſeinem Ketzerhaſſe. Er blieb unverehelicht, und, ob-

Wohl sonst nicht zum Selbstlob geneigt, rühmte er sich doch gern, daß er nie betrunken gewesen sei, nie ein Weib berührt und nie eine Schlacht verloren habe. Seine Keuschheit und Mäßigkeit zeugen allerdings von Selbstbeherrschung, standen aber sicher auch mit Härte und Kälte des Gemüths in Verbindung. Seine Krieger ehrten in ihm den Helden und den strengen Gottesdiener zugleich; aber mehr noch mochte er sie dadurch an sich fesseln, daß er ihren Lüsten und Begierden auf Kosten der Länder und Einwohner freien Lauf ließ. Die Geistlichen priesen ihn als ein auserwähltes Werkzeug des Herrn und nannten ihn den „deutschen Josua." Wegen seiner tapfern Thaten in Ungarn und Böhmen wurde er von Kaiser Ferdinand 1623 aus dem Freiherrn- in den Grafenstand erhoben. Nach den Siegen von Wimpfen, Höchst und Stadtlohn sollte er zum Ritter des goldnen Vließes ernannt werden, was er jedoch ablehnte. Ueberhaupt soll er für seine Person weder titelsüchtig, noch habgierig gewesen sein. Wenn er Geschenke erhielt, vertheilte er sie unter seine Offiziere. Nichtsdestoweniger wird von einigen Geschichtsschreibern behauptet, daß er starkes Gelüsten nach dem Herzogthum Braunschweig-Kalenberg getragen habe. Tilly's Aussehen war unheimlich und erinnerte an den Herzog Alba. Die Gestalt war kräftig, aber mager, die breite Stirn voller Runzeln, die Augen groß, aber finsterblickend, die Wan-

den eingefallen, die Backenknochen hervorſtehend, Naſe und Kinn lang, der Schnurrbart ſtark, der Knebelbart lang und ſpitz und das graue Haar wirr und bartig. Bekleidet war er gewöhnlich mit einem grünen Atlaswamms; auf dem Kopfe trug er einen kleinen Hut mit einer langen rothen Feder, die ihm über den Rüken herabhing. Auf der Bruſt pflegte er eine geweihte Hoſtie zu tragen, von der er feſt glaubte, daß ſie ihn in Schlachten bewahre.

In Tilly alſo haben wir einen Mann, der für einen Religionskieg ganz geſchaffen ſchien, weil er ihn mit Ueberzeugung führte. Nicht alſo Wallenſtein, oder, wie er mit ſeinem vollen Namen hieß, Albrecht Wenceslaus Euſebius von Waldſtein. Geboren im Jahre 1583, war er 24 Jahre jünger, als Tilly. Er ſtammte aus einer der adeligen Familien Böhmens, die zur evangeliſchen Lehre ſich bekannten; aber ſchon in frühen Jahren trat er, von äußern Verhältniſſen beſtimmt, zur katholiſchen Kirche über und ward, wie einſt Tilly, ein Schüler der Jeſuiten. Schon als Knabe verrieth er einen feurigen, hochſtrebenden Geiſt. Weil der Unterricht ſeinem Freiheitsgefühl nicht zuſagte, lernte er wenig. Weder in dem Jeſuitencollegium zu Ollmütz, noch auf der Schule zu Goldberg in Schleſien vermochte man ſeinen unbändigen Sinn zu zähmen. Auf der Univerſität Altdorf, wo er ganz ohne Zwang

leben, kümmerte er sich ebenfalls wenig um die Wissenschaften, sondern überließ sich den tollsten Ausschweifungen. Nach geendigter akademischer Laufbahn trat er an dem Hofe zu Innsbruck als Page in Dienst. Hier stürzte er einst, ohne sich zu beschädigen, vom dritten Stockwerke herunter. Von da an hielt er sich für einen besondern Günstling des Glücks. Eine Reise, die er hierauf in Gesellschaft eines reichen Edelmanns, Licek von Riesenburg, durch den größten Theil Europas unternahm, führte ihn in die Hauptstädte und an die Höfe Englands, Frankreichs, Spaniens, Hollands und Italiens. Hier erweiterte er seine Menschenkenntniß und stellte sorgfältige Beobachtungen über die Staats- und Kriegsverfassung der verschiedenen Völker an. In Padua, wo er seinen akademischen Studien eine größere Ausdehnung zu geben wünschte, wurde Argoli, der ihn hohen Kriegsruhm in den Sternen lesen ließ, sein Lehrer in der Sterndeutekunst, auf die er sein ganzes übriges Leben hindurch ein unwandelbares Vertrauen setzte. Doch ver-versäumte er auch nicht, sich tiefe praktische Klugheit zu erwerben. Als der Mann einer alternden Wittwe, Lucretia von Landeck, gerieth er zwar durch eine Arzenei, die seine Liebe zu ihr feuriger machen sollte, in Lebensgefahr; aber er erbte auch ihre großen Reichthümer, als sie 1614 starb. Hierdurch wurde es ihm möglich, sich zahlreiche Freunde zu erwerben und mit Glanz in der

Welt aufzutreten. Dem Hause Oesterreich diente er in mehreren Feldzügen gegen Türken, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen. Der Schlacht am weißen Berge wohnte er als Oberster bei, und später schlug er als Generalmajor eine ungarische Armee in Mähren. Die Dankbarkeit des Kaisers belohnte ihn mit einem beträchtlichen Theil der nach dem böhmischen Aufruhr confiscirten Güter. Unter Anderm erhielt er die böhmische Herrschaft Friedland nebst dem Reichsgrafentitel (1622), worauf im folgenden Jahre auch noch seine Erhebung zum Fürsten von Friedland folgte, welche Würde später in die eines Herzogs verwandelt wurde. Zum zweitenmal verheirathete sich Wallenstein mit der Tochter des Grafen von Harrach, des vertrautesten Ministers Ferdinand's II., und wie ihn diese Verbindung einerseits in seiner Ergebenheit für das habsburgische Kaiserhaus befestigte, so erleichterte sie ihm anderseits das Einherschreiten auf der Bahn des Ruhms und des Ehrgeizes.

Schon Wallensteins Aeußeres deutete den hochgebietenden Mann an. In seinem langen, von keinem Lächeln erheiterten Gesichte schloß sich an die kleinen schwarzen Augen, an die buschigen, stets zusammengezogenen Brauen eine hohe, von mannigfachen Furchen durchkreuzte Stirn. Aus seinen geheimnißvollen Mienen leuchtete bei aller Kälte ein Strahl von Wohlwollen her-

vor. Dem gemeinen Krieger schien er ein unbegreifliches Wesen. Ein wunderliches Grauen kam alle Soldaten an, wenn der hochgebaute Mann durch die Gassen des Lagers schritt. Er sprach wenig, aber mit Nachdruck; er war karger mit Worten, als mit Geschenken. Den Befehlshabern versagte er nie ein gebührendes Lob. Tapfere Thaten belohnte er mit mehr als königlicher Freigebigkeit; Feigheit bestrafte er mit dem Tode. „Laßt die Bestie hängen!" rief er in solchen Fällen, und damit war das Todesurtheil, von dem keine Appellation stattfand, gesprochen. Seine Sorgfalt erstreckte sich bis auf die kleinsten Bedürfnisse seiner Truppen; dafür verlangte er aber Unerschrockenheit und Gehorsam. Unterwürfigkeit gegen seine Befehle galt ihm fast noch mehr, als Tapferkeit, weil durch diese nur der Soldat, durch jene der Feldherr handelt. Er übte die Folgsamkeit der Krieger durch eigensinnige Verordnungen, und lohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen, auch in Kleinigkeiten, mit Verschwendung, weil er den Gehorsam höher, als den Gegenstand schätzte. Bei diesem kraftvollen und selbstständigen Geiste mußte nun einmal, selbst in den unbedeutendsten Dingen, selbst in der Weise des Trommelschlägers, Alles nach seiner Laune gehen. Unbekümmert um die Religion, behielt er stets nur sich und seine Entwürfe im Auge. Die katholischen Dogmen hatten in seiner Seele bei weitem nicht so tiefe Wurzel

gefaßt, wie in der Tilly's. Sein freier Sinn und heller Verſtand erhob ihn über die Religionsvorurtheile ſeines Jahrhunderts, und die Jeſuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr Syſtem durchſchaute und in dem Papſte nichts als einen römiſchen Biſchof ſah. Aber auch er konnte die Jeſuiten nicht leiden und gab zu verſchiedenen Malen ſeinen Haß gegen ihre Umtriebe zu erkennen. Er widerſetzte ſich ſogar manchen Mißbräuchen in der katholiſchen Kirche, und erregte nicht ſelten durch duldſame Aeußerungen in Bezug auf die Proteſtanten, das Mißfallen der Rechtgläubigen. Das kümmerte ihn indeß wenig. Seine Soldaten, wenn ſie ſonſt ihre Pflicht thaten, wurden weder nach ihrem Glauben, noch nach ihren Sitten gefragt. Hatten ſie ihren Dienſt gethan, ſo ließ er ihnen unbedingte Freiheit, zu thun, was ſie wollten; mochten ſie beten oder zechen, fromme Lieder ſingen oder den letzten Heller im Würfelſpiel verſpielen, ihm, dem Führer, war das einerlei. Aber ſeine Krieger fühlten ſich auch weder als Katholiken, noch als Proteſtanten, weder als Deutſche, noch als Nichtdeutſche, ſondern als Wallenſteiner. Sie waren losgetrennt von Religion und Vaterland. Der Feldherr, der ſie zum Siege führte, war ihr Gott, das Lager ihre Heimath. Sie bildeten einen ungeheuern, tauſendgliederigen Körper, deſſen Seele lediglich Wallenſtein war. Als eine ſeltſame Eigenheit dieſes außerordentlichen Mannes

verdient noch angeführt zu werden, daß er das Krähen des Hahnes nicht vertragen konnte und daß er es ungern ſah, wenn ihn Jemand ſcharf in's Auge faßte. In ſeiner Kleidung liebte er den Wechſel. Am häufigſten trug er jedoch einen Reiterrock von Elennsleder, Scharlachhoſen, Scharlachmantel und einen Hut mit blutrother Feder.

Einem Befehle des Kaiſers zufolge, ſollte Wallenſtein ſein Heer zu der ligiſtiſchen Armee unter Tilly ſtoßen laſſen. Aber längſt ſchon eiferſüchtig auf Tilly's Kriegsruhm, bezeigte er keine Luſt, die Lorbeern dieſes Feldzugs mit ihm zu theilen und im Schimmer von Tilly's Thaten den Ruhm der ſeinigen zu verlieren. Sein Kriegsplan unterſtützte zwar die Operationen des Letztern; aber ganz unabhängig von denſelben führte er ihn aus. Da ihm die Quellen fehlten, aus welchen Tilly die Bedürfniſſe ſeines Heeres beſtritt, ſo mußte er das ſeinige in wohlhabende Länder führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten hatten. Ohne alſo, wie ihm befohlen war, zu dem ligiſtiſchen Feldherrn zu ſtoßen, rückte er in das Halberſtädtiſche und Magdeburgiſche Gebiet und beſetzte die Elbe bei Deſſau. Alle Länder an beiden Ufern dieſes Stroms lagen ſeinen Erpreſſungen offen; er konnte von da dem Könige von Dänemark in den Rücken fallen, ja, wenn es nöthig war, in das Stammland deſſelben einen Weg ſich bahnen.

Christian IV. fühlte die ganze Gefahr seiner Lage zwischen zwei so furchtbaren Heeren. Oeffentlich erklärte er sich jetzt für den Grafen von Mansfeld, den er bisher verleugnet hatte, und unterstützte ihn nach Vermögen. Mansfeld erwies ihm dafür den Dienst, die Wallensteinische Macht an der Elbe zu beschäftigen. Er wagte es sogar, unter den Augen des Feindes bei der Dessauer Brücke eine feste Stellung einzunehmen. Diesen verwegenen Trotz beschloß Wallenstein zu züchtigen. Er führte seine Armee durch Wälder und auf Umwegen dem Grafen in den Rücken und griff ihn am 25. April 1626 unvermuthet an. Der Kampf war hitzig; Mansfeld wehrte sich mit verzweifelter Tapferkeit; aber endlich mußte er der Uebermacht weichen und sich mit einem Verlust von 3000 Todten zurückziehen.

Nie hatte Mansfeld eine solche Niederlage erlitten, wie hier bei Dessau. Nichtsdestoweniger blieb sein Muth ungeschwächt. Gerade im Unglück zeigte sich die ganze Kraft und Gewandtheit dieses kriegerischen Geistes. Er war nie verlegen um Hülfsmittel; und anstatt seine Sache verloren zu geben, fühlte er sich jetzt zu doppelten Anstrengungen gespornt. Er nahm 3000 Schotten in seine Dienste, zog 5000 dänische Reiter unter Herzog Johann Ernst von Weimar und dem Obersten Baudissin an sich und stand in Kurzem wieder an der Spitze von 20,000 Mann. Ein kluger Marsch brachte ihn aus

dem Bereiche der Wallensteinischen Macht. Nachdem er seinen Truppen eine kurze Erholung in der Mark Brandenburg gegönnt, eilte er nach Schlesien und brach von da nach Siebenbürgen auf, um sich mit Bethlen Gabor, der sich wieder gegen Oesterreich erhoben hatte, zu vereinigen und dann in die kaiserlichen Erblande einzudringen. Wallenstein, der diesen Plan um jeden Preis vereiteln wollte, folgte ihm mit seiner ganzen Macht nach.

Mittlerweile war Mansfeld's langjähriger Schicksalsgenosse, Herzog Christian von Braunschweig, vom Schauplatze abgetreten. Er hatte sich in der letzten Zeit von Mansfeld getrennt und einen selbstständigen Operationsplan zu verfolgen beschlossen, indem er nach Süddeutschland vordringen und die Fürsten der katholischen Liga in ihren eigenen Staaten bedrängen wollte. Ehe er aber zur Ausführung dieses Planes schreiten konnte, starb er zu Wolfenbüttel am 6. Mai 1626. Er war erst 27 Jahre alt. Welcher Feldherr hätte aus ihm werden können, wenn ihm ein längeres Leben gegönnt gewesen wäre!

Bald darauf ereilte das Geschick auch den Dänenkönig. Die Diversion, welche den Wallensteinischen Truppen durch Mansfeld gemacht worden, hatte ihm erlaubt, einen Theil seines Heeres in das Westphälische zu schicken, um dort die Bisthümer Münster und Osnabrück zu besetzen. Hierdurch war aber seine Macht so

geſchwächt worden, daß er ſich hüten mußte, mit Tilly, der ihn unabläſſig verfolgte, zuſammenzutreffen. Endlich aber wurde es ihm unmöglich, eine Feldſchlacht länger zu vermeiden. Bei dem braunſchweigiſchen Dorfe Lutter am Barenberge geriethen beide Heere an einander, am 17. Auguſt 1626. Die Dänen thaten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und dreimal führte ſie Chriſtian IV. gegen den Feind. Zuletzt mußte indeß der ſchwächere Theil der überlegenen Anzahl und beſſern Kriegsübung der ligiſtiſchen Truppen weichen, und Tilly erfocht einen vollkommenen Sieg. Sechzig Fahnen, ſo wie die ganze Artillerie, Bagage und Munition der Dänen gingen verloren; viele Anführer und gegen 4000 von den Gemeinen blieben todt auf dem Platze. Bis in ſein Reich zurück floh der unglückliche König; aber Holſtein, Schleswig und Jütland wurden von den Siegern beſetzt. Auch die Reichsſtände des niederſächſiſchen Kreiſes verloren nach dieſem entſcheidenden Schlage den Muth und unterwarfen ſich dem Kaiſer.

Nur ein einziger Streiter für die Sache des Proteſtantismus war noch übrig, der kühne Mansfeld; aber auch ſeine Laufbahn nahte ihrem Ende. Immer vom Schickſale verfolgt und immer größer als ſein Schickſal, hatte er ſich unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Böhmen und Ungarn zu dem Fürſten von Siebenbürgen hindurchgeſchlagen, wo er aber nicht ſehr

K. FERDINANDS STATTHALTER WERDEN ZUM FENSTER HINABGESTÜRZT.

willkommen war. Bethlen Gabor erwartete von Mansfeld, daß er ihm englisches Geld mitbringen würde; statt dessen zog er Wallensteins ganze große Armee hinter sich her. Bethlen eilte also, dem kaiserlichen Heerführer Friedensvorschläge zu machen, welche dieser um so lieber annahm, als er auch seinerseits in den unwegsamen Gebirgen und den rauhen, verwüsteten Gegenden Ungarns an 25,000 Menschen eingebüßt hatte.

Dem Mansfelder wußte Bethlen keinen andern Trost zu geben, als eine Anweisung auf die Republik Venedig. Mansfeld säumte auch nicht, sich dahin auf den Weg zu machen, um Geld herbeizuschaffen. Den Ueberrest seines Heeres übergab er dem Herzoge Johann Ernst von Weimar, um ihn nach Schlesien zurückzuführen. Er selbst trat, von wenigen getreuen Offizieren begleitet, die Reise durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig an. Aber er kam nicht mehr weit. Schon in Bosnien erlag sein sonst so starker Körper den außerordentlichen Anstrengungen und der feuchten Herbstluft. In einem Dorfe Urakowiez unweit Sarajo mußte er liegen bleiben, und hier raffte ihn ein böses Fieber am 20. November 1626 hin.

So starb Mansfeld im 46. Jahre seines Alters. War er auch vielleicht in der Kriegskunst einem Tilly und Wallenstein nicht gewachsen, so bewährte er sich doch immer als einen unerschrockenen, unternehmenden,

an alle Mühseligkeiten des Kriegs gewöhnten Heerführer. Er bot den Gefahren kühn die Stirn, wußte sich aber dem Hereinbrechen derselben vorsichtig zu entziehen; er wurde zwar mehrmals geschlagen, aber nie eigentlich besiegt; denn stets erhob er sich von seinen Niederlagen furchtbarer als vorher; er griff beständig nach fremdem Gute, blieb aber seiner schlechten Wirthschaft wegen immer arm. Sein kriegerischer Sinn verließ ihn erst mit dem letzten Athemzuge. Denn als er sein Ende nahen fühlte, ließ er sich mit seinem Waffenrock bekleiden, gürtete sich das Schwert um und erwartete stehend, auf zwei seiner Offiziere gelehnt, den Tod. Ein ächter Kriegsfürst! Zu Spalatro in Dalmatien liegt er begraben.

Sein Kampfgenosse Johann Ernst von Weimar überlebte ihn nicht lange. Noch ehe er die Nachricht von seines Freundes Tode erfahren hatte, fiel auch er als ein Opfer der nassen Witterung und des fremden Klimas. Er starb am 4. December 1626 zu St. Martin in der ungarischen Gespanschaft Thurocz. Die von ihm befehligten Schaaren vereinigten sich mit einigen Abtheilungen, welche sich noch gegen die Wallensteinischen Hauptleute in Schlesien behauptet hatten, und brachten Kosel, Teschen, Troppau und Jägerndorf in ihre Hände.

So war nun Einer nach dem Andern von des Kaisers Feinden erlegen, und Ferdinand ſtand auf dem Gipfel des Sieges und der Macht. Leider wußte er ſich auch diesmal nicht im Glücke zu mäßigen, ſondern diente der Herrſchſucht Wallenſteins und dem Ketzerhaſſe der Jeſuiten als Werkzeug, weil er ſelbſt dieſe Leidenſchaften theilte.

Wallenſtein, die gewonnenen Siege nur als Stufen zu noch glänzenderer Höhe betrachtend, vermehrte ſein jetzt ſchon furchtbar überlegenes Heer bis auf 100,000 Streiter, eine unerhörte Kriegsmacht für die damalige Zeit und von ganz unerträglicher Laſt für die Länder. Der Freibeuterkrieg Mansfeld's und Chriſtian's von Braunſchweig wurde von Wallenſtein im Großen geführt, und allerdings auf dieſe Art weit ſicherer und im Erfolge entſcheidender. Je größer das Heer, deſto unwiderſtehlicher ſeine Gewalt, deſto freier die Forderung, deſto leichter nicht nur die Erhaltung, ſondern auch die beliebige Verſtärkung der Kriegsmacht. Nur auf dieſe Weiſe war es möglich, die alte Römermaxime, aus dem Kriege ſelbſt die Mittel des Kriegs zu ziehen, in Erfüllung zu ſetzen. Man hat berechnet, daß Wallenſtein während der 7 Jahre ſeines Obercommandos den verſchiedenen deutſchen Ländern die für die damalige Zeit ungeheure Summe von ſechzig Millionen Tha-

Lern abgepreßt hat. Und dieser Anschlag erscheint nicht etwa übertrieben!

Im Besitze solcher Mittel hielt Wallenstein nichts mehr für unerreichbar. Er erwarb durch Kauf das schlesische Herzogthum Sagan. Aber damit war sein Länderdurst noch lange nicht gestillt. Er wünschte sich Besitzungen an der Ostsee, um durch dieselben den Grund zu einem eigenen Staate zu legen, mit welcher Idee sich schon damals seine Phantasie lebhaft beschäftigte. Zu diesem Plane schien ihm kein Land besser zu passen, als das der Herzöge von Mecklenburg. Er nahm also keinen Anstand, es vom Kaiser als Ersatz für die aufgewendeten Kriegskosten zu verlangen. Der Kaiser seinerseits war froh, einen Ausweg gefunden zu haben, wornach er, ohne Geld auszugeben, Wallenstein befriedigen konnte. Er benutzte daher den Umstand, daß die Herzöge von Mecklenburg früher mit im dänischen Bündniß gewesen waren, und erklärte sie aus eigener Machtvollkommenheit, ohne Zuziehung der Kurfürsten und ohne vorhergegangene rechtliche Untersuchung, in die Reichsacht. Mit ihren Ländern aber belehnte er seinen siegreichen Feldherrn.

Wallenstein war nun deutscher Reichsfürst. Die deutschen Machthaber sahen freilich scheel zu dieser Erhöhung des Glückssoldaten und die mecklenburgischen Stände huldigten ihm nur mit widerstrebendem Herzen.

Aber Wallenſtein lachte dieſes ohnmächtigen Grimms und brütete über neuen großartigen Entwürfen. Er gebot über die ganze Oſtſeeküſte. Holſtein und Jütland waren in ſeiner Gewalt; Pommerns Herzog, Bogislav, mußte ſich gezwungen ſeinen Befehlen fügen; den letzten Reſt däniſcher Truppen unter dem Commando des Grafen Thurn und des Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach hatte er bei Aalborg geſchlagen, und nur der Mangel an Schiffen hatte ihn abgehalten, die däniſchen Inſeln ſelbſt zu beſetzen. Eine deutſche Seemacht zu gründen, die Holländer und Engländer von den Oſtſeehäfen auszuſchließen und eine bewaffnete Handelsverbindung mit Spanien zu errichten, das war jetzt das Ziel, worauf er losſteuerte. Zu dieſem Behufe trat er in Unterhandlungen mit den Hanſeſtädten, deren Schiffe er zur Bildung einer Flotte nöthig hatte. Die Hanſeſtädte hatten aber keine Luſt, ſich mit Wallenſtein einzulaſſen, und nun beſchloß dieſer, Gewalt zu brauchen.

Er rückte vor Stralſund, das zum Hanſabunde gehörte und deſſen Beſitz ihm als hauptſächlich wichtig erſchien. Eine Aufforderung, ſich zu ergeben, wurde von den Bürgern der Stadt zurückgewieſen, und ſo begann die Belagerung. Da ſchwuren am 28. April 1628 der Rath von Stralſund, die Kriegsoberſten, die Aelteſten, die Zünfte und das ganze Volk im Namen der heiligen Dreifaltigkeit einen feierlichen Eid, „treu bei der Augs-

burgiſchen Confeſſion zu beharren und für die Rechte und Freiheiten ihrer Stadt bis zum letzten Blutstropfen zu ſtreiten.“ Und dieſem Schwur gemäß handelte auch die heldenmüthige Bürgerſchaft. Nächſt Gott, der ihre feſte Burg war, traute ſie auf ihre feſten Wälle, auf die freie Zufuhr von der See und auf däniſche und ſchwediſche Unterſtützung, die nicht ausblieb. Jede Aufforderung zur Unterwerfung ward muthig abgewieſen. Aber auch Wallenſtein ſeinerſeits gab nicht nach, ſelbſt als der Kaiſer ihm den Wink gab, es nicht auf's Aeußerſte kommen zu laſſen. „Ich will,“ ſagte er, „Stralſund wegnehmen und wäre es mit Ketten an den Himmel gebunden.“ Aber er nahm es doch nicht weg und büßte 12,000 Mann darüber ein. Genug, am 3. Auguſt 1628 mußte er, ſo ſchwer es ihm auch fiel, wieder abziehen. Die Titel „Generaliſſimus zu Land und zur See“ und „Admiral des oceaniſch-baltiſchen Meeres,“ welche ihm der Kaiſer kurz vorher verliehen und welche er durch die Eroberung Stralſunds hatte rechtfertigen wollen, waren nun eben nichts als — leere Titel.

Der Sieg Stralſunds über den gewaltigen Trotz des Feindes iſt wieder einmal als ein ächter Sieg im Geiſte des Proteſtantismus zu betrachten. Hier zeigte ſich der Heldenmuth am rechten Orte in treuer Erfüllung chriſtlicher Bürgerpflicht und im Bewußtſein der guten Sache.

Von der Belagerung Stralſunds an genommt auch in der That die Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs wieder ein höheres Intereſſe für den, der ſie vorzugsweiſe, wie wir es thun ſollen und wollen, aus dem religiöſen Geſichtspunkte betrachtet. Geht doch um dieſelbe Zeit im Norden der Stern auf, der, wenn auch von dem Nebelſtreif menſchlicher Eroberungsſucht getrübt, dennoch als ein Stern erſter Größe am proteſtantiſchen Himmel leuchtet, der ſchwediſche Held Guſtav Adolph.

Damals war man allerdings katholiſcher Seits noch weit entfernt, die wahre Bedeutung dieſes großen Mannes zu ahnen. Ja, Wallenſtein vermaß ſich, von dem Friedenscongreß zu Lübeck, der im Juni 1629 ſtattfand und wo die Feindſeligkeiten mit Dänemark und den Hanſeſtädten beigelegt wurden, mit ſtudirter Geringſchätzung die Geſandten eines Monarchen abzuweiſen, der, hätte er länger gelebt, ſehr leicht von der nächſten Friedensverhandlung die Geſandten Oeſterreichs hätte ausſchließen mögen.

Ehe wir jedoch den „Löwen des Nordens“ das baltiſche Meer überſchreiten ſehen, müſſen wir noch einmal die Stellung in's Auge faſſen, welche die proteſtantiſche Kirche in Deutſchland nach Verlauf der erſten zehn Kriegsjahre erhielt.

Daß bereits in einzelnen Ländern, wie in der Pfalz, der Sieg der verbündeten katholiſchen Mächte benutzt

wurde, um das Alte wo möglich wiederherzuſtellen, iſt zuvor ſchon erwähnt worden. Nun aber ſollte eine durchgreifende Veränderung eintreten. Die Zeiten ſchienen dazu günſtig, und die katholiſchen Prieſter, beſonders die Jeſuiten, unterließen nicht, den Kaiſer an dieſe Gunſt der Zeiten zu erinnern und von ihm eine Wiederherſtellung der frühern Ordnung zu fordern. Hauptſächlich waren es die beiden kaiſerlichen Beichtväter Lämmermann und Weingärtner, die ihr Möglichſtes thaten, das Gewiſſen des Kaiſers zu bearbeiten.

Den Glauben der Proteſtanten ſelbſt wieder mit Feuer und Schwert aus dem geſammten Deutſchland auszurotten, das freilich durften weder der Kaiſer, noch die Jeſuiten wagen. Aber es waren ja auch nicht mehr die reinen Glaubensintereſſen, welche dem Kriege Nahrung gaben. Es handelte ſich vor Allem um den Beſitz der Kirchengüter, der Stiftungen u. ſ. w., und dieſe wieder der katholiſchen Kirche zuzuwenden, wo ſie an die proteſtantiſchen übergegangen waren, das war die erſte und Hauptabſicht der Reſtitutionsmänner. War aber dies gethan, ſo knüpfte ſich an den äußern Beſitz des Landes auch das Recht, die Unterthanen zum Glauben des Gebieters zu nöthigen, und ſo konnte doch wenigſtens ein großer Theil der deutſchen Proteſtanten wieder mit Gewalt der alten Kirche zurückgegeben werden.

Am 6. März 1629 unterzeichnete Kaiser Ferdinand II. das berüchtigte Restitutionsedict, wornach alle seit dem Passauer Vertrag eingezogenen Kirchengüter der katholischen Kirche zurückgestellt werden sollten. Zugleich wurden kaiserliche Commissäre in alle Kreise gesandt, um das Edict, nöthigenfalls mit Waffengewalt, auszuführen. Den Katholiken fielen dadurch 3 Erzbisthümer (darunter Magdeburg und Bremen), 15 Bisthümer (darunter Minden, Verden, Halberstadt, Lübeck, Ratzeburg, Havelberg, Lebus, Kamin, Meißen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg ꝛc.), fast alle norddeutschen Stifter und Abteien wieder zu. Natürlich sträubten sich die Protestanten mit aller Macht gegen eine so willkührliche Verordnung, welche durchaus keine Rechtsgültigkeit haben konnte. Unter den genannten geistlichen Stiftern befanden sich vornehmlich eine Menge Städte, die schon längst eine entschieden protestantische Richtung genommen hatten und keineswegs gesonnen waren, sich den im Kampfe bewährten Glauben durch einen Federstrich entreißen zu lassen. Sie bereiteten sich zum entschlossensten Widerstande vor, und so entzündete sich die Kriegsfackel von Neuem.

Mit einer Freigebigkeit, die ihm nichts kostete, schenkte der Papst die Erzstifter Magdeburg und Bremen, so wie das Bisthum Halberstadt und die Abtei Hersfeld einem jüngern Sohne des Kaisers, dem Erz-

Herzoge Leopold Wilhelm, der ohnehin schon zwei Bisthümer besaß. Aber Ferdinand mußte dieses Geschenk seinem Sohne erst mit den Waffen erobern, und Wallenstein war auch hier das gefürchtete Werkzeug. So wurde denn zuvörderst Magdeburg belagert. Aber gekräftigt durch das leuchtende Beispiel Stralsunds, setzten die Bürger der von den Obersten Pappenheim und Becker commandirten Belagerungsarmee eine hartnäckige Gegenwehr entgegen. Später kam Wallenstein selbst vor den Mauern der Stadt an und übernahm den Oberbefehl. Da es ihm jedoch aus Gründen, die wir hier nicht weitläufig erörtern wollen, nicht ernstlich um den Sturz Magdeburgs zu thun schien, so ließ er sich zu einem Vergleiche herab und führte nach siebenmonatlicher Belagerung seine Truppen in's Halberstädtische, wo er allerdings fürchterlich hauste und sich Erpressungen und Gewaltthaten zu Schulden kommen ließ, die alles menschliche Gefühl empören.

Doch schon lauerte die Vergeltung. Auf dem Reichstage zu Regensburg, den der Kaiser im Jahre 1630 abhielt, trat der Haß, welchen Wallenstein allerwärts gegen sich aufgeregt hatte, offen hervor. Protestantische und katholische Reichsstände führten einmüthig Klage über das grenzenlose Elend, die barbarischen Grausamkeiten und die schauderhaften Bedrückungen, womit die zügellose Soldateska des Friedländers

ihre Spuren bezeichnete. Ferdinand war kein Wüthet. Wenn auch nicht unſchuldig an den Abſcheulichkeiten, die unter ſeinem Namen in Deutſchland verübt wurden, ſo doch unbekannt mit dem Uebermaße derſelben, beſann er ſich nicht lange, den Forderungen der Fürſten zu willfahren und von ſeinen im Felde ſtehenden Heeren ſogleich 18,000 Mann Reiterei abzudanken.

Aber damit waren Wallenſteins Feinde nicht zufrieden geſtellt. Sie drangen auf Abſetzung des Uebermüthigen, der ſie ſeine eiſerne Hand ſo ſchwer hatte empfinden laſſen. Namentlich war es der Herzog Maximilian von Baiern, der, längſt ſchon eiferſüchtig auf des Friedländers unumſchränkte Macht, zu deſſen Sturze Alles in Bewegung ſetzte. Er führte dem Kaiſer wiederholt zu Gemüthe, wie vor dieſem Soldatenfürſten am Ende Kaiſer und Reich eben ſo zu zittern hätten, als der Haufe von Proteſtanten, zu deſſen Bewältigung ja das ligiſtiſche Heer unter Tilly mehr als hinreichend ſei. Lange Zeit konnte ſich Ferdinand nicht entſchließen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm forderte. Seine ganze Ueberlegenheit hatte er dem Herzoge von Friedland zu danken; er fühlte, wie viel er hingab, wenn er ihn dem Haſſe ſeiner Gegner aufopferte. Aber zum Unglück bedurfte er gerade jetzt des guten Willens der Kurfürſten, indem er ſeinem älteſten Sohne Ferdinand, erwählten Könige von Ungarn, die

Nachfolge in der Kaiſerwürde zuzuwenden wünſchte. So entſchloß er ſich, wenn auch mit ſchwerem Herzen, zu dem verhängnißvollen Schritte und willigte in die Abſetzung ſeines wichtigſten Dieners.

Wallenſtein befand ſich damals bei dem kaiſerlichen Heere zu Memmingen in Schwaben, nicht fern vom Reichstage, in der geheimen Abſicht, ſeine Schaaren plötzlich herbeizuführen, wenn etwa die Kurfürſten die Wahl des Kaiſerſohnes nicht zugeben wollten. Dagegen überbrachten ihm nun zwei ſeiner Freunde, Hofkanzler von Werdenberg und Kriegsrath von Queſtenberg, das Abſetzungsdecret. Sie fanden ihn von dem Geſchehenen bereits durch ſeine Kundſchafter unterrichtet. Er hatte Zeit gehabt, ſich zu ſammeln, und ſein Geſicht zeigte Heiterkeit, während Schmerz und Wuth in ſeinem Buſen ſtürmten. Aber er hatte beſchloſſen, zu gehorchen. Er dankte dem Kaiſer ſchriftlich für das bisherige Vertrauen und bat nur, ihn in ſeinen Beſitzungen zu ſchützen. Sodann begab er ſich auf ſeine Güter nach Böhmen zurück. Umgeben von einem wahrhaft königlichen Pompe, der gewiſſermaßen dem Urtheilsſpruche ſeiner Erniedrigung Hohn zu ſprechen ſchien, beſchäftigte er ſich hier in der ſtillen Abgeſchiedenheit ſeiner Palläſte mit der Regierung ſeiner Unterthanen, hing ſeinen hochfliegenden Entwürfen nach und erwartete von der Zukunft Genugthuung und Rache, in welcher Hoff-

mung ihn die Prophezeiungen seines Astrologen, des Italieners Seni, bestärkten.

Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Theil der Wallensteinischen Officiere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienste. Man gab sich keine Mühe, sie zurückzuhalten; man verminderte die kaiserliche Streitmacht bis auf 39,000 Mann, setzte die der Liga auf 30,000 Mann fest, und der alte Tilly, der bis jetzt unthätig an der Weser gestanden, wurde nun Obergeneral.

Was das „Restitutionsedict" betraf, so wollte der Reichstag die fernere Vollstreckung desselben einstweilen verschoben wissen. Nichtsdestoweniger fuhr man fort, es in Wirksamkeit zu setzen. Und zwar hatten nicht blos die ehemaligen Stifter darunter zu leiden, sondern man gab dem Edicte auch eine Ausdehnung auf solche Städte, die schon vor dem Passauer Vertrage dem protestantischen Bündniß beigetreten waren. Eben die Stadt, in welcher vor 100 Jahren das öffentliche Bekenntniß der Protestanten zuerst den mächtigen Sieg des Wortes über alle äußere Gewalt verkündet hatte, eben die Stadt, in welcher vor 75 Jahren nach langem Kampfe der Religionsfriede geschlossen worden war, die Stadt Augsburg wurde von den kaiserlichen Commissarien, denen die Durchführung des Edictes oblag, auf

das Härteſte mitgenommen. Die evangel. Prediger wurden vertrieben und vor dem Rathhauſe ein Galgen errichtet, der jedem Widerſetzlichen andeutete, was er zu erwarten habe. Auch in andern oberdeutſchen Städten ging es nicht viel beſſer her, und wer weiß, wohin es mit dem Proteſtantismus in Deutſchland gekommen wäre, wenn nicht in dieſem Augenblicke das Schickſal einen Retter geſandt hätte.

Guſtav Adolph, König von Schweden, war es, welcher plötzlich als Verfechter des evangeliſchen Glaubens auf deutſchem Boden erſchien und bald durch ſeinen Adlerflug die bewundernden Blicke des geſammten Europas auf ſich lenken ſollte. Ein Enkel jenes Guſtav Waſa, der die Reformation in Schweden eingeführt, hatte er bereits in ſeinem 17. Jahre den ſchwediſchen Thron beſtiegen und von da an in fortwährenden Kämpfen mit Dänen, Polen und Ruſſen die ſchwediſche Macht an der Oſtſee immer weiter ausgedehnt. Indeß hatte er ſich bis zum Jahre 1630 (mit Ausnahme der Unterſtützung, welche er Stralſund angedeihen ließ) nicht in den deutſchen Krieg gemiſcht, bis ihn die Unterdrückung der Proteſtanten, die längſt ſeine Beſorgniß ſowohl als ſeine Theilnahme erregt hatte, nach Deutſchland rief. Eifer für die Aufrechthaltung der evangeliſchen Lehre mochte ihn eben ſo ſehr, als andere weitausſehende Pläne zu dieſem Schritte veranlaſſen, welcher

ihm eine ruhmvolle und machtverheißende Laufbahn eröffnete. Mit einem kleinen, aber klaſſiſchen Heere von 15,000 Mann ſchiffte er ſich am 23. Juni 1630 zu Elfsnaben ein und landete am 4. Juli bei dem Dorfe Peenemünde auf der Inſel Uſedom. Sobald er den Fuß auf die deutſche Erde geſetzt hatte, kniete er nieder und betete laut, Gott für die glückliche Ueberfahrt dankend und um ſeinen ferneren Segen flehend.

Guſtav Adolph zählte damals 36 Jahre, ſtand alſo in der Blüthe ſeiner männlichen Kraft. Er war von hoher, ſtarker Geſtalt, ſo daß ihn ein ſchwediſches Pferd kaum zu tragen vermochte, mit breiter Stirn, Adlernaſe und großen lebhaften Augen, aus denen eben ſo viel Scharfſinn als Milde hervorleuchtete. Seine Geſichtszüge hatten einen freien, edlen Ausdruck; ſein ganzes Aeußere war königlich. Er ſprach lateiniſch, deutſch, ſchwediſch, niederländiſch, franzöſiſch und italieniſch, verſtand ſpaniſch und engliſch und wußte etwas polniſch und ruſſiſch. Er war der erſte Feldherr ſeines Jahrhunderts und ein Muſter für die folgenden. Mit den Schriften der Griechen und Römer vertraut, bewies er zu einer Zeit, wo ſich Alles zur Barbarei hinneigte, daß Liebe zu den Wiſſenſchaften mit Feldherrngröße, wie einſt bei Julius Cäſar, wohl vereinbar ſei. Unzählige Kriege waren ſeit Cäſar ſechzehn Jahrhunderte hindurch geführt worden. Von wiederhergeſtellter Kriegskunſt darf man

jedoch erſt wieder ſeit den Oraniern und Guſtav Adolph ſprachen. Seine Gegner lernten höchſtens, was der letzte Brauch vorſchrieb; er allein erſcheint durch die Kraft ſeines überlegenen Geiſtes als Erfinder. Ganz Deutſchland hat die Mannszucht bewundert, durch welche ſich die ſchwediſchen Heere auf deutſchem Boden in den erſten Zeiten ſo rühmlich unterſchieden. Man ſah, daß hier eine ſittliche Macht mit der Gewalt der ſiegreichen Waffen Hand in Hand ging. In den Kriegsgeſetzen war Mäßigkeit anbefohlen, und ſo erblickte man in dem ſchwediſchen Lager, das Gezelt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Alle Ausſchweifungen wurden auf's Strengſte geahndet, am Strengſten Gotteslästerung, Raub, Spiel und Duell. Jedes Regiment führte ſeinen Feldprediger bei ſich, und regelmäßig zweimal des Tages ward Betſtunde gehalten. Trotz dieſer ſtrengen Kriegszucht erfreute ſich Guſtav Adolph der innigen Anhänglichkeit ſeiner Soldaten; ſie verehrten ihn, wie katholiſche Schriftſteller ſelbſt berichten, nicht wie einen König, ſondern gleichſam wie einen Gott. Das kam daher, weil er in Allem, was er gebot, mit eignem Beiſpiel voranging. Eine ungekünſtelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Muth, der ſein großes Herz beſeelte. Gleich frei von dem rohen Unglauben mancher ſeiner Zeitgenoſſen, wie von der kriechenden Andächtelei eines Ferdinand, die ſich vor der

Gottheit zum Wurm erniedrigt und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelt, blieb er auch auf der Sonnenhöhe seines Glücks noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Krieges ertrug er gleich dem Geringsten aus dem Heere. Mitten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es licht in seinem Geist; allgegenwärtig mit seinem Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr. Aber einem solchen Führer folgte auch der Feige wie der Muthige zum Siege, und seinem beleuchtenden Adlerauge entging keine Heldenthat, die sein Beispiel geweckt hatte. Die natürliche Lebhaftigkeit seines Geistes trieb ihn bisweilen zu rasch vorwärts; doch beherrschte er sich sogleich wieder.

Wie dem ungestümen Luther der sanfte Melanchthon, so stand der Feuerseele des Schwedenkönigs mäßigend und zügelnd die weise Besonnenheit seines Kanzlers Axel Oxenstierna zur Seite. — „Du bist zu kalt," sagte Gustav Adolph zu diesem, „und hemmst den Laufenden in allen Geschäften." — „Aber wenn ich," antwortete Oxenstierna, „Dein Feuer nicht bisweilen löschte, so wärest Du schon ganz verbrannt!"

Leicht entwirrte Gustav Adolph's Scharfsinn das Verwickeltste; Schwierigkeiten schienen seinen Geist und seine Kraft zu erhöhen, und Nichts konnte ihm die

großartige und unverwüſtliche Heiterkeit rauben, welche ſchwächeren Seelen unbegreiflich, ja geringhaltig erſcheint, aber die beglückendſte Eigenſchaft edlerer Gemüther iſt. Freilich wird, wie in Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo auch oft im Leben und in der Geſchichte das Uebertriebene, Manierirte, Erkünſtelte, Fratzenhafte höher geſetzt, als Maaß, Natur, Schönheit und Tugend, und Manchem erſchien Wallenſtein als eine noch vornehmere, wunderbarere Natur, denn der ſchwediſche König, während eine ſchärfere Vergleichung Beider eben unſere Anſicht beſtätigt. Durch Schweigen, Ernſt und Unzugänglichkeit wollte Wallenſtein Ehrfurcht erzeugen und ſich von der ihm gegenüberſtehenden Menge wie ein höheres Weſen ſcharf abſondern; Guſtav Adolph hingegen war Jedem zugänglich, ſtand Jedem Rede in Ernſt und Scherz und offenbarte ohne Vorſatz ſeine edlere Natur, indem er ſich Keinem voranſtellte, während doch Alle bald fühlten, daß er ihnen weit überlegen ſei. Der Stolz des Friedländers führte nicht ſo weit, wie die Herablaſſung des nordiſchen Helden, und während Jener überall das Ungemäßigte, auch im Belohnen und Strafen, hervorſuchte, konnte er wohl Verwunderung, Ehrgeiz, Habſucht, Furcht erwecken, aber nicht wie Guſtav Adolph (durch ein ganz entgegengeſetztes Benehmen) Liebe, Treue und ächten Heldenmuth. Dieſer war im ächten Sinne ein Vater und König ſeiner Krieger; Wallenſtein und

sein Heer betrachteten sich dagegen wechselseitig nur als Mittel zu ihren eigenen Zwecken. Die widerwärtige Leidenschaftlichkeit der kirchlichen Parteien hatte den Friedländer über den Inhalt aller Bekenntnisse gleichgültig gemacht und ihn, weil solche Geister nie den zu einer höhern Welt hinleitenden Faden ganz entbehren können, Ersatz im astrologischen Aberglauben finden lassen; Gustav Adolph hingegen wußte mit eigner fester Ueberzeugung die Duldung Andersgesinnter zu vereinigen, und wenn Einige tadelnd hierin nur Staatsklugheit sehen wollten, so vergaßen sie, daß der höchste Standpunkt der letzteren hier mit dem wahrhaft christlichen zusammenfällt, was leider Ferdinand II. nie einsehen wollte. So waren Beide, Wallenstein und Ferdinand, obgleich untereinander sehr verschieden, doch nur Erzeugnisse einer kranken Zeit und Beförderer dieser Krankheit, Gustav Adolph aber ein Held, der da höher stand und berufen schien, sie zu heilen.

Als der Kaiser die Landung des Schwedenkönigs erfuhr, meinte er geringschätzig: „A Feindel mehr!“ Die Wiener nannten ihn nur den „Schneekönig“ und prophezeiten, daß seine Majestät bald vor der kaiserlichen Sonne zerschmelzen werde. Die protestant. Fürsten selbst hatten kein besonderes Vertrauen zu ihm. Kein einziger mochte mit ihm in ein Bündniß treten. Seine Macht schien ihnen zu schwach, um sie vor des Kaisers Zorne zu schützen.

Nur mit dem Schwerte und durch Triumphe konnte Guſtav Adolph ſich Verbündete erwerben, und er ſäumte nicht, Proben ſeiner Kraft zu geben. Raſch rückte er vor Stettin, die Hauptſtadt Pommerns, zwang den proteſtantiſchen Herzog Bogislav, ihm die Thore zu öffnen, und nöthigte ihn, der (allerdings gezwungenen) Verbindung mit den Kaiſerlichen zu entſagen und ſich an ihn anzuſchließen. Darauf verſicherte er ſich der Oſtſeeküſte und nahm eine pommerſche Feſtung nach der andern weg. Der kaiſerliche Befehlshaber, Torquato Conti, zog überall den Kürzeren; nicht beſſer ging es ſeinem Nachfolger, dem Feldmarſchall Schaumburg. Kurz, ehe ein Jahr vergangen, war Guſtav Adolph im Beſitze Pommerns und Mecklenburgs, welches letztere Land er ſeinen, von Wallenſtein vertriebenen Herzögen zurückgab, die nun an ihrem Erretter mit dankbarer Treue hingen.

Die geſchlagenen Kaiſerlichen befleckten ihren Rückzug mit unerhörten Greueln. Jeden Ort, welchen ſie verlaſſen mußten, plünderten und verbrannten ſie. Ein Opfer ihrer kannibaliſchen Grauſamkeit wurde unter andern die arme Stadt Paſewalk in Pommern. Hier kamen Scenen vor, die niederzuſchreiben ſich die Feder ſträubt. Die Bürger wurden auf den Straßen niedergehauen, Frauen und Mädchen geſchändet und die ſchönſten, an die Sattelknöpfe gebunden, mit fortgeſchleppt.

Die Kranken in den Spitälern wurden mit Prügeln tractirt, ſo daß viele unter den Streichen ihrer Peiniger ſtarben. Hülflos umherirrende Kinder ſpießten die Unmenſchen auf Piken und ſchleuderten ſie in die Flammen der angezündeten Häuſer. Der Oberſt, welcher ſolch fürchterliches Schickſal über die Stadt verhängte, hieß Götze.

Dem Könige blutete das Herz beim Anblick dieſer und anderer Verheerungen, die ſich überall, ſo weit er vordrang, ſeinen Blicken darſtellten. Aber der Würfel war einmal geworfen. Nicht er trug die Schuld, wenn ſolche Greuel ungeſtraft überhand nahmen. Nächſt Denen, die ſie veranſtalteten, trugen auch Die die Schuld mit, die ihnen unthätig zuſahen, ohne die Mittel zu deren Abwehr zu gebrauchen, die ihnen Gott und ihr gutes Recht an die Hand gaben. Und dies waren nach ſeiner Anſicht die deutſchen proteſtantiſchen Fürſten ſelbſt.

Dieſe hatten ſich unter der Zeit auf einem Fürſtentage zu Leipzig verſammelt im Frühling 1631 und trugen ſich mit Bedenklichkeiten, die ihnen weniger faſt ihre treue Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus, als das Mißtrauen gegen den nordiſchen Eroberer erregt zu haben ſchien. Sie ſchlugen beharrlich jede Verbindung mit Schweden aus und beſchränkten ſich darauf, dem Kaiſer Vorſtellungen wegen der Bedrückung der Proteſtanten zu machen und erſt, wenn dieſe nichts fruchten ſollten, den Krieg auf eigne Hand zu führen, ohne fremden Beiſtand. An

der Spitze dieſes Fürſtenrathes ſtand der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen, ein Mann, deſſen Perſönlichkeit eben nicht geeignet war, den Glanz des alten Kurhauſes in der Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus auf eine würdige Weiſe zu erhalten und zu bewahren. Erzogen in der ſtrengſten lutheriſchen Rechtgläubigkeit, die bei ihm jede weitere Fürſtentugend, jede weitere Bildung zur Humanität erſetzen ſollte, gab er ſich faſt ausſchließlich den Vergnügungen der Jagd, den Genüſſen der Tafel und einem unmäßigen Hange zum Trunk hin. Bei alledem fehlte es ihm nicht an Ehrgeiz. Er nährte im Herzen den ſtolzen Plan, zwiſchen dem Schwedenkönig und dem Kaiſer eine dritte Macht zu bilden als Haupt der Proteſtanten und Beiden furchtbar zu ſein. Eine lächerliche Anmaßung, die bald gedemüthigt werden ſollte!

Dem Kaiſer fiel es natürlich nicht im Traume ein, eine ſolche bewaffnete Neutralität, wie ſie der Kurfürſt von Sachſen und die Theilnehmer am Leipziger Bunde beobachten wollten, zu reſpectiren. Er wünſchte ſich vielmehr Glück, dadurch einen Vorwand bekommen zu haben, alle Proteſtanten zu unterwerfen. Ehe daher von jener Seite nur irgendwelche Rüſtungen vorgenommen werden konnten, überzogen ſeine Schaaren ſchon Schwaben, Franken, ja ganz Oberdeutſchland und zwangen alle Proteſtanten jener Gegenden, dem Leipziger Bünd-

niſſe zu entſagen. Die Jeſuiten verfertigten Spottverſe, von denen wir der Curioſität halber einen herſetzen wollen:

Die armen lutheriſchen Fürſtelein
Halten zu Leipzig ein Conventelein.
Wer iſt dabei? Anderthalb Fürſtelein.
Was wollen ſie anfahen? Ein klein Kriegelein.
Wer ſoll's führen? Das ſchwediſch Königlein.
Wer wird's Geld geben? Das ſächſiſch Biergörgelein.
Wer wird ſich deſſen freuen? Das pfälziſch Fritzelein.
Warum iſt's zu thun? Um ſein heidelbergiſch Neſtelein.

Bei ſolchen Verhältniſſen, bei der Unfähigkeit einiger und der Abgeneigtheit anderer deutſchen Fürſten würde Guſtav Adolph ſich doch am Ende haben entſchließen müſſen, den Krieg aufzugeben, wenn nicht in dieſem Augenblicke Frankreich ſich in's Mittel geſchlagen hätte. In Frankreichs Politik lag es unzweifelhaft, einen mächtigen Bundesgenoſſen zur Bändigung der öſterreichiſchen Uebermacht zu erhalten, und ſo wurde denn durch den gewandten Cardinal Richelieu und ſeinen Bevollmächtigten Charnacé zwiſchen der Krone Schweden und Frankreich im Jan. 1631 der berühmte Bärwalder Vertrag abgeſchloſſen, wornach das katholiſche Frankreich dem Helden des proteſtantiſchen Glaubens fünf Jahre lang 1,200,000 Livres auszuzahlen verſprach, damit er im Stande ſei, ein Heer von 36,000 Mann zu halten.

Siegreich drang nun Guſtav Adolph weiter vor. Demmin, Neubrandenburg, Kolberg fielen in ſeine Ge-

walt. Frankfurt an der Oder nahm er mit ſtürmender Hand, bald darauf auch Landsberg an der Warthe. Jetzt ſchloſſen ſich einige minder engherzige proteſtantiſche Fürſten, die ſchon auf dem Leipziger Convente einem Bunde mit Schweden das Wort geredet hatten, offen an ihn an. Es waren dies: der Landgraf Wilhelm von Heſſencaſſel, der Herzog Georg von Braunſchweig-Lüneburg, die Herzöge Bernhard, Wilhelm und Ernſt von Weimar und die Herzöge Franz und Franz Albrecht von Lauenburg. Dazu kam noch die Stadt Magdeburg. Gegen ſie zumeiſt richtete ſich jetzt der Grimm des Feindes. Tilly hielt es für nothwendig, ſich in den Beſitz dieſer wichtigen Veſte zu ſetzen, um die Elbe decken zu können. Er rückte alſo mit ſeiner ganzen Kriegsmacht vor ihre Mauern und fing die Belagerung mit größerem Feuer und größerem Nachdruck an, als einſt Wallenſtein vor ihm. Ihn zu vertreiben und die Stadt vor dem Unglück zu retten, das ihr unausweichlich bevorſtand, dazu bedurfte es vereinter Kräfte.

Guſtav Adolph machte wiederholte Verſuche, eine Verbindung mit Brandenburg zu Stande zu bringen. Aber der Kurfürſt Georg Wilhelm, ein zaghafter, unentſchloſſener Mann, zauderte und zauderte, bis endlich der König Berlin mit einer Plünderung bedrohte und ſeine Kanonen auf die Stadt richtete. Da erſt bequemte ſich der Kurfürſt, den Schweden die Feſtungen

Spandau und Küſtrin einzuräumen. Nachdem ſich ſolchergeſtalt Guſtav Adolph den Rücken gedeckt, wollte er ſich auch Kurſachſens verſichern, das er berühren mußte, wenn er Magdeburg entſetzen wollte. Er verlangte von Johann Georg freien Durchzug für ſeine Truppen und Lieferung von Lebensmitteln gegen baare Bezahlung. Dieſer aber, ſeiner eigennützigen Politik getreu, ſchlug Beides ab, und keine Vorſtellungen von Seiten Guſtav Adolph's vermochten ſeinen Eigenſinn zu beugen.

Eine ſchreckliche Kataſtrophe führte die Sachen der Entſcheidung näher. Während noch zwiſchen dem ſchwediſchen Könige und dem Hofe zu Dresden unterhandelt ward, kam die Donnerbotſchaft, daß Magdeburg nach ſechswöchentlicher heldenmüthiger Vertheidigung von Tilly mit Sturm genommen worden ſey.

Der 10. Mai 1631 war der verhängnißvolle Tag, an welchem das für unüberwindlich gehaltene Bollwerk des Lutherthums ſeinem Schickſale erlag. Die Greuel, welche die eingedrungenen Kaiſerlichen in der unglücklichen Stadt verübten, übertrafen Alles, was bis dahin Entſetzliches erlebt worden war. Grauſenvoller hatten nie Mongolen und Türken gehauſt. Drei Tage wurde gewüthet, geplündert und gemordet. Nicht die ſchuldfreie Kindheit, nicht das hülfloſe Alter, nicht Jugend, nicht Geſchlecht, nicht Stand, nicht Schönheit konnten

die Wuth der Sieger entwaffnen. Männer und Greise, Matronen und Jungfrauen fielen als Opfer einer entmenschten Barbarenhorde, häufig unter Qualen oder nach erlittener Entehrung. Unter dem Getümmel brachen Flammen aus in mehreren Straßen; in ihr Gepraſſel tönte das Jammergeſchrei der Sterbenden, der Geängſtigten. Iſolani's Kroaten vergnügten ſich, Kinder in das Feuer zu werfen; Pappenheim's Wallonen ſpießten Säuglinge an den Brüſten ihrer Mütter; 53 Frauensperſonen fand man in einer Kirche enthauptet. Einige deutſche Officiere, von dieſem furchtbaren Anblick empört, wagten es, den Oberbefehlshaber, der außerhalb der Stadt im Lager geblieben war, zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun laſſen. „Kommt in einer Stunde wieder," war Tilly's Antwort, „ich werde dann ſehen, was zu thun iſt. Der Soldat muß für ſeine Mühe und Gefahr etwas haben."

In ununterbrochener Wuth dauerten nun die Greuel fort, bis endlich Rauch und Gluth der Raubſucht Grenzen ſetzten. Ein Sturmwind verbreitete die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt und machte den Brand allgemein. In weniger als zwölf Stunden lag das volkreiche, feſte, große Magdeburg in Aſche, zwei Kirchen und einige Fiſcherhütten ausgenommen. Der Stadtcommandant, Dietrich von Falkenberg, und viele tapfere Männer mit ihm hatten fech-

tend einen beneideten Tod gefunden. Selbst eines freiwilligen Todes waren Einige gestorben, um den Unmenschen nicht in die Hände zu fallen. Zwanzig edle Jungfrauen reichten sich die Hände dar und sprangen gemeinsam in die Fluthen der Elbe, um ihren Verfolgern zu entgehen. Andere stürzten sich in Brunnen oder suchten im Feuer ihr Heil.

Am 14. Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Welche Scenen waren es, die sich hier seinem Auge darboten! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrei ihre Eltern suchten, Säuglinge, die an den todten Brüsten ihrer Mütter saugten! Mehr als 6000 Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf 30,000 angegeben.

Tilly's Einzug machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen 1000 Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen und Brod unter sie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feierliche Messe gehalten und unter Abfeuerung der Ka-

wonen das Tedeum angestimmt. Der kaiserliche Oberfeldherr durchschritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, „daß seit Troja's und Jerusalem's Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sei.“ Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth der Zerstörer zusammendenkt.

Das Gerücht von Magdeburgs entsetzlichem Schicksale verbreitete Frohlocken durch das ganze katholische, Entsetzen und Furcht durch das ganze protestantische Deutschland. Auf Niemanden aber wirkte es erschütternder und beängstigender, als auf den Kurfürsten von Sachsen, zumal da sich Tilly jetzt nach Sachsen wandte, sich der bedeutendsten sächsischen Städte bemächtigte und sie mit Brandschatzungen gehörig heimsuchte. Weg war nun die hochfahrende Zuversicht, die Johann Georg so eben noch zur Schau getragen. Der Schwedenkönig, dessen Hülfe er verschmäht, dessen Anerbietungen er so trotzig zurückgewiesen, erschien ihm jetzt als der einzige Mann, der ihn noch vor dem Untergange retten könne, und mit einer Art von Verzweiflung warf er sich ihm in die Arme.

Die Bedingungen, welche Gustav Adolph stellte, waren mäßig und wurden von dem Kurfürsten mit der größten Bereitwilligkeit angenommen. Als der schwe-

diſche Unterhändler auch die Einräumung der Feſtung Wittenberg verlangte, brach der gänzlich mürbe gemachte Fürſt in die Worte aus: „Nicht nur Wittenberg, ganz Sachſen ſoll dem Könige offen ſtehen. Ich will meine ganze Familie als Geiſel ſtellen, ja mich ſelbſt, wenn dies nicht genügt. Ich will die Vorräthe ausliefern, den verlangten Sold bezahlen, Gut und Blut der guten Sache opfern.“

Sogleich ward ein Traktat abgeſchloſſen, und die ſächſiſchen Truppen, 18,000 Mann ſtark, ordneten ſich unter das ſiegreiche Banner Schwedens. Nun war alſo auch die Wiege der Reformation unter den Schutz des nordiſchen Königs geſtellt. Deſſen war ſich Guſtav Adolph in edlem Stolze bewußt, denn alſo ſprach er zu den Studenten, die ihm entgegengekommen, als er in Wittenberg, der alten Lutherveſte, einzog: „Ihr Herren, von euch iſt aus dieſem Orte das Licht des Evangeliums zu uns gekommen; weil es aber durch die Feinde bei euch will verdunkelt werden, müſſen wir zu euch kommen, um daſſelbige Licht nächſt Gott wieder anzuzünden.“

Es war die höchſte Zeit. Schon hatte Tilly die Stadt Leipzig beſchoſſen und ſie gezwungen, ihm die Thore zu öffnen. Johann Georg drang mit Ungeduld auf eine Schlacht, und Guſtav Adolph willigte, obwohl ſcheinbar zögernd, ein. „Eine Krone und zwei Kur-

hüte," meinte er, „ſtünden auf dem Spiele." Auch im kaiſerlichen Heere war man anfangs getheilter Meinung. Tilly hielt es für rathſam, den Angriff der Feinde in ſeinem gut befeſtigten und von Batterien gedeckten Lager abzuwarten; aber der feurige Pappenheim wußte ihn zur Veränderung ſeiner Stellung zu bewegen. So kam es denn am 7. September 1631 auf den Ebenen bei Breitenfeld, einem Dorfe in der unmittelbaren Nähe Leipzigs, zur Schlacht. Die Schweden und Sachſen mochten zuſammen 40,000 Mann, die Kaiſerlichen beinahe eben ſo ſtark ſein. „Jeſus Maria" war, wie bei der Erſtürmung von Magdeburg, das Feldgeſchrei der Katholiken, „Gott mit uns" das der Proteſtanten.

Um 12 Uhr begann die Schlacht mit einem heftigen Kanonenfeuer. Wind und Sonne waren den Kaiſerlichen anfangs günſtig. Während Pappenheim wie raſend gegen den rechten Flügel der Schweden heranſtürmte, drang Tilly gegen das Centrum derſelben vor, ward aber von dem Feuer der Geſchütze zurückgeworfen. Da ſtürzte er plötzlich auf den linken Flügel los, wo die Sachſen ſtanden. Dieſe wankten, geriethen in Verwirrung, flohen und riſſen den Kurfürſten mit ſich fort. Mittlerweile hatte ſich der rechte Flügel, den Guſtav Adolph ſelbſt befehligte, vortrefflich gehalten. Siebenmal hatte ſich die Wuth Pappenheim's an der

Festigkeit dieser Colonnen gebrochen. Jetzt ordnete der schwedische Held die Schlacht auf's Neue. Einer seiner Unterfeldherren, Gustav Horn, sprengte das Centrum der Kaiserlichen, eroberte ihr Geschütz und richtete es gegen sie selbst. Hierdurch hauptsächlich wurde die Schlacht gewonnen. Vergeblich focht der greise Tilly wie ein Jüngling; vergeblich stürzte sich Pappenheim mit Löwenmuth in die feindlichen Reihen; sie konnten die Entscheidung nicht mehr wenden. Das ganze kaiserlich-ligistische Heer wurde zersprengt; 70 Fahnen, 27 Kanonen, das reiche Lager, alles Gepäck und die Kriegskasse fielen in die Hände der Sieger. Von den Kaiserlichen blieben 6000 Todte auf dem Wahlplatz, von den Sachsen 2000, von den Schweden 700.

Diese Niederlage Tilly's bei Breitenfeld vernichtete die zwölfjährigen Triumphe Oesterreichs und machte Gustav Adolph zum Herrn von Deutschland. Nicht eben durch den Menschenverlust ward so große Entscheidung bewirkt (denn Kriegsknechte lassen sich überall leicht ersetzen, wo es sonst nicht an Mitteln fehlt), sondern durch die moralische Wirkung auf Freund und Feind. Dahin, unwiederbringlich dahin war der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Kaiserlichen. Die Verblüffung des Wiener Hofs über diese unerwartete Wendung der Dinge läßt sich kaum beschreiben. Lange wollte man sich daselbst nicht überzeugen, daß, wie Einer

ſich dabei ausdrückte, Gott plötzlich ein Lutheraner geworden ſei. Es lag zu natürlich in der religiöſen Stimmung der Zeit, nach den äußern Siegen die Gerechtigkeit einer Sache zu meſſen und das Wohlgefallen, das Gott an ihr habe. Tilly ſelbſt hatte ſich früher dem feſten Glauben hingegeben, er habe ſeine Siege nur mit Gottes Hülfe erfochten, und noch vor der Schlacht bei Breitenfeld hatte er in der Anrede, die er an ſeine Truppen hielt, geäußert: „der Sieg könne ihnen nicht entgehen, denn Ketzer hätten noch nie in einer Feldſchlacht geſiegt.“ Ob ſein Glaube nach ſeiner unerhörten Niederlage wankend geworden, meldet die Geſchichte nicht. Für alle Andern aber war das Blendwerk von des Kaiſers Allmacht und Tilly's Furchtbarkeit zerſtört. Hell leuchtete das Genie und die Kraft des nordiſchen Helden. Nachdem die Furcht vor Oeſterreich gewichen, blieb nur der Haß zurück. Alle geheimen Feinde des Kaiſers und der Katholiken hatten jetzt Muth gewonnen zum Abfall; ſeine Freunde durchflog Angſt und Schrecken. Der Kaiſer ſelbſt zagte, und Maximilian von Baiern verbot ſeinem Feldherrn, je wieder ein entſcheidendes Treffen zu wagen.

Guſtav Adolph verſtand nicht blos, zu ſiegen, ſondern auch, was ſeltener iſt, den Sieg zu nützen. Wie auf Sturmesflügeln durcheilten jetzt ſeine triumphirenden Schaaren das ganze innere Deutſchland, Thüringen

Franken, die Rheinlande, und Alles beugte sich vor ihrer Macht oder eilte ihnen freundlich entgegen als Schützern. Die Reichsstädte zumal zeigten sich dem König ergeben und vermehrten durch treuen Beistand nicht wenig seine Stärke.

Die Sachsen, Gustav Adolph's Verbündete, brachen in Böhmen ein; Schrecken flog vor ihnen her. Sie zogen siegreich in Prag ein und besetzten es. Der Schwedenkönig aber wandte sich vom Rhein, wo er Mainz eingenommen und die Huldigungen vieler andern Städte erhalten hatte, zurück nach Osten, um endlich auch über Baiern, wo sein gefährlichster Feind thronte, die Kriegsgeisel zu schwingen. Tilly und der Kurfürst Maximilian suchten ihm den Uebergang über den Lech zu wehren. Aber unter dem heftigsten Kanonenfeuer schlugen die Schweden eine Brücke über den Fluß, und nach einem heißen und gefahrvollen Gefechte, wobei dem Könige selbst ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, erzwangen sie den Uebergang (am 10. April 1632). Der alte Tilly mußte, tödtlich verwundet, vom Wahlplatze getragen werden. In Ingolstadt starb er. Seine letzten Worte waren: „Nur Regensburg in Acht genommen! Regensburg, Regensburg!"

Nun zog Gustav Adolph gen Augsburg, wo er am 14. April eintraf. Welch ein hoffnungsreicher Tag für die dortigen Protestanten! Jetzt siegte wieder

das Bekenntniß, das ein Jahrhundert zuvor hier war abgelegt worden, und auf dem Grunde deſſelben erbaute ſich die neue Verfaſſung der Stadt. Der in den Zeiten der Bedrückung mit Gewalt eingeſetzte katholiſche Rath mußte abtreten und einem evangeliſchen Rathe die Sitze einräumen. In allen Kirchen wurde der evangeliſche Gottesdienſt wieder hergeſtellt.

Bald darauf brach Guſtav Adolph gegen Ingolſtadt auf, eroberte es und wandte ſich von da geradewegs gegen München, wo er am 17. Mai ſeinen feierlichen Einzug hielt. Hier zeigte er ſich auch geiſtig in ſeiner wahren Größe. Man rieth ihm, dieſe Reſidenz des Oberhauptes der katholiſchen Liga zur Sühne für Magdeburgs Zerſtörung den Flammen preiszugeben. Aber der Held wies ſolche Vorſchläge mit edlem Unwillen zurück. Er ließ den Gottesdienſt der Katholiken ungeſtört, geſtattete keinerlei Schmähungen gegen ſie und behandelt ſie überhaupt mit der äußerſten Schonung. Nur 140 große und ſchöne Kanonen, die im Zeughauſe vergraben waren, und 30,000 Dukaten, die der Lauf einer dieſer Kanonen barg, eignete er ſich als Kriegsbeute zu.

Unterdeſſen waren die ſchwediſchen Waffen unter Generalen, wie Horn, Banner, Wilhelm von Weimar, Wilhelm von Heſſencaſſel und Andern, auch am Ober-, Mittel- und Niederrhein, in Schwaben und an den

Marken des Tyroler Hochgebirgs glücklich geweſen. Ueberall, wo Schweden hinkamen, war Oeſterreichs Herrſchaft und die Macht der Liga zerſprengt, überall dort der Proteſtantismus gerettet. Der Kaiſer mußte dem Allen ruhig zuſehen; denn ihm mangelte zur Vertheidigung die Kriegsmacht.

In ſo bedrängter Lage, worin binnen ſechs Monaten nach der Breitenfelder Schlacht der früher weit gefürchtete Ferdinand gefallen, erinnerte er ſich mit bitterer Reue ſeines entlaſſenen Feldherrn Wallenſtein. Durch dieſen großen Mann war er gewaltig in deutſchen Landen geweſen; nach ſeiner Verabſchiedung traf das Unglück ihn Schlag auf Schlag. Wohin er jetzt blickte, er fand keinen Heerführer, den er Guſtav Adolph entgegenſtellen konnte; ja, er hatte kein Heer mehr und wußte nicht, wo er eins hernehmen ſollte. Mit Wallenſtein beſaß man Beides wieder. Alſo wurden Unterhandlungen gepflogen mit dem beleidigten Feldherrn wegen Wiederannahme des Commandos. Lange ließ ſich der Stolze bitten, ehe er zuſagte, und als er es endlich that, geſchah es unter Bedingungen, welche ihn über die Stellung eines Unterthanen hinaus zum unumſchränkten Herrn des Kriegs und zum Dictator des Kriegsſchauplatzes erhoben. Er erhielt die ausgedehnteſte Gewalt über das Heer, das Recht, alle Officierſtellen zu vergeben, Beförderungen und Degradationen vorzunehmen,

Krieg zu führen und Frieden zu ſchließen, den Titel eines Generaliſſimus aller öſterreichiſchen und ſpaniſchen Armeen und das Verſprechen, nach glücklich beendigtem Kriege entweder ein öſterreichiſches Erbland, oder die Lehnsherrlichkeit über eins der zu erobernden Länder zur Belohnung zu empfangen. Dabei bedung er ſich noch aus, daß weder der Kaiſer ſelbſt, noch ein kaiſerlicher Prinz ſich beim Heere ſehen laſſen dürfte. Ferdinand geſtand auch das zu; denn ihm blieb keine Wahl. Einen höhern Triumph konnte ſich Wallenſtein's Stolz nicht wünſchen. Der Undank, die Beleidigung, die er einſt vom Kaiſer erfahren, ſie waren jetzt tauſendfach aufgewogen durch die Angſt und die Erniedrigung deſſelben.

Wallenſtein fühlte ſich befriedigt. Er ließ ſeine Werbetrommel ertönen, und ſofort erſtand, wie durch einen Zauberſchlag, ein mächtiges Heer um ihn. Von allen Seiten eilten tapfere Männer herbei, um unter ſeiner Anführung Ruhm und Beute zu erwerben; ſeine alten Kampfgenoſſen ſtellten ſich ein; die ſtreitluſtige Jugend von Freund und Feind ſammelte ſich unter ſeinen Fahnen, denn ihm waren Proteſtanten nicht minder willkommen, als Katholiken. Binnen drei Monaten ſtand ein Heer von 40,000 Mann da, und die Freunde Oeſterreichs und des alten Glaubens begannen wieder Athem zu ſchöpfen.

Während nun Gustav Adolph im südlichen Deutschland seine Macht begründete, fing Wallenstein seine kriegerische Thätigkeit in Böhmen zu entwickeln an. Er vertrieb die Sachsen aus Prag und zwang sie, bis hinter die böhmischen Grenzen zurückzuweichen. Dann erst wandte er sich gegen den schwedischen König und nöthigte ihn durch die weitere Entwicklung seines Kriegsplans, sich von Baiern wieder nach Franken zurückzuziehen. In der Nähe von Nürnberg trafen beide Heere auf einander; doch vermied Wallenstein eine offne Feldschlacht. Drei Monate lagen sich die beiden größten Feldherren ihrer Zeit in ihren Verschanzungen gegenüber, blos einer den andern beobachtend und bedrohend. Die Augen der Welt waren auf Nürnberg gerichtet, wo sich das Schicksal Deutschlands entscheiden zu wollen schien. Aber es entschied sich nicht. Gustav Adolph war der Erste, dem die Geduld riß. Ohne Rücksicht auf die Warnungen seiner Generale, beschloß er, das befestigte Lager seiner Feinde am 24. August 1632 anzugreifen. Ein zehnstündiger Sturm, wo die Schweden mit höchster Tapferkeit vordrangen, die Kaiserlichen mit eben so großem Heldenmuthe widerstanden und beide Theile bedeutenden Verlust hatten, führte zu keinem Ergebniß. Den Herzogen von Friedland und Weimar wurden Pferde unter dem Leibe, dem Könige ein Theil der Sohle seines Stiefels weggeschossen. Davon, daß man keins der

beiden festen Lager erobern, aber auch nicht länger in diesen ringsum verwüsteten Gegenden ausdauern könne, mußten sich alle Heerführer überzeugen. Am 8. September brach also Gustav Adolph (nachdem er in Nürnberg eine hinreichende Besatzung gelassen) unter Trompetenschall und Trommelschlag in guter Ordnung auf und führte sein Heer vor dem Lager des Feindes vorbei nach Neustadt an der Aisch. Bald darauf verließ auch Wallenstein seine Stellung und zog weiter

Zwei Monate später treffen wir beide Gegner in den Ebenen Sachsens bei dem Städtchen Lützen wieder. Hier sollte es endlich zur entscheidenden Schlacht kommen. Am 6. November 1632, als noch die Morgennebel die Felder von Lützen bedeckten, lag das schwedische Heer auf den Knieen und verrichtete sein Gebet. Es war etwa 25,000 Mann stark. Auf den Seiten stand die Reiterei, in der Mitte das Fußvolk. Den rechten Flügel befehligte der König selbst, den linken Herzog Bernhard von Weimar, den starken Rückhalt Kniephausen. Die Soldaten waren von dem besten Geiste beseelt. Die Trompeter bliesen die Weise: „Eine feste Burg ist unser Gott," und Gustav Adolph selbst stimmte das „Feldliedlein" an („Verzage nicht, du Häuflein klein ꝛc."), das er, wie Einige behaupten wollen, auch selbst verfaßt haben soll. Nachdem er hierauf durch eine kurze, kräftige Anrede seine Völker er-

muthigt und überdem die Herbſtſonne die Nebel zertheilt hatte (es war gegen 11 Uhr Vormittags), ertheilte er ſeinen Unterbefehlshabern die Tagesbefehle. Die Loſung hieß, wie bei Breitenfeld: „Gott mit uns," die der Katholiken: „Jeſus Maria." Ohne Panzer, in einem ledernen Koller und einfachen Tuchrocke, ritt der König durch die Reihen, die ihn mit lautem Freudenruf bewillkommten. „Nun wollen wir in Gottes Namen dran. Jeſu, Jeſu, Jeſu! Laß uns heute zu Ehren deines heiligen Namens ſtreiten!" — das waren ſeine letzten Worte an das Heer. Damit ſchwang er ſeinen Degen, und „Vorwärts" erſcholl der Ruf, dem Alle begeiſtert folgten. Schon ſtand Lützen, von den Kaiſerlichen angezündet, in hellen Flammen. Ein breiter Graben trennte das ſchwediſche Heer von dem Feinde. Ein mörderiſches Feuer krachte aus dieſem Graben den Anſtürmenden entgegen. Die aber ſetzten glücklich über, trieben Wallenſtein's Infanterie aus ihrer Stellung und eroberten 7 Geſchütze. Schon winkte dem rechten Flügel des Heeres, den Guſtav befehligte, der vollſtändigſte Sieg, als der linke, den Bernhard von Weimar führte, in Unordnung gerieth. Guſtav wollte zu Hülfe eilen. Er ſetzte ſich an die Spitze des Steenbock'ſchen Regiments und ſprengte mit geringer Bedeckung voraus. Seine Kurzſichtigkeit führte ihn faſt mitten unter einen Haufen feindlicher Küraſſiere. Keine Furcht kennend, ſtürzte er

ſich unter ſie und ſuchte ſich eine Bahn zu brechen. Sein Roß ward durch den Hals geſchoſſen; ein zweiter Schuß zerſchmetterte ſeinen linken Arm. Da bat er den Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg, der ihm der Nächſte war, ihn aus dem Gefechte weg auf die Seite zu bringen. In dieſem Augenblick erhielt er einen zweiten Schuß in den Rücken, und mit dem Schmerzensruf: „mein Gott! mein Gott!“ ſank er vom Pferde, das ihn noch ein Strecke weit in den Steigbügeln fortſchleppte. Die Begleiter flohen, mit ihnen auch der Lauenburger, den man nachmals (ob mit Recht oder mit Unrecht, laſſen wir dahingeſtellt) als den geheimen Mörder des Königs bezeichnete. Guſtav Adolph verſchied in den Armen eines Edelknaben, Lasbelfin, der ſich muthig für ihn der Gefahr ausgeſetzt hatte und ſelbſt bald darauf an ſeinen Wunden ſtarb.

Als Bernhard von Weimar und Kniephauſen von dem ſchrecklichen Unfalle Nachricht erhielten, äußerte der Letztere: „die Mannſchaft ſei in ſo guter Ordnung, daß der Herzog einen ſchönen Rückzug machen könne.“ Bernhard aber antwortete zürnend: „nicht an ſo feigen Ausweg, an Sieg und Rache müſſe man denken.“ Er übernahm, Alle ermuthigend, den Oberbefehl des ganzen Heeres, ſtach einen Oberſtlieutenant, der nicht gehorchen wollte, zu Boden und ſchlug den zweiten Flügel Wallenſtein's aus dem Felde. In dieſem Augen-

blick kam Pappenheim mit seinen Reiterschaaren auf dem Wahlplatze an, und eine dritte Schlacht begann, nicht minder heftig, als die vorigen. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillone wurden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben und die zweimal verlorenen Kanonen zum zweiten Male ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuthes gaben, lag todt dahin gestreckt und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Kampfplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Den Herzog von Friedland selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele die Reihen seiner Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzten seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel ward von Kugeln durchlöchert. „Aber die Rachegötter," sagt Schiller, „beschützten heut seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen war; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen."

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heeres, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Zwei Musketenkugeln durchbohrten seine narbenvolle Brust und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Sterbend noch tröstete er sich mit dem Gedanken, daß Gustav Adolph, sein und seines Glaubens unversöhnlicher Feind, an einem Tage mit ihm gefallen sei. Mit Pappenheim's Tod verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die Reiterei ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche Stand hielten. Diesen Moment der Verwirrung benutzend, rückte die schwedische Infanterie zum letzten entscheidenden Angriffe vor. Zum dritten Male setzte sie über die Gräben und zum dritten Male eroberte sie die dahinter aufgepflanzten Geschütze. Die Sonne neigte sich eben zum Untergang, als die Niederlage der Kaiserlichen entschieden ward. Ihr Geschütz und Gepäck ging verloren, und binnen wenigen Tagen räumten sie ganz Sachsen.

Die Schweden hatten gesiegt, aber um welchen Preis! Ihr großer Feldherr, ihr Heldenkönig lag todt auf der Wahlstatt. Sie hielten diesen Verlust für unendlich größer, als den Gewinn der Schlacht, und sie

hatten Recht. Doch gingen ihr Schmerz und ihre Trauer nicht in Verzagtheit über; vielmehr beschwor Bernhard von Weimar Alle bei dem Ruhme, den sie unter Gustav Adolph's Führung gewonnen: „sie sollten auf der glorreichen Bahn beharren, seinen Tod rächen, seine Pläne durchführen und der ganzen Welt beweisen, daß der König sie unüberwindlich gemacht habe und er noch nach seinem Tode das Schrecken aller Feinde sei.“ Das ganze Heer rief: „Wir wollen dir folgen bis an's Ende der Welt!“

Während nun der heldenmüthige Bernhard das Uebergewicht der schwedischen Waffen im Felde behauptete, ergriff der weise Kanzler Oxenstierna die Zügel der Politik und handhabte sie ganz in dem Geiste seines gefallenen königlichen Freundes. Er fühlte, daß jetzt ein festes Zusammenhalten der Protestanten nöthiger sei, als je. Unmittelbar nach der Lützener Schlacht vereinigte er daher die protestantischen Reichsfürsten zu einer Berathung in Ulm. Aber Schwedens Pläne scheiterten hier an der Widersetzlichkeit Kursachsens und Kurbrandenburgs. Dagegen schlossen sich in einer spätern Versammlung zu Heilbronn der schwäbische, fränkische, ober- und niederrheinische Kreis den Absichten des Kanzlers an und mehrere auswärtige Mächte nahmen Theil an den Unterhandlungen. Oxenstierna ward das Haupt des Heilbronnischen Bundes, laut

dem Vertrag, der den 13. April 1633 dort geſchloſſen ward.

Wallenſtein hatte ſich nach ſeiner Niederlage bei Lützen nach Böhmen zurückgezogen, wo er ſtrenges Gericht über diejenigen ſeiner Officiere hielt, die ſich in jener Schlacht feig benommen hatten. Die Lücken in ſeinem Herre ergänzte er bald wieder, und ſchon im Mai 1633 konnte er ſeine Operationen wieder beginnen. Aber es ſchien, als ſei der alte Geiſt von ihm gewichen. Er wandte ſich nach Schleſien, wo eine ſächſiſch-brandenburgiſch-ſchleſiſche Armee unter Thurn, Arnheim und dem Herzog von Lauenburg ſtand. Aber ſtatt ſie zu ſchlagen, ſchloß er einen Waffenſtillſtand mit ihr und trat ſogar mit den Führern in Friedensunterhandlungen. Sodann belagerte er lange vergeblich die Feſtung Schweidnitz. Endlich nahm er zwar den Grafen Thurn mit 4000 Mann bei Steinau gefangen, gab aber ſofort dem alten böhmiſchen Helden die Freiheit wieder. Dies nahm man in Wien dem Herzog ſehr übel. Man wußte gar nicht, was man von ſeinem Verfahren denken ſollte. Die Wahrheit aber war, daß Wallenſtein jetzt ernſtlich damit umging, ſeinen alten Plan, ſich die böhmiſche Krone auf's Haupt zu ſetzen, zur Ausführung zu bringen. Dazu bedurfte er der Hülfe Sachſens und Schwedens, und darum ſchonte er dieſe im Felde. Die Unterhandlungen mit dem Feinde waren ſchon ziemlich

weit gediehen und der von aſtrologiſchen Viſionen beherrſchte Kriegsfürſt wartete nur noch auf eine günſtige Conſtellation am Himmel, um zum Werke zu ſchreiten. Darüber verfloß aber die rechte Zeit, und ſein Vorhaben ward dem Kaiſer kund. Die Gefahr für Letzteren war dringend. Der mit Donnern des Kriegs umgebene Verbrecher ſchien des Anſpruchs auf gewöhnliche Rechtsformen verluſtig. Alſo gab Ferdinand II. einigen Getreuen den Befehl, ſich Wallenſtein's und ſeiner wichtigſten Verbündeten lebend oder todt zu bemächtigen. Darauf erfolgte der Meuchelmord des Helden zu Eger, am 25. Februar 1634. Gleichzeitig mit ihm fielen ſeine Freunde Terzky, Kinsky, Illo und Neumann. Der Kaiſer ließ 3000 Seelenmeſſen für die Getödteten leſen. Sein Gewiſſen war alſo doch nicht ganz beruhigt! Denn bewieſen war Wallenſtein's Verrath noch keineswegs; es lag nur der dringendſte Verdacht gegen ihn vor.

Nach dem Tode des Gewaltigen übernahm des Kaiſers Sohn, König Ferdinand von Ungarn, den Oberbefehl über das katholiſche Heer. General Gallas ſtand ihm leitend und rathend zur Seite; Hülfsvölker aus Italien und Lothringen verſtärkten ſeine Macht. Die erſten Unternehmungen des Prinzen liefen glücklich ab. Er eroberte Regensburg wieder, deſſen ſich einige Zeit vorher Herzog Bernhard bemächtigt hatte, nahm

Donauwerth ein und belagerte Nördlingen. Zur Rettung letztgenannter Stadt wagten Bernhard von Weimar und Gustav Horn am 7. September 1634 eine Schlacht und erlitten die vollständigste Niederlage. Gegen 12,000 Todte bedeckten den Wahlplatz; fast alles Geschütz und viele Gefangene fielen in kaiserliche Hände. In Folge so großen Siegs wurden den Schweden viele Länder und Städte entrissen. Mit neuer Uebermacht erhob sich die katholische Partei, aber nicht allein durch jenes Waffenglück, sondern vorzüglich auch durch die Erbärmlichkeit der protestantischen Fürsten von Sachsen und Brandenburg. Der Kurfürst von Sachsen, welcher, bei nur einigem Muth, noch ganz wohl im Stande gewesen wäre, die Sache seiner Glaubensgenossen aufrecht zu erhalten, schloß am 30. März 1635 zu Prag mit dem Kaiser einen Frieden, wodurch er auf's Neue in dem Besitz der Oberlausitz bestätigt wurde. Gleichzeitig löste sich der Heilbronner Bund wieder auf, und mehre Theilnehmer desselben, wie Kurbrandenburg, Mecklenburg, Braunschweig und andere Reichsstände schlossen sich aus Furcht vor dem Kaiser dem zwischen Sachsen und Oesterreich geschlossenen Frieden an. Zum Vorwand wurde dabei die Herstellung der Ruhe und die Vertreibung der fremden Kriegsvölker genommen; im Grunde aber war die Handlungsweise der betreffenden Fürsten nichts als ein Verrath an der Sache des

Protestantismus und die Ursache lediglich die erbärmlichste Feigheit. Denn dem bigotten Kaiser war es um nichts weniger, als um einen Frieden mit den „Ketzern“ zu thun; nein, ausrotten wollte er sie, und zwar durch sie selbst. Das merkten aber jene beschränkten Köpfe nicht, oder es kümmerte sie nicht. Gewannen sie doch für sich einige materielle Vortheile!

Die Schweden, so wie alle protestantischen deutschen Länder, welche gen Westen zu lagen, waren nun plötzlich preisgegeben; ihre Friedensvorschläge wurden nicht angehört, und so blieb ihnen um ihrer Selbsterhaltung willen nichts Andres übrig, als sich ganz in die Arme Frankreichs zu werfen, von dem sie allein noch Rettung hoffen konnten. Aber Frankreich war dabei nicht uneigennützig, sondern es sah bereits mit lüsternem Blick auf das schöne Elsaß und freute sich, wie Deutschlands Macht durch seine eigenen Fürsten zersplittert und vernichtet ward. Ein französisches Heer unter dem Marschall Laforce kam über den Rhein. Ein anderes Heer führte Bernhard von Weimar, der, um die Mittel zur Fortsetzung des Kriegs zu gewinnen, als Feldmarschall in französische Dienste getreten war. Er empfing jährlich 4 Millionen Livres und unterhielt dafür eine Streitmacht von 6000 Reitern und 12,000 Fußgängern.

Seitdem dauerte in den rheiniſchen Gegenden der Krieg mit abwechſelndem Glücke der Parteien, aber zu ſtetem Jammer der Einwohner fort. Gleichzeitig ermannten ſich auch im Norden die Schweden wieder. Am 22. October 1635 ſchlugen ſie die Sachſen, die ihnen jetzt als Feinde gegenüberſtanden, bei Dömitz im Mecklenburgiſchen und am 7. December noch einmal bei Kiritz. Nichtsdeſtoweniger wurden die Friedensanträge, zu denen ſich Oxenſtierna nochmals herbeiließ, auch jetzt noch von dem ſtarrköpfigen Kaiſer zurückgewieſen. Da traf der ſchwediſche Kanzler von Neuem die kräftigſten Anſtalten zur nachdrücklichen Führung des Kriegs.

General Banner, der Sieger von Dömitz und Kiritz, erhielt den Oberbefehl über die ſchwediſche Macht. Er war vierzig Jahre alt, ſeit dem achtzehnten Lebensjahre Soldat, Guſtav Adolph's Begleiter auf allen ſeinen Feldzügen, Commandant des rechten Flügels in der Entſcheidungsſchlacht bei Breitenfeld, ein Mann von bewährtem Heldenſinn, reich an Anſchlägen, beſonnen in Gefahren, fähig der höchſten Anſtrengungen, aber auch fröhnend den höchſten Lüſten und Ausſchweifungen, wie Demetrius Poliorcetes oder Marcus Antonius, welche aus ähnlichen böſen Zeiten hervorgingen und ſie bald zu beherrſchen ſchienen, bald ihnen knechtiſch dienten. Am 4. December 1636 ſchlug der neue Oberfeldherr die der Zahl nach ſtärkern Kaiſerlichen und Sachſen bei

Wittſtock dergeſtalt auf's Haupt, daß 4 — 5000 um's Leben kamen, 150 Standarten und Fahnen, 35 Kanonen, 180 Munitionswagen, alles Gepäck, das kurfürſtliche Silbergeſchirr, die Kanzlei ꝛc. erobert und außerdem gegen 2000 Gefangene gemacht wurden. Faſt ganz Brandenburg, Sachſen, Thüringen und ein Theil Frankens fiel in die Botmäßigkeit des Siegers, welcher (wie ein Schriftſteller nur zu wahr ſagt) mit Drohungen, Gewalt und Brand Gelder zuſammentrieb, und, um Sachſens Abfall zu beſtrafen, ſeinen Söldnern die ärgſten Ausſchweifungen jeder Art erlaubte. So weit war man binnen wenigen Jahren von Guſtav Adolph's Weisheit und Edelmuth zurückgekommen!

Im nächſten Jahre, am 15. Februar 1637, ſtarb Kaiſer Ferdinand II., der Urheber dieſes unſeligen Kriegs. Wüßte man auch nichts aus der argen Geſchichte dieſer Jahre, als daß Böhmen beim Antritte ſeiner Regierung 3 Millionen, beim Schluſſe derſelben aber nur 780,000 Einwohner hatte, ſo genügte dies ſchon, ihn, ſeine Umgebungen und ſeine Zeit abzuſchildern.

Ferdinand III., der bisherige König von Ungarn, ward, ohne Rückſicht auf vereinzelte Widerſprüche, ſeines Vaters Nachfolger und beharrte im Ganzen auf derſelben Bahn.

Im Frühling des Jahres 1637 ſchloſſen die Kaiſerlichen, welche ſich bedeutend verſtärkt hatten, Ban-

nern in seinem festen Lager bei Torgau dergestalt ein, daß sie bestimmt darauf rechneten, ihn mit seinem ganzen Heere gefangen zu nehmen; allein am 29. Juni brach er, sie täuschend, auf und machte mit 14,000 Mann durch 60,000 hindurch einen so meisterhaften Rückzug nach Pommern, daß er mit Recht spottend sagen konnte: die Kaiserlichen hätten ihn im Sack gehabt, aber vergessen, diesen zuzumachen. Zwar folgten sie ihm und eroberten einen guten Theil Pommerns; doch Hunger und Elend trieben sie bald wieder hinweg.

Um diese Zeit ging am Rheine der Stern Bernhard's von Weimar im hellsten Glanze auf und zog die Blicke der Völker auf sich. In raschem Siegeslaufe zerschmetterte der Held seine Gegner. Am 3. März 1638 schlug er die Kaiserlichen bei Rheinfelden und nahm ihren Oberanführer, den Herzog von Savelli, nebst 3 andern Generalen, Johann von Werth, Enkeford und Sperreuter, gefangen. Am 9. August siegte er bei Wittenweier im Breisgau über das 12,000 Mann starke Corps des Generals Götze. Am 5. October vernichtete er die Streitmacht des Herzogs Karl von Lothringen auf dem Ochsenfelde bei Thann; acht Tage darauf schlug er den General Götze noch einmal, und am 19. December eroberte er das feste Breisach. So groß war seine Tüchtigkeit und der Erfolg, daß Frankreich ihn fürchtete, Schweden ihn beneidete

und er ſelbſt kaum Zweifel hegte, er werde bald als eine unabhängige, entſcheidende Macht in Deutſchland auftreten können. Da raffte ihn unerwartet eine anſteckende Krankheit am 18. Juli 1639 im 35. Jahre ſeines Lebens dahin.

Seinem Teſtamente zufolge, ſollte das Eroberte beim deutſchen Reiche bleiben und demjenigen ſeiner Brüder gehören, der es übernehmen wollte. Ohne jedoch auf ſeine Beſtimmungen irgendwie Rückſicht zu nehmen, bemächtigte ſich Frankreich durch Hinterliſt, Beſtechung und Gewalt der trefflichen Armee des weimar'ſchen Helden, um welche alle kriegführenden Parteien buhlten, und errang durch dieſelbe die Ueberlegenheit im Felde und ſicherte ſich den Beſitz Breiſachs und des ganzen Elſaſſes.

Bernhard's Tod hatte übrigens nachtheilige Folgen für die ſchwediſchen Waffen. Denn obgleich Banner und der Marſchall Guebriant, der jetzt das franzöſiſche Heer commandirte, ihre Streitkräfte vereinten, ſo waren doch ihre Charaktere, Abſichten und Zwecke zu verſchieden, weshalb Jeder bald wiederum ſeine eigne Bahn verfolgte und dem Andern die Schuld des Mißlingens und der Trennung beimaß.

Am 20. Mai 1641 verloren die Schweden ihren dritten großen Feldherrn, Johann Banner, im 44. Jahre ſeines Alters. Er ſtarb in Halberſtadt. Trotz

aller Mängel, Härten und Ausschweifungen hatte er die Kunst verstanden, das Vertrauen der Soldaten zu gewinnen, sein Heer stets in gutem Zustande und auf achtunggebietendem Fuße zu erhalten und die feindlichen Armeen zu Grunde zu richten. Man fürchtete daher, daß er nicht zu ersetzen sein würde. Auch schwankte man lange in Schweden, wem man das schwierige Amt eines Oberbefehlshabers übertragen sollte. Oxenstierna's menschenkundiger Blick fand endlich den richtigen Mann in Leonhard Torstenson.

Im November 1641 kam Torstenson mit frischen Truppen in Deutschland an, stellte die Mannszucht in dem verwilderten Heere wieder her und brachte neues Leben in das Ganze. Er war einer der fähigsten Zöglinge Gustav Adolph's und hatte lange an der Spitze des Geschützwesens gestanden. Obgleich er von dem Podagra gelähmt und fortwährend an die Sänfte gefesselt war, besiegte er doch alle seine Gegner durch Schnelligkeit. Seine Unternehmungen hatten Flügel, während sein Körper die schrecklichste aller Hemmketten trug. Unter ihm veränderte sich der Schauplatz des Krieges und neue Maximen herrschten, welche die Noth gebot und der Erfolg rechtfertigte. Da alle Länder, um die man bisher gestritten hatte, erschöpft waren, so führte Torstenson sein Heer in die österreichischen Besitzungen, die allein den Jammer des Krieges, unter dem ganz

Deutſchland blutete, noch nicht gefühlt hatten. Er eroberte zuerſt Oberſchleſien, ſchlug den Herzog Franz Albrecht von Lauenburg bei Schweidnitz, ergoß ſich ſodann über Mähren, nahm Ollmütz weg, ſättigte ſeine Krieger an dem fetten Tiſche Oeſterreichs und ſchleuderte den Feuerbrand bis an den Thron des Kaiſers.

Die kaiſerlichen Streitkräfte wurden damals von den Generalen Piccolomini, Gallas, Altringer und dem Erzherzoge Leopold angeführt, von denen keiner hervorragende Feldherreneigenſchaften beſaß. Aber vor ihrer vereinigten Macht mußte ſich Torſtenſon doch zurückziehen. Er wich bis Sachſen; die Feinde folgten ihm. Torſtenſon erwartete ſie in der Nähe von Leipzig. Als das kaiſerliche Heer unter Erzherzog Leopold und Piccolomini dahin gekommen war, wohin er es haben wollte, griff er es plötzlich am 2. November 1642 mit der größten Entſchloſſenheit an. Das Schlachtfeld war daſſelbe, auf dem Guſtav Adolph vor zwölf Jahren den alten Tilly geſchlagen; es waren die Ebenen von Breitenfeld. Die Schweden, befeuert von den großen Erinnerungen, die ſich an dieſe Stätte knüpften, fochten mit unvergleichlichem Heldenmuth, und ſo errang Torſtenſon einen Sieg, der nicht weniger entſcheidend war als jener Guſtav Adolph's. Von den Kaiſerlichen blieben 5000 auf dem Platze, und beinahe eben ſo viele wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie

von 46 Kanonen, das Silbergeschirr und die Kanzlei des Erzherzogs, die ganze Bagage der Armee fiel in der Sieger Hände. Aber auch diese hatten über 3000 Mann verloren, darunter zwei ihrer besten Generale, Slange und Lilienhök.

Leipzig selbst, welches drei Wochen nach der Breitenfelder Schlacht bezwungen wurde, war der schönste Lohn für die gemachten Anstrengungen. Die Stadt mußte das ganze schwedische Heer neu bekleiden und sich mit drei Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handlungshäuser, die ihre Waarenlager darin hatten, mit Taxen beschwert wurden, von der Plünderung loskaufen. Darauf machte Torstenson einen Versuch gegen das feste Freiberg, der jedoch an der Tapferkeit und der Ausdauer der dortigen Besatzung scheiterte. Ohne seine Zeit länger vor den Mauern dieses im Ganzen unwichtigen Platzes zu verlieren, wandte sich nun der schwedische Feldherr im Frühling 1643 wieder gegen die österreichischen Erblande, drang in Böhmen und Mähren ein und ließ seine Schaaren bis an die Thore von Wien streifen. Durch diesen kühnen Feldzug wäre der Krieg auf einmal zum Vortheil Schwedens entschieden gewesen, wenn der französische Marschall Guebriant mit seinem Heere zu gleicher Zeit nach Baiern hätte vorrücken können. Aber Guebriant, nachdem er den bairischen General Lamboy bei Kempen geschlagen, er-

hielt unglücklicher Weise bei der Erstürmung von Rottweil eine Wunde, an der er starb. Sein Nachfolger im Commando aber ließ sich von den kaiserlich-bairischen Truppen unter Hatzfeld und Johann von Werth, welcher letztere seit einiger Zeit gegen den bei Nördlingen gefangenen Gustav Horn ausgewechselt worden war, am 24. November 1643 bei Tuttlingen dergestalt überfallen, daß er bis zur Vernichtung geschlagen ward.

Ein neues Gewitter zog sich jetzt über Schweden zusammen, indem sich auch das protestantische Dänemark, eifersüchtig auf Schwedens politisches Uebergewicht, zu Gunsten des Kaisers rüstete. Aber Torstenson, zuvorkommend, trieb die Dänen in raschem Siegeslauf zu Paaren, besetzte Holstein, Schleswig und Jütland und zerstäubte das Hülfsheer des kaiserlichen Generals Gallas am 23. November 1644 bei Jüterbock. Fast die gesammte kaiserliche Reiterei ging hier zu Grunde. Das Fußvolk, das sich gerettet, wurde am 22. December von Torstenson's Unterbefehlshaber, Königsmark, bei Magdeburg vernichtet. Ein nochmaliger Sieg, den der unüberwundene Torstenson am 24. Februar 1645 bei Jankowitz in Böhmen über die kaiserlichen Generale Hatzfeld und Götz erfocht, gab die österreichischen Erblande bis Wien von Neuem den schwedischen Waffen Preis.

Dänemark beeilte ſich jetzt, mit Schweden Frieden zu ſchließen. Er kam am 18. Auguſt 1645 zu Brömſebro zu Stande. Auch Sachſen erkaufte einen Waffenſtillſtand, welcher, von Zeit zu Zeit verlängert, bis zum Frieden dauerte. Baiern, das bisher immer ſtandhaft zum Kaiſer gehalten, mußte ſich ebenfalls zu einem Stillſtand bequemen, brach jedoch denſelben wieder und ward durch erneute Kriegsverwüſtung beſtraft. Böhmen, Schleſien, Oeſterreich fühlten wiederholt die ſchwere Hand der Schweden.

Torſtenſon glaubte nun genug gethan zu haben um ſich Ruhe gönnen zu dürfen. Er kam um Enthebung vom Oberbefehl ein, weil ſein durch Kriegsſtrapazen geſchwächter Körper Pflege und Erholung bedurfte. Man willfahrte ihm, obwohl ungern *). Sein Nachfolger wurde Guſtav Wrangel.

Am Rhein war unterdeſſen mit abwechſelndem Glücke gefochten worden. Marſchall Türenne, welcher nach der Niederlage bei Tuttlingen den Oberbefehl über das franz. Heer übernommen, war zwar am 25. April 1645 bei Mergentheim geſchlagen worden, hatte aber drei Monate ſpäter (am 24. Juli) bei Allersheim die Scharte wieder ausgewetzt. Im folgenden Jahre (1645) vereinigte er

*) Torſtenſon lebte nur noch wenige Jahre. Er ſtarb am 17. April 1651.

ſich bei Gießen mit dem ſchwediſchen Heere unter Wrangel. Beide zuſammen drangen nunmehr nach Baiern und Schwaben vor und bedrängten die Kaiſerlichen arg. Der Kaiſer war ſo herunter, daß er nur noch über 12,000 Mann verfügen konnte, denen er einen Proteſtanten, den Heſſen Peter Holzappel, genannt Melander, zum Führer geben mußte. Alle andern namhaften Generale waren todt, dahingerafft theils durch Krankheiten, theils durch Schlachten. Zum Unglück für den Kaiſer war Melander nur ein höchſt untergeordnetes Talent, das ſich weder mit einem Wrangel, noch mit einem Türenne meſſen konnte. Er wurde am 17. Mai 1648 von den Schweden bei Zusmarshauſen geſchlagen und fand in dieſem Treffen ſeinen Tod. Gleichzeitig überrumpelte der ſchwediſche General Königsmark die Stadt Prag, und nun mußte der tiefgebeugte Ferdinand, der keinen Soldaten mehr zur Vertheidigung hatte, die Hand zum Frieden bieten. So endigte der dreißigjährige Krieg an demſelben Orte, wo er angefangen hatte.

Nur in ſeiner erſten Hälfte war übrigens dieſer Krieg ein Religionskrieg geweſen. Nach Guſtav Adolph's Tode trat der religiöſe Geſichtspunkt mehr und mehr in den Hintergrund und dagegen der politiſche immer klarer und beſtimmter hervor. Es ſtanden ſich von da an nicht mehr blos Katholiken und Proteſtanten gegenüber,

sondern es drängten sich die großen europäischen Mächte, Frankreich und Schweden auf der einen, Oesterreich und seine Verbündeten auf der andern Seite, nach dem Schwerpunkte hin, der das Gleichgewicht Europas halten und stützen sollte. Das arme Deutschland, der Tummelplatz aller dieser gegen einander stoßenden Kräfte, litt freilich fürchterlich dabei. Es verlor mehr als die Hälfte seiner Einwohner und leerte den Becher des Elends bis auf die Hefe. Die Bevölkerung des einst so reichen und blühenden Augsburgs sank von 80,000 auf 18000 herab und in Hessen blieb nur ein Viertel der frühern Einwohnerzahl übrig. Dasselbe Verhältniß ergab sich auch in andern deutschen Ländern. Eine Unzahl Dörfer und Städte lagen in Asche oder waren verlassen, und auf den öden Gassen trieben sich Wölfe herum. Die Felder ringsum lagen wüste; sie waren Jahre lang nicht bebaut worden. Alle Vorräthe waren aufgezehrt, alle Cassen geleert, Bürger und Bauer an den Bettelstab gebracht. In manchen Gegenden mußte der Landmann aus Mangel an Zugvieh den Pflug selber ziehen. Von Schulen und Lehrern war fast nicht mehr die Rede, das Gewerbswesen so gut wie vernichtet. Doch genug der Erinnerungen an das namenlose Unglück, welches Deutschland damals betroffen. Man schaudert bei dem Gedanken an die Schändlichkeiten, womit Unmenschen den Namen der Menschheit entehrten, und flucht der

katholiſchen Verfolgungsſucht, welche alle dieſe Greuel hervorrief.

Der Friede wurde am 24. October 1648 zu Münſter in Weſtphalen abgeſchloſſen und heißt darum der weſtphäliſche Friede. Die einzelnen Beſtimmungen deſſelben klingen zu juridiſch, als daß wir ſie hier nach ihrer Schärfe auffaſſen und darſtellen könnten. Die Hauptſache war die, daß man wieder auf den alten, im Jahre 1555 geſchloſſenen Religionsfrieden von Augsburg zurückkam und daß dieſer Friede (was immer als ein Fortſchritt betrachtet werden muß) von nun an auch den Reformirten zu gute kommen ſollte, obwohl damit das ſtreitige Verhältniß der Lutheraner und Reformirten unter ſich keineswegs beſeitigt ward. Rückſichtlich der Kirchengüter, die ſo vielen Streit verurſacht hatten, wurde das Jahr 1624 als Normaljahr angenommen, d. h. was am 1. Januar des genannten Jahres in den Händen der Katholiken geweſen, blieb katholiſch und ſo umgekehrt, und darnach wurden die Verhältniſſe regulirt. Wo in einem Lande an irgend einem Tage dieſes Jahres freie Religionsübung geweſen, da ſollte ſie bleiben. Wo dieſe Freiheit damals nicht ſtattgefunden, da ſollte ſie auch jetzt nicht geboten ſein. Den Andersgläubigen wurde zwar für ihre Perſon Hausandacht und Erziehung der Kinder in der Confeſſion der Eltern geſtattet; aber dem Landesherrn blieb auch das Recht, ſie

fortzuweiſen, wenn er es für gut finden ſollte. Das Schickſal der Proteſtanten in katholiſchen Ländern blieb ſonach immer ein höchſt prekäres. Dagegen hatten auch die Katholiken in proteſtantiſchen Fürſtenthümern und Städten eben ſo wenig ſichere Duldung zu erwarten.

Die an Baiern übertragene Kurwürde wurde an die Pfalz zurückgegeben; doch blieb auch Baiern im Beſitz der ſeinigen. Frankreich behielt das Elſaß, Schweden Pommern und einen Theil von Mecklenburg. Dieſe Ländervertheilung geſchah unter dem Titel von Kriegsentſchädigungen.

Die Urtheile über den Werth und Unwerth des weſtphäliſchen Friedens — ſagt Raumer am Schluſſe des dritten Bandes ſeiner Geſchichte Europas — ſind ſchon zur Zeit ſeines Abſchluſſes und ſpäter noch weit mehr auseinander gegangen. Einerſeits darf man nicht vergeſſen, daß die Beendigung eines ſolchen Kriegs unter allen Bedingungen einen unſchätzbaren Gewinn in ſich ſchloß, daß die Schwierigkeiten der Vereinigung und Ausſöhnung unendlich größer waren, als ſie uns bei veränderten Anſichten erſcheinen, und daß auf jeden Fall politiſche und kirchliche Tyrannei oder Anarchie durch den Frieden damals im Ganzen und Großen von Deutſchland hinweggewieſen wurden. Andererſeits wäre es aber nicht minder irrig, die Mängel ſeines Inhalts und die Beſchränktheit mancher leitenden Grundſätze zu leugnen

und in buchſtäblichem Feſthalten aller ſeiner Beſtimmungen die rechte Lebensquelle deutſcher Entwicklung zu ſehen. Der weſtphäliſche Friede hat dieſe gefördert, aber auch gehemmt, obgleich man weder alles Gute noch alles Böſe, was ſeitdem geſchah, lediglich an ihn anknüpfen kann. Spricht man aber nicht allein von ihm, ſondern vom dreißigjährigen Kriege überhaupt, ſo iſt offenbar, daß die Wehen deſſelben trotz des Friedens noch fortdauerten und Deutſchland (nur mit Ausnahme einzelner Theile und einzelner Augenblicke) an hundert Jahre wie betäubt, beſinnungslos und abgeſtorben dahin vegetirte, ohne ächtes, friſches Leben in Staat, Kirche, Wiſſenſchaft oder Kunſt. Wenige Theile der Geſchichte erfüllen, ſo wie die des dreißigjährigen Kriegs, das Gemüth mit ſolchem Ueberdruß an allem Geſchehenen, mit einer ſo herben Einſicht in die Nichtigkeit und Vergeblichkeit des menſchlichen Treibens. Nicht als wäre den Gegenſtänden, um welche es ſich handelte, die höchſte Wichtigkeit abzuſprechen; ſondern weil Aberglaube, Habſucht, Hochmuth, Rachſucht und mehr als viehiſche Leidenſchaften ſich hinter ſtetem Gerede von Freiheit und Religion verſteckten und damit aufputzten, weil Niemand einſehen konnte oder wollte, daß dieſe in aller Glorie daſtehen würden, ſobald man nur Sünde und Dummheit aus den Herzen und Köpfen vertreibe. So natürlich es iſt, wenn der Geſchichtſchreiber über dies lange Gemiſch von

Tyrannei und Anarchie hinwegeilt, ſo nothwendig und heilſam iſt es auf der andern Seite, den deutſchen Fürſten und Völkern in dieſem Sündenſpiegel recht klar zu zeigen: Innern Frieden gebiete das höchſte aller Geſetze, und entſpringender Zwiſt ſei auf dem Wege der Milde und des Rechts, nicht aber der Gewalt auszugleichen. Wehe Dem, welcher ſich aus blindem Eifer und verdammlicher Unduldſamkeit jemals auf deutſcher Erde wieder ſo benimmt, daß die Unterdrückten verzweifelnd Fremde herbeirufen müſſen! Wehe aber auch Denen, welche ohne hinreichenden Grund ſich in frevelhaftem Leichtſinne zu dieſem gefährlichſten aller Heilmittel entſchließen!

Schlußwort.

Mit dem westphälischen Frieden geht die äußere Geschichte der Reformation zu Ende. Einige Historiker, die über diesen Gegenstand geschrieben, schließen ihre Darstellungen schon mit dem Augsburger Religionsfrieden, und sie haben insofern Recht, als die Bestimmungen dieses Friedens später auch den Artikeln des westphälischen zu Grunde gelegt wurden. Unrecht haben sie aber wieder, wenn man bedenkt, daß die Errungenschaft der Reformation durch den Augsburger Religionsfrieden noch keineswegs gesichert war, sondern durch den dreißigjährigen Krieg noch einmal gänzlich in Frage gestellt wurde. Erst nachdem Katholicismus und Protestantismus ihre Kräfte in diesem Riesenkampfe gemessen, erst nachdem das reformatorische Princip auch diese Feuerprobe siegreich bestanden, konnte die evangelisch-protestan-

tiſche Kirche in Deutſchland als geſichert und in ſich gefeſtigt betrachtet werden. Darum iſt es denn auch nöthig, den dreißigjährigen Krieg mit in den Bereich der Reformationsgeſchichte zu ziehen. Er bildet gewiſſermaßen den Schlußpunkt. Bis zum weſtphäliſchen Frieden war die proteſtantiſche Kirche eine *ſtreitende* Kirche; von da an blieb ſie im unangefochtenen Beſitze des Erworbenen. Denn wenn es auch fernerhin nicht an gegenſeitigen Anfeindungen, Reibungen und ärgerlichen Vorfällen fehlte, ſo waren dies doch immer nur vereinzelte Erſcheinungen, die keinen nachhaltigen, erſchütternden Einfluß auf das große Ganze übten. Die Ströme der verſchiedenen Glaubensrichtungen floſſen ruhig in dem Bette dahin, das ihnen das Schwert des Krieges gegraben. Was bis dahin proteſtantiſch geweſen, blieb es, und umgekehrt. Keinem von beiden Theilen gelang es, weitere Eroberungen zu machen; jeder bewegte ſich innerhalb der gezogenen Grenzen. Und ſo kann denn auch in den beiden folgenden Jahrhunderten nicht mehr von einer *Reformations-*, ſondern blos noch von einer *Kirchengeſchichte* die Rede ſein.

Die katholiſche Kirche konnte ihre Verluſte am wenigſten verſchmerzen, und die römiſche Curie entwarf immer neue Pläne, um das Verlorene wieder zu gewinnen. Was nicht mit der Gewalt der Waffen hatte erreicht werden können, ſollte nun auf dem langſameren

Wege der Liſt und Ueberredung erlangt werden. Roms Sendlinge ſuchten das proteſtantiſche Schweden zu umgarnen, und wirklich gelang es ihnen, die Tochter des großen Guſtav Adolph, die ehrvergeſſene Königin Chriſtine, 1654 in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurückzuführen. Einen ähnlichen Triumph feierten ſie ſpäter in Kurſachſen, der Wiege der Reformation, indem ſie 1697 den Kurfürſten Auguſt und ſein Haus um den Preis der Krone Polens für den Katholicismus gewannen. Allein dieſe Siege blieben ohne Früchte. Die Zeiten waren vorbei, wo die Völker von ihren Fürſten in neue Bahnen mit fortgeriſſen wurden.

Mehr Erfolg hatte das Streben Roms und ſeiner Vorfechter, der Jeſuiten, in Frankreich, wo König Ludwig XIV. die Reformirten durch Dragoner bekehrte und durch Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 die bis dahin beſtandene Gewiſſensfreiheit vernichtete. Ein blutiger Aufſtand der reformirten Bewohner des Sevennengebirgs, der ſogenannte Camiſardenkrieg, war die Folge, und Ströme von Blut floſſen dem blinden Verfolgungseifer des wortbrüchigen Tyrannen. Auch in dem benachbarten Savoyen kam es 1686 zwiſchen dem bigotten Herzog Victor Amadeus und den Nachkommen der hartgeprüften Waldenſer, den ſogenannten Barbets, zu blutigen Kämpfen, die mit dem Unter-

liegen des ſchwächeren Theils und der Unterdrückung der reinern Lehre endigten.

Nicht minder thätig waren die Jeſuiten in Polen, wo ſie 1724 durch ihre Ränke den proteſtantiſchen Bürgermeiſter von Thorn nebſt 9 andern daſigen Bürgern auf's Schaffot brachten. Auch in der Schweiz hetzten ſie die Parteien an einander, und was Deutſchland anbelangt, ſo durfte es der Erzbiſchof Firmian von Salzburg 1732 wagen, 30,000 ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen aus dem Lande zu jagen.

Doch dem weitern Umſichgreifen des Katholicismus ſetzte die ſchwellende Macht Preußens, an das nach dem Religionswechſel des kurſächſiſchen Regentenhauſes die Schirmherrſchaft über die proteſtantiſche Kirche in Deutſchland factiſch übergegangen war, einen Damm entgegen. Das öſtreichiſche Kaiſerhaus, an das ſich die Pläne der römiſchen Partei knüpften, wurde durch die Siege Friedrich's des Großen in die ihm gebührenden Schranken zurückgewieſen, und ſo vermochten die katholiſchen Proſelytenmacher bei allen ihren Umtrieben und Anſtrengungen doch kein irgend bemerkenswerthes Reſultat zu erzielen. Sie gewannen Einzelne, erlangten aber durchaus keinen Einfluß auf die proteſtantiſchen Maſſen.

Um dieſelbe Zeit erhob ſich die franzöſiſche Philoſophie, welche, getragen und gepredigt von ge-

[redacted]er Hierarchie und Bigotterie eine un-
[redacted] beibrachte. Toleranz wurde das
[redacted]von einem Ende Europas bis zum an-
[redacted]e, und die Macht der öffentlichen Mei-
[redacted]ſich ſo gewaltig, daß die beſtändigen Schürer
[redacted]ishaſſes, die Jeſuiten, in einem und dem
Augenblicke aus den bedeutendſten europäiſchen
ausgewieſen wurden. Ein Papſt, Clemens
bot ſelbſt hierzu die Hand, indem er den Or-
1773 aufhob. Die Stürme der franzöſiſchen
Revolution, die bald darauf folgten, machten das
ſchadhaft gewordene Gebäude der römiſchen Prieſterherr-
ſchaft noch defecter, und erſt nach der Bezwingung Na-
poleons 1815 konnte man an Ausbeſſerung und Wieder-
aufbau denken. Sofort entwickelte man aber auch eine
außerordentliche Thätigkeit, und ſchon 1844 konnte man
es unternehmen, durch die Ausſtellung des ſogenannten
heiligen Rockes zu Trier das alte Ablaßunweſen
vor den Augen des ſtaunenden Deutſchlands wieder her-
aufzubeſchwören. Doch die Vergeltung folgte dem Fre-
vel auf dem Fuße nach. Die mit Füßen getretene Ver-
nunft machte ihrer Entrüſtung in einem flammenden
Briefe Luft, welchen der ſuspendirte katholiſche Prieſter
Johannes Ronge an den Biſchof Arnoldi zu Trier
ſchrieb. Ohne einen ſo ungeheuern Erfolg nur zu ahnen,
wurde Ronge durch dieſen Brief der Herold einer groſ-

artigen Bewegung, welche einen großen Theil der freigesinnten Katholiken Deutschlands von Rom losriß und zu einer selbstständigen Kirche, der deutsch-katholischen, vereinigte.

Während dies auf katholischer Seite vorging, war man auch auf protestantischer nicht müßig. Der deutsche Protestantismus hatte seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges verschiedene Phasen durchgemacht. Er war von der Orthodoxie zum Pietismus, vom Pietismus zum Rationalismus gekommen. Der Geist, beschwingt durch die Ergebnisse der philosophischen Forschung, war längst über die Form hinausgewachsen, und letztere, da sie keinen Inhalt mehr hatte, konnte dem ersteren nur noch hinderlich sein. Jetzt nun, wo das reformatorische Princip in neuer Stärke erwachte, versuchte man auch dieses Hemmniß zu beseitigen. Die Freunde des Fortschritts und der Wahrheit, geführt von Männern, wie Wislicenus, Uhlig, König und Andern, gingen rüstig an's Werk. Unter ihrem Angriff erbebten die verwitterten Mauern der alten Satzungen und die rostige Dogmenkette begann sich zu lösen. Da griff die weltliche Gewalt ein, die solchem Beginnen nicht hold war. Die Herrscher glaubten ihr politisches Interesse gefährdet, wenn das Alte in Religion und Kirche bedroht werde; darum stemmten sie sich mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht dem

Strome der Neuerung entgegen. Der Kampf war ungleich. Die Freunde des Lichts und einer geläuterten Gottesverehrung ſtritten lediglich mit den Waffen des Geiſtes, ihre Widerſacher dagegen mit dem vollen Gewicht ihrer materiellen Macht, mit Unterſuchungen, Suspenſionen, Amtsentſetzungen u. dergl. Die Folge davon war, daß viele wackere Männer, halb freiwillig, halb gezwungen, aus dem evangeliſchen Kirchenverbande austraten und freiproteſtantiſche Gemeinden bildeten, um, unbeläſtigt von geiſttödtendem Formenzwang, Gott auf eine Weiſe zu verehren, wie ſie ihrem fortgeſchrittenen religiöſen Bewußtſein entſprach.

Noch dauert der Kampf fort. Die Frage iſt, ob Luthers Wort oder Luthers Geiſt gelten ſoll, ob das Alte, Ueberlieferte in unveränderter Geſtalt erhalten oder ob den geläuterten Religionsanſchauungen der Gegenwart Rechnung getragen werden ſoll. Das Hauptſchlachtfeld iſt Preußen. Von den Zinnen des Königsſchloſſes in Berlin, von wo einſt die Fackel der Aufklärung ſo helle Strahlen herniederſandte, weht jetzt das dunkle Banner der „Rechtgläubigkeit“ herab. Man träumt von einem „chriſtlichen Staate“ und giebt ſich alle erdenkliche Mühe, das Volk zu einer Stufe des Glaubens zurückzudrängen, über die es durch ſeine intellectuelle Bildung längſt hinweggehoben worden iſt. Die Erfolgloſigkeit ſolchen Strebens liegt auf der Hand. Die Luſt am

Forſchen und der Drang nach Freiheit haben die Menſchen unſerer Zeit zu tief erfaßt, und wer einmal vom Baume der Erkenntniß gegeſſen, mag nicht wieder in die Nacht des blinden Glaubens zurück. Wie aber auch die Dinge in Preußen ſich geſtalten mögen, ſie werden maaßgebend für die proteſtantiſche Entwicklung in ganz Deutſchland ſein.

Unſere Zeit ſcheint berufen, das zu vollenden, was Luther begonnen; ſie iſt weſentlich reformatoriſch. Man ſtrebt auf verſchiedenen Wegen zum Urchriſtenthum zurück. Die Menſchen ſind der Herrſchaft der Prieſter und Satzungen überdrüſſig, und der Volksgeiſt fühlt ſich mündig genug, ſie entbehren zu können. Die aufgeklärten Proteſtanten wollen eben ſo wenig einen papiernen Papſt mehr haben, als die Deutſchkatholiken einen lebendigen in Rom. Und wozu auch? Das Geſchrei, daß mit dem Dogma auch zugleich die Religion falle, iſt eitel Lüge und Verleumdung. Die Religion hat eigentlich mit dem Dogma gar nichts gemein. Das Dogma iſt nur das irdiſche Kleid, unter dem die Himmelstochter der Religion auftritt. Ein Kleid aber trägt ſich ab und muß von Zeit zu Zeit mit einem andern vertauſcht werden. So iſt auch das dem deutſchen Volke von Luther zugeſchnittene Kleid demſelben zu eng geworden. Darum weg damit, daß es ſeine Entwickelung nicht hemme! Luther ſelbſt, könnte er wiederkehren,

würde das, was er vor dreihundert Jahren passend gefunden, heute nicht mehr für passend erachten. Andere Speisen verlangt das Kind und andere der Mann. Erkennen das die Mächtigen der Erde nicht, desto schlimmer für sie! Die Zeit mahnt. Untrüglich sind ihre Zeichen. Heil dem, der ihren Ruf versteht!

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Druck von C. H. Hoffeld in Leipzig.

Inhalt des zweiten Bandes.

I. Die anglicaniſche Kirche. 1531—1563. S. 3—61.
Zuſtand Englands unter Heinrich VIII. Charakter dieſes Königs. Wolſey. Cranmer. Heinrich verſtößt ſeine Gemahlin Katharina von Arragonien und heirathet Anna von Boleyn. Bannfluch des Papſtes. Trennung Englands von Rom. — Die Art, wie Heinrich reformirt. Die ſechs Artikel. Der Supremateid. Anfänge der anglicaniſchen oder Episcopalkirche. — Verfolgung Andersglaubender. Fryth. Tindal. Barnes, Gerard, Jerome. Fiſher. Thomas Moore. — Thomas Cromwell, Kanzler. Anna Boleyn's Hinrichtung. — Johanna Seymour. Anna von Cleve. — Cromwell's Sturz. Katharina Howard. Katharina Parr. — Theologiſche Streitigkeiten und Hinrichtungen. Lambert. Anna Ascue. Gräfin Salisbury. Graf Surrey. — Heinrich's VIII. Tod. Charakteriſtik ſeiner Regierung. — Eduard VI. Somerſet Protector. Durchgreifende Reformation. — Zug gegen Schottland. Sieg bei Pinkey. — Admiral Seymour's Umtriebe und Tod. Warwick. Somerſet's Sturz und Hinrichtung. — Northumberland Protector. Fortſetzung des Reformationswerks. Die 42 Artikel. — Die Succeſſionsverhältniſſe des Hauſes Tudor. Johanna Gray. — Eduard's VI. Tod. Northumberland proclamirt Johanna Gray als Königin. Niederlage und Enthauptung deſſelben. —

Maria Tudor; ihr Portrait. Katholiſche Reaction. Verheirathung der Königin mit Philipp von Spanien. — Mißlungener Aufſtand. Hinrichtung Johanna Gray's. — Wiederanſchluß Englands an Rom. Cardinal Poole. — Die Inquiſitoren Gardiner und Bonner. Blutige Verfolgung der Reformirten. Rogers; Hooper; Saunders; Hawkes, Bradford, Taylor; Thomkins; Hunter; die Frau in Guernſey. Ridley und Latimer. Cranmer. — Antinationale und gewaltthätige Politik der Königin Maria. Ihr Tod. — Eliſabeth; ihr Portrait. — Wiederherſtellung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. Der Eid der Suprematie; die 39 Artikel; die Uniformitätsacte. Ausbau der anglicaniſchen Kirche. Die Diſſenters. Conformiſten und Nonconformiſten. Wechſelbeziehungen zwiſchen den kirchlichen und politiſchen Parteiungen.

II. Die Presbyterianer in Schottland. 1527 — 1603. S. 62 — 105.

Geiſtige Finſterniß in Schottland bei Beginn der Reformation. Jakob V. Patrick Hamilton. — Jakob's Tod. Seine einjährige Tochter Maria. Graf von Arran, Regent. Erzbiſchof Beaton. Verfolgung der Reformationsanhänger. Georg Wiſhard. Beaton's Ermordung. — Erzbiſchof Hamilton. Fortſetzung der Religionsverfolgung. Walter Mill. — Der Reformator Knox. Sein Wirken in Saint-Andrews. Bezwingung dieſer Stadt. Knox und ſeine Anhänger kommen auf die franzöſiſchen Galeeren. Befreiung aus der Knechtſchaft. Knorens weitere Schickſale in England, Deutſchland und der Schweiz. — Maria von Guiſe, Regentin von Schottland. Knox kehrt in

ſein Vaterland zurück. Anklage gegen ihn. Er verbannt ſich noch einmal. Störung des Egidienfeſtes in Edinburg. Die Congregation Chriſti. Knox ſchürt von Genf aus die Flamme. Sein „Trompetenſtoß gegen das Weiberregiment.“ — Politiſche Stellung der Reformirten und Katholiken. Die Congregation ruft Knox zurück. — Portrait des ſchottiſchen Reformators. — Die Vorgänge in Perth. Ausbruch des Bürgerkriegs. Das Kriegsglück wechſelt. Nochmalige Waffenerhebung der Presbyterianer. Tod der Regentin. Friede. — Zuſammentritt des Parlaments. Sieg des reformatoriſchen Princips. Einführung der Reformation in Schottland. Lehre und Kirchenverfaſſung der Presbyterianer. — Maria Stuart, aus Frankreich zurückgekehrt, übernimmt ſelbſt die Regierung. Charakteriſtik derſelben. — Unkluges Auftreten Maria's. Mißtrauen des Volkes gegen ſie. Unterredung zwiſchen ihr und Knox. — Knox ergreift Partei gegen die Königin. Er wird peinlich angeklagt, jedoch freigeſprochen. — Vermählung Maria's mit Heinrich Darnley. Rizzio; deſſen Ermordung. — Bothwell. Darnley's gewaltſamer Tod. Maria, von Bothwell entführt und mit ihm vermählt. — Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit. Bothwell verjagt, Maria in Gewahrſam gebracht. Krönung Jakob's VI. Graf Murray, Regent. — Maria entweicht aus ihrem Gefängniß Lochleven, wird bei Glasgow geſchlagen und flieht nach England. Von Murray angeklagt, wird ſie zur Gefangenen Englands erklärt. Zwei Aufſtandsverſuche zu ihren Gunſten werden unterdrückt. — Murray's Ermordung, Hamilton's Hinrichtung. Graf Morton, Regent. — Knox ſtirbt. — Babingtons Mordverſuch auf Eliſabeth von England. Maria Stuart's letzte Schickſale. Ihr Prozeß; ihre Hinrichtung. Rechtfertigung

des Todesurtheils. — Jakob VI. entledigt ſich des Regenten Morton und nimmt die Zügel der Regierung ſelbſt in die Hand. Gegenſatz zwiſchen ihm und Eliſabeth. Blüthe Englands unter Eliſabeth. Eliſabeth's Tod. Jakob VI. folgt ihr als Jakob I. in der Regierung. Vereinigung Englands mit Schottland unter einem Haupte.

III. Die Puritaner in England und die Revolution. 1603—1688. S. 106—224.

Die Stuarts. Jakob I.; ſein Portrait. Mißhelligkeiten zwiſchen ihm und den kirchlichen Parteien. Die Pulververſchwörung. — Jakobs Günſtlinge. Verheirathung des Kronprinzen mit Henriette von Frankreich, einer Katholikin. — Jakobs Stellung zu den Parlamenten. Seine Schwäche und deren Urſache. Sein Tod. — Karl I. Seine Eigenheiten und Grundſätze. Coalition der Episcopalen und Puritaner gegen ihn. — Erſtes Parlament. Deſſen Widerſtand und Auflöſung. — Zweites Parlament. Abermalige Auflöſung deſſelben. — Eigenmächtiges Gebahren des Königs. — Drittes Parlament. Karl's Thronrede. Die Reden des Kanzlers und Sir Benjamin Rudyard's. Die Bitte um Recht. Zuſatz des Oberhauſes. Verhandlung des Unterhauſes über den Ausdruck „ſouveräne Macht.“ Das Oberhaus ſchließt ſich dem Unterhaus an. Mißgriff des Hofes. Klagen des Unterhauſes über die Verwaltung Buckingham's. Vertagung des Parlaments. — Ermordung Buckingham's. Strafford und Laud. — Wiederbeginn der Parlamentsſitzungen. Hollis. Proteſtation des Unterhauſes. Auflöſung des Parlaments. — Verſuch der Alleinherrſchaft. Criminalunterſuchung gegen Elliot, Hollis, Valentin und ſechs andere Oppoſitionsmänner. Elliot ſtirbt im Gefängniß. — Strafford's und Laud's Verwaltung. Weltliche und geiſtliche Uebergriffe.

Die neue Liturgie. Preßzwang und Preßprozesse. Prynne, Burton, Bastwick. Anderweite Verurtheilungen. Verbot der Auswanderung. — Hampden, Pym und Oliver Cromwell. Hampden verweigert das Schiffsgeld. Sein Prozeß und seine Verurtheilung. — Empörung der Schotten gegen die ihnen aufgedrungene Liturgie. Der Covenant. Bürgerkrieg. Friede. — Viertes Parlament. Energisches Auftreten der Opposition. Auflösung des Parlaments. Verhaftung der Volksmänner Billasis, Hotham und Aew. Unruhen in London. — Krieg des Königs gegen Schottland. Niederlage des englischen Heers bei Newburn an der Tyne. Straffords Stern erbleicht. — Fünftes oder langes Parlament. Strafford des Hochverraths angeklagt und verhaftet. Säuberung des Unterhauses von unwürdigen Mitgliedern; Befreiung der verhafteten Volksfreunde; Gesetze über das Tonnen- und Pfundgeld und über regelmäßige Versammlung der Parlamente. — Doppelzüngigkeit des Königs. Strafford's Prozeß und Hinrichtung. — Annahme dreier wichtiger Gesetzentwürfe. Reise des Königs nach Schottland. Versprechungen. — Katholischer Aufstand in Irland. Greuelscenen daselbst. — Vermehrtes Mißtrauen gegen Karl. Die Remonstranz. Bestimmungen über das Militärwesen. Austritt der Bischöfe aus dem Parlament und Protestation derselben. Das Unterhaus läßt sie verhaften. — Die Rundköpfe und die Cavaliere. — Versuchter Gewaltstreich des Königs gegen die Unverletzlichkeit des Parlaments. Mißlingen desselben. Ausbruch der Revolution. — Karls Flucht von London. Rüstung beider Parteien. — Beginn des Bürgerkriegs. Gefechte bei Edgehill, Stratton, Wycomb, Chalgrave und Roundwaydown. — Schlacht bei Newbury. Sieg des Parlamentsgenerals Fairfax bei Nantwich. Nieder-

lage des Prinzen Ruprecht bei Marſtonmoore und König Karls bei Newbury. — Oliver Cromwell's erſte Kriegsthaten. Wachſender Einfluß deſſelben. — Die Independenten. Die Leveller. Politiſche Stellung der kirchlichen Parteien. — Herrſchaft der Presbyterianer. Einführung der presbyterianiſchen Kirchenverfaſſung. Hinrichtung des Biſchofs Laud. — Unterhandlungen zwiſchen Karl und den Presbyterianern. Schritte Cromwell's dagegen. Die Selbſtentſagungsacte. Fairfax Obergeneral. Herrſchaft der Independenten im Heere. — Montroſe's Empörung in Schottland. Niederlage Karl's bei Naſeby. Unterdrückung des Montroſe'ſchen Aufſtandes. — Karl, von Fairfax und Cromwell auf das Aeußerſte bedrängt, flüchtet zu dem ſchottiſchen Heere und wird von dieſem an die Parlamentstruppen ausgeliefert. Das Parlament läßt ihn auf das Schloß Holmby bringen. — Conflikt zwiſchen dem Parlament und der Armee. Der Kriegsrath. Der Parteigänger Joyce entführt den König aus dem Schloſſe Holmby in's Lager. — Das Heer rückt gegen London vor. Die presbyterianiſchen Häupter werden gezwungen, aus dem Parlamente auszutreten. Unruhige Auftritte in London. Sechzig Independenten, beſorgt um ihre Sicherheit, fliehen in's Lager und werden von dem Heere triumphirend auf ihre Parlamentsſitze zurückgeführt. — Aufenthalt des Königs in Hamptoncourt. Argliſt deſſelben. Seine Flucht auf die Inſel Wight. Neue Feſtſetzung deſſelben. Aufſtände zu ſeinen Gunſten in Schottland und Wales. — Das Parlament beſchließt, alle Unterhandlungen mit dem treubrüchigen König abzubrechen. Cromwell ſchlägt die Schotten bei Preſton; Fairfax dämpft die Unruhen in Wales. — Letzter Vermittlungsverſuch der Presbyterianer. Abführung des Königs auf das Schloß Hurſt. Zwiſt

ischen den Presbyterianern und Independenten. Die Neigung des Obersten Pride. Herrschaft der Independenten im Parlamente. — Der König wird nach Windsor und von da nach Whitehall gebracht. Prozeß und Hinrichtung desselben. — England zur Republik erklärt. — Aufstand in Schottland unter Montrose. Niederlage und Tod desselben. Aufstand in Irland unter Ormond. Unterdrückung desselben durch Cromwell. — Karl's des Ersten Sohn, Karl II., landet in Schottland und wird von den Presbyterianern zum König ausgerufen. Cromwell zieht gegen Schottland und schlägt das schottische Heer unter Leslie bei Dunbar. — Krönung Karl's zu Scone. Vernichtung seines letzten Heeres bei Worcester. Er flieht nach Frankreich. — Auflösung des langen Parlaments durch Cromwell. — Das Barebone-parlament. — Cromwell zum Lord-Protector der drei Reiche ernannt. Seine Regierung; sein Tod. — Cromwell's Sohn, Richard, folgt ihm im Protectorat, legt es jedoch bald nieder. — Das Rumpfparlament. Auflösung durch Lambert. — Monk. — Wiederherstellung des Königthums. Karl II. Reactionärer Charakter seiner Regierung. Verfolgung und Hinrichtung der „Königsmörder." — Wiederherstellung der Episcopalverfassung. Katholische Sympathien des Königs. Das Toleranzedict. Die Testacte. Die Habeas-corpus-Acte. — Titus Oates und die Katholikenverschwörung. Stafford. — Russell, Algernon Sidney und ihre Freunde. — Die Cameronianer in Schottland. — Die letzten Jahre von Karl's Herrschaft. Sein Tod. — Jakob II. Die Empörungen Monmouth's und Argyle's. Blutige Reaction. Vollendeter Despotismus. — Zweite Revolution. Wilhelm von Oranien besteigt als Wilhelm III. den englischen Thron. Die Declaration der Rechte. Sicher-

des Todesurtheils. — Jakob VI. entledigt ſich des Regenten Morton und nimmt die Zügel der Regierung ſelbſt in die Hand. Gegenſatz zwiſchen ihm und Eliſabeth. Blüthe Englands unter Eliſabeth. Eliſabeth's Tod. Jakob VI. folgt ihr als Jakob I. in der Regierung. Vereinigung Englands mit Schottland unter einem Haupte.

III. Die Puritaner in England und die Revolution. 1603—1688. S. 106—224.

Die Stuarts. Jakob I.; ſein Portrait. Mißhelligkeiten zwiſchen ihm und den kirchlichen Parteien. Die Pulververſchwörung. — Jakobs Günſtlinge. Verheirathung des Kronprinzen mit Henriette von Frankreich, einer Katholikin. — Jakobs Stellung zu den Parlamenten. Seine Schwäche und deren Urſache. Sein Tod. — Karl I. Seine Eigenheiten und Grundſätze. Coalition der Episcopalen und Puritaner gegen ihn. — Erſtes Parlament. Deſſen Widerſtand und Auflöſung. — Zweites Parlament. Abermalige Auflöſung deſſelben. — Eigenmächtiges Gebahren des Königs. — Drittes Parlament. Karl's Thronrede. Die Reden des Kanzlers und Sir Benjamin Rudyard's. Die Bitte um Recht. Zuſatz des Oberhauſes. Verhandlung des Unterhauſes über den Ausdruck „ſouveräne Macht.“ Das Oberhaus ſchließt ſich dem Unterhaus an. Mißgriff des Hofes. Klagen des Unterhauſes über die Verwaltung Buckingham's. Vertagung des Parlaments. — Ermordung Buckingham's. Strafford und Laud. — Wiederbeginn der Parlamentsſitzungen. Hollis. Proteſtation des Unterhauſes. Auflöſung des Parlaments. — Verſuch der Alleinherrſchaft. Criminalunterſuchung gegen Elliot, Hollis, Valentin und ſechs andere Oppoſitionsmänner. Elliot ſtirbt im Gefängniß. — Strafford's und Laud's Verwaltung. Weltliche und geiſtliche Uebergriffe.

Die neue Liturgie. Preßzwang und Preßprozesse. Prynne, Burton, Bastwick. Anderweite Verurtheilungen. Verbot der Auswanderung. — Hampden, Pym und Oliver Cromwell. Hampden verweigert das Schiffsgeld. Sein Prozeß und seine Verurtheilung. — Empörung der Schotten gegen die ihnen aufgedrungene Liturgie. Der Covenant. Bürgerkrieg. Friede. — Viertes Parlament. Energisches Auftreten der Opposition. Auflösung des Parlaments. Verhaftung der Volksmänner Billasis, Hotham und Aew. Unruhen in London. — Krieg des Königs gegen Schottland. Niederlage des englischen Heers bei Newburn an der Tyne. Straffords Stern erbleicht. — Fünftes oder langes Parlament. Strafford des Hochverraths angeklagt und verhaftet. Säuberung des Unterhauses von unwürdigen Mitgliedern; Befreiung der verhafteten Volksfreunde; Gesetze über das Tonnen- und Pfundgeld und über regelmäßige Versammlung der Parlamente. — Doppelzüngigkeit des Königs. Strafford's Prozeß und Hinrichtung. — Annahme dreier wichtiger Gesetzentwürfe. Reise des Königs nach Schottland. Versprechungen. — Katholischer Aufstand in Irland. Greuelscenen daselbst. — Vermehrtes Mißtrauen gegen Karl. Die Remonstranz. Bestimmungen über das Militärwesen. Austritt der Bischöfe aus dem Parlament und Protestation derselben. Das Unterhaus läßt sie verhaften. — Die Rundköpfe und die Cavaliere. — Versuchter Gewaltstreich des Königs gegen die Unverletzlichkeit des Parlaments. Mißlingen desselben. Ausbruch der Revolution. — Karls Flucht von London. Rüstung beider Parteien. — Beginn des Bürgerkriegs. Gefechte bei Edgehill, Stration, Wycomb, Chalgrave und Roundwaydown. — Schlacht bei Newbury. Sieg des Parlamentsgenerals Fairfax bei Nantwich. Nieder-

Borromeo. — Reformirung der übrigen Orden. — Die Jesuiten. Ignaz Loyola. Sein Leben; sein Portrait. — Verfassung und Grundsätze des Jesuitenordens. Ausbreitung desselben. — Kritik des Jesuitismus.

VII. Deutschland. Die katholische Reaction und die protestantische Theologie. 1558 — 1612. S. 328 — 378.

Politische Verhältnisse Deutschlands. — Kaiser Ferdinand I. — Maximilian II. Charakteristik desselben. — Rudolph II. Kritik seiner Regierung. — Kirchliche Verhältnisse in Deutschland. Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten. — Katholische Reaction. Die Hauptreactionärs. — Kurfürst Gebhard von Köln. — Die Bischofswahl in Straßburg; die Aechtung der Stadt Donauwerth. — Zänkereien unter den Protestanten. Eifersucht zwischen Wittenberg und Jena. — Der Königsberger Streit. Mörlin und Osiander. — Der Bremer Streit. Unduldsamkeit der Orthodoxen. — Melanchthon's Tod. — Der Frankfurter Receß. Die Confutation. Flacius. Protestantische Inquisition in Jena. — Nachwehen des Königsberger Streites. — Kursachsen und Kurpfalz. Der Heidelberger Katechismus. — Der Kryptocalvinismus. — Der Abendmahlsstreit. Kurfürst August von Sachsen. Peucer und seine Schicksalsgenossen. — Das Torgauer Buch. Die Concordienformel. — Wiederemporkommen der Kryptocalvinisten in Sachsen. Kanzler Krell. Mißstimmung des Volkes. Beispiele von Fanatismus. Krell's Hinrichtung. — Begriffe des Volks vom Calvinismus. Noch einige Beispiele protestantischer Unduldsamkeit. — Hierarchische Gelüste der protestantischen Geistlichkeit. Versteinerung des Protestantismus. Die symbolischen Bücher.

— Die praktisch-christliche oder mystische Richtung und ihre Vertreter.

VIII. Protestantische Secten. Der Glaubensstreit in Holland. S. 379 — 405.

Die Wiedertäufer. Menno Simonis. — Die Socinianer. Lälius Socinus. Der Dreieinigkeitsstreit. Faustus Socinus. Die Grundzüge seiner Lehre. Ausbreitung des Socinianismus und seine Apostel. — Glaubensdifferenzen in den Niederlanden. Gomarus und Arminius. Die Remonstranten und Contraremonstranten. Unterscheidungslehren beider Parteien. — Moritz von Oranien. Oldenbarneveldt. — Die Dordrechter Synode. Verurtheilung der Remonstranten. Religionsverfolgung. Oldenbarneveldt's Prozeß und Hinrichtung. Hugo Grotius. — Spätere Rehabilitation der Remonstranten. — Rückblick auf den Zwiespalt zwischen Lutheranern und Reformirten.

IX. Die böhmischen Unruhen. 1609 — 1621. S. 406 — 449.

Religionsverhältnisse in Böhmen. Ueberwiegen des Protestantismus. — Kaiser Rudolph II. Der Majestätsbrief. Die Defensoren des Glaubens. — Kaiser Matthias. König Ferdinand. — Die zehn Statthalter. Slawata und Martinitz. Weltliche und geistliche Unterdrückung. — Die Vorgänge in Braunau und Klostergrab. — Graf Thurn. Vorstellung der Landesdeputirten. Abschlägiger Bescheid. — Der Fenstersturz in Prag. — Die Directoren. Ausbruch der Revolution in Böhmen. Thurn glücklich im Felde. Abfall Mährens und Schlesiens von Oesterreich. — König Ferdinand besteigt den deutschen Kaiserthron als Ferdinand II. Fanatismus

desselben. Trübe Aussichten bei der Thronbesteigung. Dringende Gefahr und wunderbare Rettung. — Kurfürst Friedrich von der Pfalz zum König von Böhmen, Mähren und Schlesien erwählt. Portrait desselben. — Mißgriffe des neuen Königs. — Erbärmliche Politik Kursachsens und der protestantischen Union. — Die katholische Liga. Maximilian von Baiern. — Weitere Mißgriffe König Friedrichs. — Die Schlacht am weißen Berge. — Friedrich's Flucht. Völlige Unterwerfung Böhmens. — Furchtbare Reaction. Der blutige Landtag von Prag. — Gegenreformation in Böhmen. Brutalitäten. — Vernichtung des Majestätsbriefes. **Finis Bohemiae!** — Die Fanatiker der drei Confessionen.

X. Der dreißigjährige Krieg. 1618 — 1648. S. 450 — 542.

Besetzung der Pfalz. Auflösung der protestantischen Union. — Graf Mansfeld; sein Portrait. — Mansfeld's Zug in die Pfalz. Treffen bei Wiesloch. — Herzog Christian von Braunschweig; sein Portrait. — Markgraf Georg von Baden. Schlacht bei Wimpfen. Heldentod der 400 Pforzheimer. — Gefecht bei Darmstadt. Schlacht bei Höchst. — Mansfeld's und Christian's Zug in die Niederlande. Treffen bei Fleurus. — Kurfürstentag zu Regensburg. Die pfälzische Kurwürde und die Oberpfalz kommen an Baiern, die Lausitz an Sachsen. — Rüstung des niedersächsischen Kreises. Schlacht bei Stadtlohn. — Christian von Braunschweig nach Holland, Mansfeld nach London. Friede mit Bethlen Gabor. — Ferdinand II. läßt trotz des Friedens sein Heer nicht auseinander gehen. Bund gegen ihn. Mansfeld, Herzog Christian, König Christian IV. von Dänemark. — Verlegenheit des Kaisers. Wallenstein's Anerbieten. —

Tilly und Wallenſtein; ihre Portraits. — Mansfeld bei Deſſau geſchlagen. — Chriſtian von Braunſchweig ſtirbt. — Chriſtian IV. bei Lutter am Barenberg geſchlagen. — Mansfeld's Tod. — Johann Ernſt von Weimar ſtirbt. — Wallenſtein's Kriegsführung. Seine Erpreſſungen. Erhebung deſſelben zum Reichsfürſten. Sieg bei Aalborg. — Stralſund. — Friedensſchluß mit Dänemark und den Hanſeſtädten zu Lübeck. — Das Reſtitutionsedikt. Magdeburgs Widerſtand. — Der Reichstag zu Regensburg. Wallenſteins Sturz. — Umſichgreifen des Katholicismus. Guſtav Adolph, König von Schweden, landet in Deutſchland. Sein Portrait. Parallele zwiſchen Guſtav Adolf und Wallenſtein. — Pommern und Mecklenburg den Kaiſerlichen abgenommen. Gräuel in Paſewalk. — Der Fürſtentag zu Leipzig. — Die Zerſtörung von Magdeburg. — Sachſen verbündet ſich mit Schweden. Niederlage Tilly's bei Breitenfeld. — Umſchwung der Dinge in Deutſchland. Die Sachſen fallen in Böhmen ein, die Schweden bringen gegen die Rheinländer und Baiern vor. Tilly's Tod. — Guſtav Adolph in Augsburg und München. — Wallenſtein, zum öſterreichiſchen Generaliſſimus ernannt, ſtellt ein neues Heer in's Feld. Treffen bei Nürnberg. — Schlacht bei Lützen. Guſtav Adolph's Tod. — Herzog Bernhard von Weimar. Axel Oxenſtierna. Der Heilbronner Bund. — Wallenſtein's Sieg bei Steinau. Seine ehrgeizigen Pläne; ſeine Ermordung zu Eger. — Niederlage der Schweden bei Nördlingen. Der Prager Friede. Bernhard von Weimar tritt in franzöſiſche Dienſte. — Treffen bei Dömitz und Kiritz. Banner, ſchwediſcher Feldherr. Sieg deſſelben bei Wittſtock. — Kaiſer Ferdinand II. ſtirbt. Ferdinand III. — Bernhard von Weimar am Rhein. Glänzende Erfolge deſſelben.

Sein Tod. — Banner's Tod. Leonhard Torſtenſon, ſein Nachfolger im Oberbefehl. Unternehmungen deſſelben. Sieg der Schweden bei Breitenfeld. — Marſchall Guebriant. Niederlage der Franzoſen bei Tuttlingen. — Dänemark nimmt Partei gegen Schweden. Torſtenſon's Siege bei Jüterbock und Jankowitz. Friede von Brömſebro. Sachſen und Baiern gedemüthigt. — Torſtenſon legt den Oberbefehl nieder. Guſtav Wrangel, ſein Nachfolger. — Marſchall Türenne am Rhein. — Sieg der Schweden bei Zusmarshauſen. General Königsmark überrumpelt Prag. — Ende des dreißigjährigen Kriegs. Rückblick auf denſelben. — Der weſtphäliſche Friede. Die hauptſächlichſten Beſtimmungen deſſelben. Urtheil über dieſen Frieden und den ihm vorangegangenen Krieg.

Schlußwort. S. 543 — 551.

Notiz für den Buchbinder.

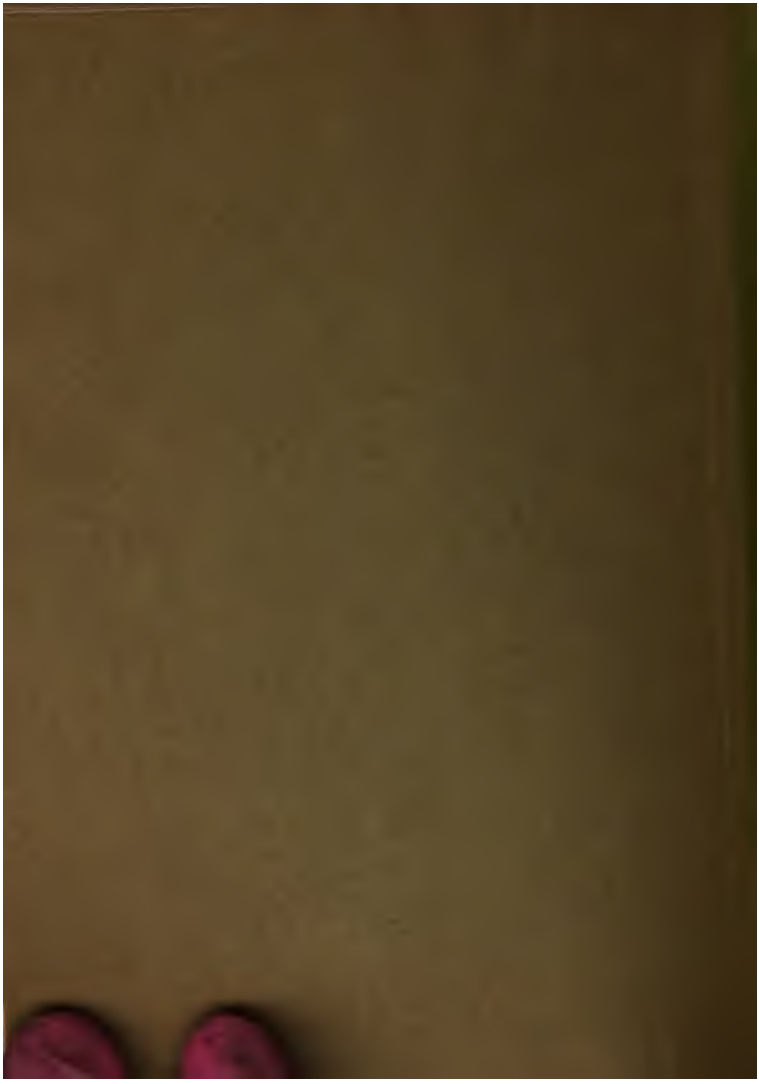
Reihenfolge der Stahlſtiche.

Erſter Band.

1. Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach. Titelbild.
2. Johann Friedrich's Gefangennahme. S. 113.
3. Moritzens Fall in der Schlacht bei Sievershauſen. S. 221.
4. Servet's Verbrennung. S. 258.
5. Coligny's Ermordung. S. 302.
6. Egmont im Kerker. S. 430.
7. Ermordung Wilhelms von Oranien. S. 459.

Zweiter Band.

1. Oliver Cromwell. Titelbild.
2. Johanna Gray. S. 41.
3. Maria Stuart und Knox. S. 88.
4. Ignatius Loyola. S. 312.
5. Der Fenſterſturz von Prag. S. 417.
6. Tilly in Magdeburg. S. 506.



DEC 1 6 1933

DEC 16 1933